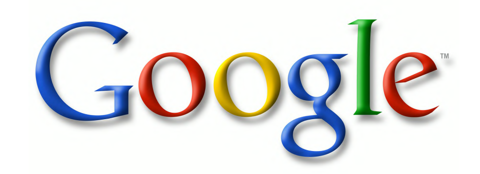
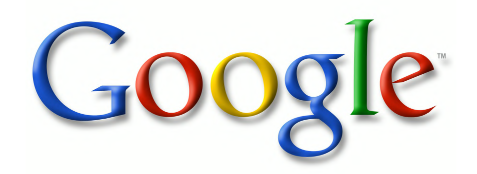
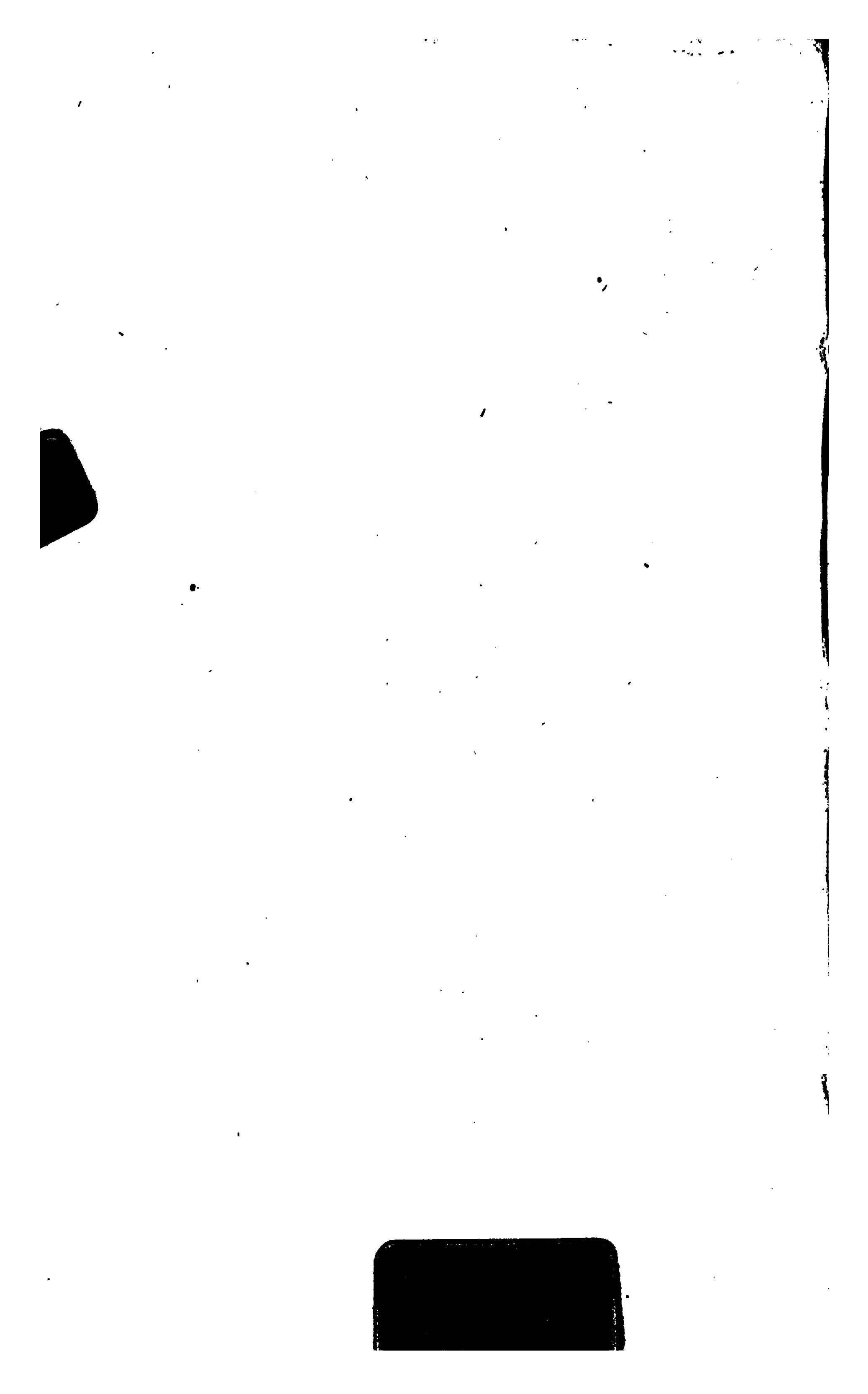






Beiträge

zur

vaterländischen Geschichte.

Herausgegeben

von der

historischen Gesellschaft zu Basel.

Sechster Band.

Basel,
Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung.
1857.

Inhalt.

	Seite
Vorbericht	V
Zur Entstehungsgeschichte des ewigen Bundes der Eidgenossen, von Dr. Remigius Meyer	1
Zwei historische Lieder auf den Beitritt der Stadt Basel zur schweizerischen Eidgenossenschaft	35
Die Reise der Eidgenössischen Gesandten nach Paris im Jahr 1663, zur Beschwörung des Bundes der Schweiz mit Ludwig XIV. von Frankreich, eine Vorlesung von Professor Balthasar Reber	45
Briefe von Bürgermeister Johann Heinrich Wieland J. U. D. aus den Jahren 1797—1803, mitgetheilt durch Karl Wieland J. U. D.	123
Beatus Rhenanus, von Jakob Mähly, Dr.	151
Die Armenherberge in Basel, von Dr. Theodor Meyer-Merian	209
Pater Gregor Girard, eine biographische Skizze von J. W. Heß, Lehrer am Real-Gymnasium	241
Urkunden I. Schirmbrief des Raths von Basel für zwei Juden, mitgetheilt von Herrn Leonhard Oser, S. M. C.	279
II. Urkunden über Hexenprozesse, aus dem Staatsarchiv in Bern, mitgetheilt durch Herrn Staatsschreiber Moritz von Stürler	284

Vorbericht.

Die historische Gesellschaft zu Basel übergiebt hiemit den Freunden der vaterländischen Geschichte den sechsten Band ihrer historischen Beiträge. Die im vorigen Jahre zur fünfhundertjährigen Erinnerung an das Erdbeben herausgegebene Schrift: Basel im vierzehnten Jahrhundert ist ebenfalls von Mitgliedern unserer Gesellschaft verfaßt worden. Die im vorliegenden Bande abgedruckten Vorträge behandeln nicht nur die frühere Geschichte der Stadt Basel, sondern auch die des gesammten schweizerischen Vaterlandes und sind theils im Schooße der Gesellschaft selbst, theils in ihrem Namen vor einem gemischten Publikum gehalten worden. In den vier Wintersemestern vom 20. Oktober 1853 bis 5. März 1857, seit dem Erscheinen des fünften Bandes, sind von 33 Mitgliedern 55 Vorträge gehalten worden, wovon 23 öffentlich. Wir zählen dieselben in der chronologischen Reihenfolge auf, zuerst die über schweizerische Gegenstände, dann die über außerschweizerische.

Schweizerische Vorträge.

1853—1857 (außer den in diesem Bande abgedruckten).

Herr Dr. Fechter: Ueber die politische Emancipation der Handwerker in Basel und den Eintritt ihrer Zünfte in den Rath, (abgedruckt im schweizerischen Archiv).

Herr Kandidat Oser: Ueber die Juden in Basel vor der Zeit der Reformation.

Herr Dr. Theodor Meyer-Merian: Ueber die Pest und die Judenverfolgung in Basel und die Geißlerfahrten zur Zeit des Erdbebens (abgedruckt in der Schrift zur Erinnerungsfeier des Erdbebens: Basel im 14ten Jahrhundert).

Herr J. R. Burkhardt, J. U. D.: Ueber die baslerischen Chroniken der Familien Brand, Socin und Fäsch.

Herr Kandidat Buxtorf: Ueber Antistes und Professor Werenfels (abgedruckt als Schulprogramm).

Herr Professor Heußler: Ueber den Bauernkrieg von 1653 im Kanton Basel (besonders herausgegeben).

Derselbe: Versuch einer Bundesrevision im Jahr 1655 (als Universitätsprogramm herausgegeben).

Herr Pfarrer Karl Satorius: Ueber M. Johann Jakob Huber, Pfarrer und Dekan in Sissach und seine Sammlungen zur Geschichte der Stadt und Landschaft Basel.

Außerschweizerische Vorträge.

1853—1857.

Herr Kandidat Zimmermann, Dr. phil.: Ueber die Entzifferung altägyptischer Schriftwerke.

Derselbe: Ueber das Todtengericht bei den alten Aegyptern.

Herr Professor Müller: Ueber den Höhendienst der alten Hebräer.

Herr Dr. J. J. Bachofen: Ueber den Mythus des Gyges.

Herr Professor Wilhelm Vischer: Ueber den Parnaß und seine Umgebung, (abgedruckt in den Verhandlungen der Philologenversammlung zu Altenburg).

Herr Dr. Von Speyr: Ueber das spätere Wirken des Demosthenes.

Herr Dr. J. A. Mähly: Ueber die religiöse Berechtigung des klassischen Alterthums.

Herr Professor Gerlach: Ueber die ätiologischen Mythen (besonders abgedruckt).

Derselbe: Ueber die politischen Parteiungen in Rom zur Zeit von Marius und Sulla (als Universitätsprogramm abgedruckt).

Herr Dr. J. J. Bernoulli: Ueber die Glaubwürdigkeit des Tacitus.

Herr Professor Roth: Ueber die Trojasage der Franken (abgedruckt in Pfeiffers Germania).

Herr Professor Riggenbach: Ueber den Apostel Johannes und die Osterfeier.

Herr Professor Hagenbach: Die neueren Forschungen über die ältere Geschichte der Waldenser.

Herr Professor Grimm: Ueber den Einfluß des Grundbesitzes auf die Ausbildung ständischer Unterschiede.

Herr Professor Wackernagel: Ueber Sevilla (besonders abgedruckt).

Herr Professor Stähelin: Ueber den Cid nach arabischen Quellen.

Herr Professor Floto: Ueber Dante und die divina commedia.

Herr Dr. J. J. Merian: Ueber die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken.

Herr Kandidat Rumpf: Ueber die Ursachen der Unfälle des Protestantismus nach 1560.

Herr Pfarrer Sarasin: Ueber Joachim Neander und seine Lieder.

Herr Karl Bernoulli: Der Untergang von Robespierre.

Herr Kriminalgerichtspräsident Dr. J. J. Vischer: Der Hochverrathsprozeß gegen den General Moreau.

Herr Reinisch: Ueber den Panslavismus.

Herr Karl Bernoulli: Einige Gedanken über die orientalische Frage.

Herr Professor Gelzer: Die weltgeschichtliche Bedeutung des Jahres 1855 (abgedruckt in den protestantischen Monatsblättern).

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder, welche der Reihe nach Vorträge zu halten verpflichtet sind, hat sich seit 1853 von 47 auf 50 vermehrt. Die Gesellschaft hat 4 Mitglieder durch den Tod verloren: die Herren Professor Streuber, Dr. Von Speyr, Rektor Heußler und Architekt Berri. Ausgetreten sind 4 Mitglieder, von denen 3 unsere Stadt verlassen haben: die Herren Professor Jakob Burckhardt, Professor Grimm und Professor Zimmermann. Die Herren Antistes Burckhardt und Rathsherr Peter Merian sind zu Ehrenmitgliedern ernannt worden. Dagegen sind 13 neue Mitglieder eingetreten. Unter den korrespondierenden Mitgliedern hat die Gesellschaft den Tod von Herrn Pfarrer Rudolf Hanhart in Gachnang und unter den Ehrenmitgliedern den von Herrn Johann Caspar Zellweger in Trogen zu beklagen. Die Zahl der korrespondierenden Mitglieder ist von 14 auf 18 gestiegen durch die Wahl der Herren Archivar Kothing in Schwyz, Staatsschreiber Moritz von Stürler in Bern und Pastor Johannes Geffcken in Hamburg. Ebenso hat die Zahl der Ehrenmitglieder um 6 zugenommen, indem seither die Herren Professor Schnell, Archivar Krug, Archivar Gerold Meyer in Zürich, Professor Karl Schmidt in Straßburg, Junker Georg von Wyß zu solchen ernannt worden sind.

Der Bestand der Mitglieder ist nunmehr folgender:

Ordentliche Mitglieder: 50.

1. Herr Professor Arnold.
2. „ J. U. D. Bachofen.

3. Herr Dr. J. J. Bernoulli.
4. " Karl Bernoulli.
5. " Pfarrer Abel Burkhardt.
6. " J. U. D. August Burckhardt.
7. " J. U. D. Emanuel Burckhardt.
8. " Fiskal J. R. Burckhardt, J. U. D.
9. " J. U. D. Karl Burckhardt.
10. " Theophil Burkhardt.
11. " Kandidat Burtorf.
12. " Pfarrer Cherbuin.
13. " Dr. Fechter.
14. " Professor Floto.
15. " Professor Gelzer.
16. " Professor Gerlach.
17. " Professor Hagenbach.
18. " Kandidat Heß.
19. " Professor Heußler.
20. " Pfarrer Kündig.
21. " Dr. J. A. Mähly.
22. " Dr. J. J. Merian, d. Z. Schreiber.
23. " Dr. Remigius Meyer.
24. " Dr. Meyer-Merian.
25. " Professor Müller, d. Z. Seckelmeister.
26. " Kandidat Oser.
27. " Kandidat Ostertag,
28. " Pfarrer Preiswerk.
29. " Professor Reber.
30. " Reinisch.
31. " Dr. Mar. Rieger.
32. " Professor Riggenbach.
33. " Professor Roth.
34. " Kandidat Rumpf.
35. " Pfarrer Sarasin.
36. " Pfarrer Sartorius.

37. Herr Licentiat Schmid.
38. " Professor Stähelin.
39. " Pfarrer Ernst Stähelin.
40. " Professor Steffensen.
41. " J. U. D. Karl Stehlin.
42. " Pfarrer Stockmeyer.
43. " Dr. J. J. Vischer, Kriminalgerichtspräsident.
44. " Professor Wilhelm Vischer.
45. " Dr. Wilhelm Vischer.
46. " Professor Wackernagel, d. Z. Präsident der Gesellschaft.
47. " Dr. Wölflin.
48. " J. U. D. Karl Wieland.
49. " J. U. D. Wirz.
50. " Kandidat C. F. Zimmermann, Dr. phil.

Korrespondierende Mitglieder: 18.

1. Herr Geheimer Justizrath Professor Beseler in Greifswalde.
2. " Professor Jakob Burckhardt in Zürich.
3. " Pastor Johannes Geffcken bei St. Michael in Hamburg.
4. " Direktionsrath Julius Grimm in Wien, J. U. D.
5. " Professor Herzog in Erlangen.
6. " Dr. Ferdinand Keller in Zürich.
7. " Archivar Kothing in Schwyz.
8. " Professor Leist in Jena.
9. " Dr. Heinrich Meyer in Zürich.
10. " Professor Heinrich Michelant in Paris.
11. " Professor Planck in Kiel.
12. " Quiquerez, ancien préfet in Bellerive, Kt. Bern.
13. " Dr. Schärer in Bern.
14. " Professor Schenkel in Heidelberg.
15. " Staatsschreiber und Staatsarchivar Moritz von Stürler in Bern.
16. " Pfarrer Trechsel in Bechingen, Kt. Bern.

17. Herr Wunderlich, Mitglied des Ober-Appellationsgerichts in Lübeck.
18. „ Zimmermann, Mitglied des Ober-Appellationsgerichts in Lübeck.

Ehrenmitglieder: 22.

1. Herr Joseph Bergmann, kaiserlicher Rath in Wien.
2. „ Antistes Burckhardt in Basel.
3. „ Regierungsrath Chmel, k. k. Hof- und Staatsarchivar in Wien.
4. „ Professor Hottinger in Zürich.
5. „ Dr. Hurter in Wien.
6. „ Andreas Köchlin in Mühlhausen.
7. „ Professor Kortüm in Heidelberg.
8. „ Archivar Krug in Basel.
9. „ Professor Matile in Philadelphia.
10. „ Rathsherr Peter Merian in Basel.
11. „ Archivar Gerold Meyer in Zürich.
12. „ Archivdirektor Mone in Karlsruhe.
13. „ Professor Dr. Franz Pfeiffer in Wien.
14. „ Professor Karl Schmidt in Straßburg.
15. „ Professor Schnell in Basel.
16. „ Professor Dr. Schreiber in Freiburg im Breisgau.
17. „ Pfarrer Schuler in Aerlisbach, Kt. Aargau.
18. „ J. Trouillat, Maire in Pruntrut.
19. „ Professor Vuillemin in Lausanne.
20. „ k. k. Geheimrath und Minister Freiherr von Wessenberg in Wien.
21. „ Oberst L. Wurstenberger in Bern.
22. „ Georg von Wyß in Zürich.

Basel im Oktober 1857.

Der Schreiber.

Zur Entstehungsgeschichte

des

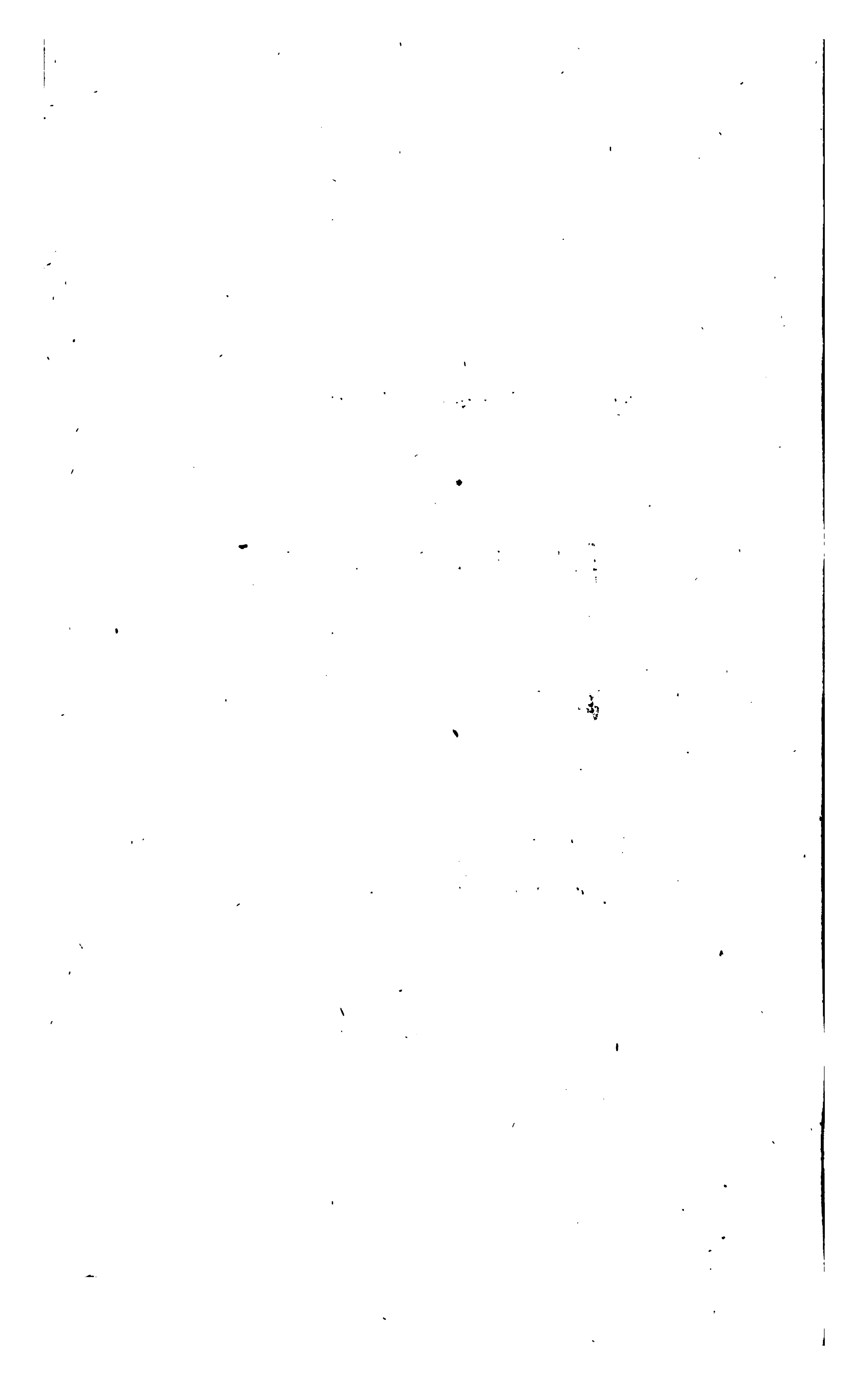
ewigen Bundes der Eidgenossen.

Die Chronik des weißen Buchs von Obwalden, zusammengestellt und verglichen mit den Berichten der übrigen Chronisten

von

Dr. Remigius Meyer.

Vorgetragen den 5. Februar 1857.



Zur Entstehungsgeschichte des ewigen Bundes der Eidgenossen.

Tit.

Die Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft in den Waldstätten ist bis auf den heutigen Tag noch nicht zu einer solchen Lösung gekommen, bei der es nicht erlaubt wäre, sich entweder dem anzuschließen, was bisher fast allgemein als historische Wahrheit gegolten hat, oder aber ungeachtet der großen Autoritäten, die sich für die herkömmliche Ansicht ausgesprochen haben, den ganzen Prozeß einer neuen, redlichen und umsichtigen Prüfung zu unterwerfen.

Eine solche Prüfung heute Ihnen vorzulegen ist nun nicht meine Absicht; dazu bedürfte es eines tiefer gehenden Studiums, einer gründlichern Erwägung aller hierauf bezüglichen Momente, vor Allem auch einer ruhigern Gemüthsstimmung als sie während der letzten Monate bei uns Allen zu erwarten war. Vielmehr beabsichtige ich für heute nur die neulich aufgefundene Chronik des weißen Buches von Obwalden mit den übrigen Chroniken zusammenzustellen und eine Vergleichung sämmtlicher Berichte zu bewerkstelligen. Vielleicht ein nützliches Vorstudium für künftige Arbeiten.

Die Chronisten, welche wir als gleichzeitig mit der Entstehung des Schweizerbundes anzusehen haben, schweigen ent-

weder gänzlich über die Veranlassung zu demselben und den nähern Hergang der Ereignisse, oder aber sie geben uns so schwache Andeutungen, daß wir nur um Weniges klüger werden über die damaligen Verhältnisse.

Es sind ihrer vorzüglich drei, die ich dabei im Auge habe, nämlich: **Johannes Vitoduranus**, **Albertus de Argentina** und **Johannes Victoriensis**. Ueber diese Schriftsteller habe ich in einem frühern Vortrage in Ihrer Mitte die Ehre gehabt, meine Meinung an den Tag zu legen [1]). Der zuerst genannte ist unwidersprochen ein Zeitgenosse jener Ereignisse, und seine Heimath, wie sein Beiname zeigt, ist die Stadt Winterthur. Für die Gleichzeitigkeit des **Albertus de Argentina** habe ich früher Ihnen meine Gründe dargelegt, und eben sowohl dafür, daß unsere Vaterstadt mit Stolz ihn als den Ihrigen ansehen dürfe, und nicht ohne Befriedigung habe ich seither wahrgenommen, daß Männer, auf deren Urtheil ich ein großes Gewicht lege, meiner Ansicht beigetreten sind. Diese beiden gleichzeitigen und einheimischen Chronisten wissen nun von den Zerwürfnissen zur Zeit König Albrechts, von der Vertreibung seiner Vögte und allem demjenigen, was damit in Verbindung gesetzt wird, auch nicht ein Wort. Nur bei Gelegenheit des Morgartenkriegs spricht sich der Mönch von Winterthur auf folgende Weise aus, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß derselbe vom östreichischen Standpunkte aus berichtet. Er sagt: „**Horum tempore anno domini 1315 quaedam gens rusticalis in vallibus dictis Swiz habitans, montibus fere excelsis ubique vallatis, confisa de montium suorum praesidiis et municionibus fortissimis, ab obediencia et stipendiis et consuetis serviciis duci Lüpoldo debitis se subtraxit et ad resistendum sibi se praeparavit**“ und dann geht der Chronist sofort über zur Erzählung des für den Herzog von Oestreich so verderblichen Krieges.

---

1) Abgedruckt im 4. Bande der Beiträge zur vaterländ. Geschichte S. 155—173.

Der zweite unsrer Zeugen: **Albertus de Argentina**, schweigt, je nach dem man es nimmt, entweder gänzlich über die eidgenössischen Verhältnisse damaliger Zeit, oder aber er berichtet in einem Sinne, welcher der schweizerischen Auffassungsweise günstiger ist, als diejenige des erstgenannten Chronisten. Wurstisen nämlich, bisher, so viel mir bekannt ist, der einzige Herausgeber des **Albertus**, schaltet eine Stelle ein, die er in den beiden Handschriften, welche er seinem Texte zu Grunde legte, nicht vorfand, sondern die er den in Basel im Jahr 1553 herausgekommenen von **Cuspinian** edirten Fragmenten entnommen hat. Dieselbe berührt ebenfalls nur den Morgartenstreit und lautet wie folgt: „**Lupoldus ascendit cum magno exercitu versus Suiciam, volens fratri villas illas,** ***quae sunt de jure Imperii*****, subjugare.**

Wenn die beiden zuerst angeführten Gewährsmänner unserm Lande selbst angehören, so ist dieses bei dem dritten, bei **Johannes Victoriensis** keineswegs der Fall. Derselbe war um die Zeit der Entstehung unserer ältesten eidgenössischen Bünde während eines Zeitraums von mehr als dreißig Jahren Abt eines in Kärnten gelegenen Klosters; nichts destoweniger dürfen wir ihn den frühern Zeugen an die Seite stellen; denn als Abgeordneter in den wichtigsten Angelegenheiten an die Herzoge von Oestreich, ja an den König selbst, in vertrautester Verbindung stehend mit Heinrich, Bischof von Trient, einst Kaiser Heinrichs Kanzler, mit Lüpold von Veltingen, dem Vertrauten König Albrechts und noch andern hochgestellten Männern, mußte Johann von Victring ganz besonders wohl unterrichtet seyn über alle Vorgänge jener Zeit. Aber auch Er weiß nichts von jener nach hergebrachter Uebung erzählten Mißachtung königlicher sowohl wie herzoglicher Rechte, nichts von gewaltsamer Vertreibung der Vögte, was Alles er hätte wissen müssen, und als getreuester Anhänger des Habsburgischen Hauses weder unberührt noch ungerügt hätte lassen dürfen; dagegen ist ihm wohlbekannt der blutige Tod König Albrechts und die

schreckliche Blutrache, der Streit am Morgarten, sowie der Kampf des Adels wider das aufblühende Bern.

Aus dem bisher Angeführten haben wir ersehen, daß die Zeitgenossen der eidgenössischen Bünde ein gänzliches Stillschweigen beobachten über die Stiftung derselben und Allem was damit zusammenhängt; und wenn wir uns nun nach andern Quellen für unsere Geschichte umsehen, so finden wir uns genöthigt ein volles Jahrhundert zu überspringen; denn der nächstfolgende unserer Geschichtschreiber ist Conrad Justinger von Bern, Stadtschreiber daselbst von 1411 bis zu seinem im Jahr 1426 erfolgten Tode. Seine auf Befehl des Raths im Jahre 1420 geschriebene Chronik beginnt mit Friedrich des Rothbarts Erwählung zum römischen König und ist fortgeführt bis ins zweite Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts. — Justinger nun ist der Erste, der jener Zerwürfnisse, welche dem Morgartenkrieg vorangingen, Erwähnung thut; ja welcher diesen Streit selbst damit in Verbindung bringt. Allein auch Er weiß noch keine Einzelnheiten zu erzählen, sondern er berichtet ganz im Allgemeinen über die Ursachen der Mißhelligkeiten in folgender Weise:

„Vor alten, langen Ziten, vorhin eh daß Bern wurde angefangen, hattent groß Krieg in dry Waldstädte, Ure, Switz „und Unterwalden, des ersten mit der Herrschaft von Kyburg, „darnach mit den Herren von Habspurg, und am letsten mit „der Herrschaft von Oesterich, und war der Kriegen Ursprung, „als die von Switz und Unterwalden zugehören sollten (als „man seit) einer Herrschaft von Habspurg, und Ure an das „Gottshus zu Frowen-Münster zu Zürich. Nu hattent sich die „von Ure von Altem har verbunden zu den Andern zweyn „Waldstädten und war Sach des Kriegs, daß die Herrschaft „und ihr Vögte und Amptlüte, die in den Landen waren, über „die rechten Dienste, suchtent näw Recht und Bünde (Fünde?). „Auch hieltent sie sich gar frevenlich mit frommer Lüten Wiber „und Döchtern, und wollten ihren Muthwillen an ihnen mit

„Gewalt triben, das aber die ehrbarn Lüt nit wollten vertra-
„gen, und saztent sich wider die Amptlüte. Also stund groß
„Fiendschaft uf zwüschen der Herrschaft und den Ländern, und
„starktent sich die Herren vast wider die Länder. Die von
„Switz hätten auch gern Hilff gesucht an dem römischen Riche,
„daran sie auch gehörtent, nach Inhalt ihr gut Briefen; darzu
„die von Switz vor alten Ziten thatent ein groß Hilff einem
„römischen Kaiser gen Eligurt und an ander Ende, und warent
„da als mannlich, daß ihnen der Kaiser gab an ihr rothen
„Panner das heilig Riche, das ist, alle Wappen der Marter
„unsers Herren Jesu Christi. Und da nun die Herren von
„Habspurg als lang Zit kriegt hattent an die obgenannten
„Waldstädte, daß sie am letsten müde wurden, da suchtent sie
„Hilff und Rat an die Herrschaft von Oesterich; das kam also,
„daß die Herren von Oesterich dem von Habspurg ein Summ
„Geldes gabent um sin Rechtunge; und also gewann ein Herr-
„schaft von Oesterich Rechtung zu den Waldstädten. Was aber
„die Rechtung wäre, laß ich bliben, wenn ichs auch nit luter
„funden han. Wohl meint man, daß sie der Herrschaft gehor-
„sam wurdent, nach Wisung der alten Rechtung, und ob fürer,
„ihnen meh angemutet wurde, damit wolltent sie nit ze tunde
„haben. Da um das etwas Zits gewärt, da suchtent der Herren
„Amptlüte aber nüw Fünde und frömde Anmutungen, die aber
„die Länder nit wolltent liden; also erhebent sich Krieg zwü-
„schen beiden Theilen lang Zit, und erwartent sich die armen
„Länder wider die großen Herren alle, wann sie niemand hattent,
„der ihnen hilflichen war. Luzern, Glarus, Entlibuch, Unter-
„sewen, und was an sie stieß, gehört alles der Herrschaft zu, und
„wolltent sie ganz mit Macht zwingen nach ihrem Willen."

„Dieß wärte als lang, bis man zalt von Gottes Geburt
„1315 Jahre" und nun folgt die Geschichte des Kampfes am
Morgarten.

Etwa fünfundzwanzig Jahre nach Justinger berichtet der
zürcherische Chorherr Felix Hämmerlin in seinem dialogus

de Suitensium orta, nomine et confoederatione in einer Weise, die der gewissenhafte Geschichtsforscher nicht wird unbeachtet lassen dürfen. Sein Bericht ist um Vieles bestimmter und mehr Einzelnheiten enthaltend, als derjenige Justingers; und dennoch gänzlich abweichend von der hergebrachten Erzählung. Ihm zufolge ist Schwyz der Schauplatz, auf welchem die Ereignisse vorgehen, die das Bündniß zur Folge haben. Zwei Jünglinge tödten den Habsburgischen Vogt, der im Schlosse Schwanau seinen Sitz hat, und zwar weil der Vogt die Ehre ihrer Schwester anzutasten gewagt hatte. Mit diesen Jünglingen verbinden sich zwei andere aus ihrer Verwandtschaft und diesen schließen sich zuerst zehn, dann wieder zwanzig an, endlich alle Einwohner des Thales und zerstören das Schloß im See. Mit den Schwyzern traten alsdann die Unterwaldner in Verbindung, worauf Luzern, Bern, Zug, Uri, Glarus, zuletzt Zürich sich anschließen. Auch Hämmerlin hat ganz keine Zeitbestimmung und aus der Reihenfolge, wie er die verschiedenen Orte dem Bunde beitreten läßt, ersehen wir auf das Deutlichste, daß ihm die genauere Kenntniß der betreffenden Bundesbriefe mangelte.

Wenn wir nun in dem Berichte Justingers, den ich mir die Freiheit genommen habe in seiner ganzen Ausdehnung Ihnen in Erinnerung zu bringen, sehen, wie ein in hoher Beamtung stehender Mann, wie ein Stadtschreiber von Bern, so ungenügend berichtet, daß er in der Zeitbestimmung so unbestimmt wie möglich sich ausdrückt, Ereignisse, die mehr als wahrscheinlich den verschiedendsten Perioden und Verwicklungen angehören, durcheinander wirft; wie er in der Sache selbst so überaus vag und nur in allgemeinen Ausdrücken spricht und im Wichtigsten, nämlich im Verhältnisse der Länder zu der sie umgebenden Herrschaft sich auf das: „wie man sagt" beruft und es deutlich zu verstehen giebt, daß er es wolle bleiben lassen, die Rechtsverhältnisse zu ergründen; wenn wir dann bei Hämmerlin zwar der Einzelnheiten mehrere angeführt finden, aber diese

wieder so ganz verschieden von denen, die wir von Jugend auf gehört haben; wenn wir Alles dieses wohl erwägen, so erstaunen wir billiger Weise und erstaunen um so mehr, wenn wir dann abermals vierzig Jahre später von Melchior Ruß dem Jüngern an bis auf Tschudi und diejenigen, welche ihm nacherzählten Alle Geschichtsschreiber aufs Einläßlichste berichten hören, wie Alles zugegangen sei, ohne daß ein Einziger von ihnen dem spätern Geschlecht sich nachzuweisen die Mühe nimmt, woher er nun auf Einmal so aufs genaueste unterrichtet sei? und wahrlich darnach zu fragen, ist eine redliche und unbefangene Kritik unserer Zeit gewiß berechtigt.

Mitten in den seit längerer Zeit und in den letzten Jahren mit besonderer Wärme geführten Streit zwischen den Verfechtern der verschiedenen Ansichten in Beziehung auf die Geschichte der Entstehung des Schweizerbundes fiel nun zu Anfang des verflossenen Jahres in einem Zeitungsblatte zuerst die Nachricht auf von der Entdeckung einer neuen bisher unbekannten Quelle für unsere Geschichte; und wenn man die Eile und den Eifer zweier von uns Allen sehr verehrten Gelehrten im schweizerischen Athen sah, wie jeder bemüht war, dem Andern die Ehre der Auffindung und der Bekanntmachung streitig zu machen, während sehr wahrscheinlich der Finderlohn keinem von Beiden gebührt, so mochte wohl Mancher glauben, die Entdeckung der Chronik des Weißen Buches im Archive von Obwalden habe nun endlich den Zeitpunkt herbeigeführt, in welchem der Streit als abgeschlossen, und der Frieden zwischen den kämpfenden Parteien als ratifizirt angesehen werden könne.

Diese Chronik nun des Weißen Buches von Obwalden mögen Sie mir gestatten, in Ihrem verehrlichen Kreise nach Form und Inhalt näher zu betrachten und dieselbe mit den übrigen, später ausführlichern Berichten unserer einheimischen Chronisten zusammen zu halten.

Dabei darf ich sie nun nicht verschonen mit der Beschreibung des äußern Aussehens und den Bemerkungen über die

Zeit der Abfassung des merkwürdigen Buches, wie dieses Alles aus der Feder des Herausgebers Junker G. von Wyß in seinem Vorberichte geflossen ist. Er bemerkt darüber Folgendes:

„Das sogenannte Weiße Buch im Archive Obwalden — „ein in weißes Leder gebundener Band alter Abschriften von „Dokumenten des vierzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts — „besteht aus 260 Blättern eines starken Papiers, das als „Wasserzeichen bald eine aufgereckte Hand mit einem auf dem „Mittelfinger stehenden Kreuze, bald das Profil eines männ„lichen Kopfes mit einem am obern Ende besternten Stabe „darüber zeigt. Auf den Blättern ist durch je zwei feine Ver„tikal- und Horizontallinien ein mittlerer zu beschreibender öfter „linirter Raum begrenzt; auf dem obern der hiedurch entste„henden breiten weißen Ränder ist die Blattzahl in römischen „Ziffern (durch den ganzen Band von derselben Hand) ange„schrieben; jedoch fängt diese Nummerirung erst beim zwanzig„sten Blatte an, das mit 1 bezeichnet ist; die vorhergehenden „neunzehn Blätter, auf welchen theilweise Inhaltsverzeichnisse „des Bandes von verschiedenen Händen des fünfzehnten und „sechszehnten Jahrhunderts sich eingeschrieben finden, sind nicht „nummerirt. Der Band enthält, wie genaue Prüfung ergiebt, „Abschriften der eidgenössischen Bünde, Abschriften von Ver„trägen der Eidgenossen mit deutschen Herren und Städten, „mit Oestreich, Frankreich, Mailand, von Schiedsprüchen in „eidgenössischen und kantonalen Angelegenheiten, von Marchen„briefen, Landsgemeindebeschlüssen u. s. f. aus dem vierzehnten „bis siebzehnten Jahrhundert. Ohne durchgehende chronologische „Reihenfolge sind diese Aktenstücke (die alle das öffentliche „Recht für Obwalden beschlagen) in den Band so eingetragen, „daß sie oft unmittelbar auf einander folgen, bald eine weiße „Seite, ein oder mehrere weiße Blätter zwischen je zwei Ab„schriften stehen. Das älteste Dokument eröffnet die Reihe auf „dem ersten, mit 1 nummerirten (eigentlich zwanzigsten) Blatt; „es ist der Bund der drei-Länder von Brunnen vom 9. Christ-

„monat 1315, überschrieben: „Hie vahend an die Bünd der „Eidgenossen". Am Schlusse aber giebt die Abschrift das un„richtige Datum: „der geben ward zu Ure in dem jare, do „man zelte von Gottes geburte her den drüzehen hundert jar „und darnach in dem sechszehnten jare." — Die jüngsten Ak„tenstücke schließen die Reihe: die auf Blatt 227 und 228 b „stehenden Eide des Landshauptmanns, Bannerherrn und „Fähndrichs von Obwalden vom 16. April 1607. Zwischen „diesen Anfangs- und Endstücken stehen die übrigen Abschriften „so geordnet, daß eine chronologische Aufeinanderfolge zwar öf„ter zu beginnen scheint, immer aber wieder unterbrochen wird. „Die Stücke selbst gehören in der großen Mehrzahl alle der „Zeit vor 1474 an; von 83 Stücken sind nur 13 später, „Briefe aus den Jahren 1481—1531 und obige Eidesformeln „von 1607. Briefe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhun„derts sind in ungefähr gleicher Zahl vorhanden, 17 Stücke „aus dem Zeitraum von 1460—1474, worunter fünf aus dem „letztern Jahr; einige lateinische Briefe sind in deutscher Ueber„setzung wiederholt; der Bund Zürichs, Luzern und der Länder „mit Glarus vom 4. Juni 1352 auf Blatt 10 u. s. f. ist „durchstrichen, weil der neue im Jahr 1450 errichtete, aber mit „dem Datum des frühern versehenen Bundesbrief auf Blatt „63 u. ff. ebenfalls eingetragen worden. Die Hände, von wel„chen die Abschriften herrühren, sind verschiedene. Jedoch ist „weitaus die größte Zahl aller Abschriften von einer und der„selben festen und regelmäßigen Hand des fünfzehnten Jahr„hunderts, die am Eingange des Bandes mit der Abschrift des „Bundes von 1315 beginnt, Aktenstücke bis mindestens 1471 „eintragen und die meisten derselben über dem Eingange mit „einem eigenthümlichen Handzeichen bezeichnet hat."

„Wie sich hieraus ergiebt, ist das „Weiße Buch" als ein „Manuale zu betrachten, das zu Handen der Behörden und „namentlich des Landschreibers, die wichtigsten Urkunden des „öffentlichen Rechts für Obwalden gesammelt enthalten sollte,

„und zu diesem Zwecke um 1470 — vermuthlich von dem da-
„maligen Landschreiber — angelegt, sowie von Spätern fort-
„gesetzt wurde."

„In diesem Bande findet sich nun auch die (nachfolgende)
„kurze Chronik der Länder auf Blatt 208—220a eingeschrie-
„ben, und zwar von der nämlichen Hand, der, wie oben er-
„wähnt. die meisten Abschriften bis 1471 angehören. Die
„Chronik muß also um diese Zeit eingetragen worden sein, und
„dieß bezeugt auch ihr Inhalt; denn indem sie (Blatt 219)
„des Kapitulates der Eidgenossen mit Herzog Galeazzo Maria
„Sforza von Mailand vom 26. Januar 1467 (eingetragen auf
„Blatt 177) gedenkt, bezeichnet sie den Herzog mit den Wor-
„ten: „Der Herr . . . . . . der nu Herr ist". Sie muß
„also während der Regierungszeit des Herzogs und nach Ab-
„schluß des Kapitulates, d. h. in den Jahren 1467—1476
„eingetragen worden sein."

So weit habe ich geglaubt wörtlich den Bericht des Her-
ausgebers dieser neu aufgefundenen Chronik zu Ihrer Kennt-
niß bringen zu sollen. Wenn dann ferner in diesem Berichte
angedeutet wird, es möchte die Chronik Auszug oder Abschrift
einer ältern Handschrift sein, und namentlich die Aehnlichkeit
mit der Chronik von Petermann Etterlin sich hervorgehoben
findet, so gedenke ich darüber eine nähere Erörterung eintreten
zu lassen, und bemerke hier nur noch, daß Herr von Wyß seinen
Vorbericht damit abschließt, daß er sagt: über Denjenigen,
welcher die Chronik in das weiße Buch eingetragen habe, lasse
sich nichts Bestimmtes ausmitteln, vermuthlich sei es derselbe
Landschreiber von Obwalden gewesen, der das Weiße Buch
überhaupt angelegt habe.

Bevor ich nun an eine Zusammenstellung unserer Chronik
mit den Arbeiten der übrigen Chronisten derselben, so wie der
spätern Zeit schreite, sei es mir gestattet, noch auf einen im
Vorberichte des Herausgebers schon erwähnten Punkt zurück-
zukommen, da mir derselbe einiges Licht auf den größern oder

geringern Grad von Glaubwürdigkeit unsers Verfassers zu werfen scheint. Ich glaube nämlich den Umstand hervorheben zu dürfen, daß der Bund von 1315 unrichtig datirt erscheint, wenn es heißt: „der geben wart ze Ure in dem Jare, do man zelte von Gottes geburte her dan drüzehen hundert jar und darnach in dem sechzehenden jare." Was soll man bei diesem Fehler denken? Da man nicht einmal zur Annahme eines Schreibfehlers seine Zuflucht nehmen kann, indem das Datum nicht in Ziffern, sondern in vollständig ausgeschriebenen Worten sich ausgedrückt findet.

Man könnte möglicher Weise sich versucht finden, in der verschiedenen Art der Datirung von Urkunden und namentlich in der Verschiedenheit des Deutschen- oder Natal-Styls (der das Jahr mit dem 25. December begann) und des Burgundischen oder Incarnations-Styls (nach welchem das Jahr mit dem 25. März — dem Feste von Maria Verkündigung — begonnen wurde) man könnte, sage ich, in dieser verschiedenen Art der Datirung eine Erklärung finden wollen, und das um so eher, als wenigstens 1125 die Bestätigungsurkunde Heinrichs V. für Engelberg dieses Kloster als gelegen bezeichnet in **provincia scilicet Burgundiae**, und auch noch 1196 Pfalzgraf Otto von Burgund einen Grenzstreit zwischen Uri und Glarus schlichtet; aber auch gesetzt, es wäre diese Bezeichnung noch gültig gewesen für die spätern Zeiten, so würden wir darin kaum einen Ausweg finden, indem es feststeht, daß im ganzen Constanzerbisthum (und dieses erstreckte sich überall bis an das rechte Aarufer) der Deutsche oder Natalstyl der gebräuchliche war, während im Lausannerbisthum die Jahre nach Burgundischem oder Incarnationsstyl begonnen wurden. Doch selbst diese Burgundische Zeitrechnung zugegeben, würden wir nicht das 1316te Jahr herausbringen, und so bleibt uns kaum etwas anders übrig, als in Betreff dieses Datums eine bedenkliche Unwissenheit des Verfassers zu statuiren.

Da sich gegen die im Vorberichte des Herrn von Wyß

festgesetzte Abfassungszeit der Chronik des Weißen Buches, nach welcher dieselbe spätestens ins Jahr 1476 gesetzt werden muß, meiner unmaßgeblichen Meinung nach kein gegründeter Einwurf erheben läßt, so besäßen wir demnach in diesem Werke den ältesten bisher bekannten Bericht aus der Zahl derer, welchen wir die gewöhnliche Relation über die mit der Entstehungsgeschichte des Schweizerbundes zusammenhängenden Ereignisse zu verdanken haben. Denn der älteste bisher bekannte dieser Berichte, derjenige des Melchior Ruß (**de Rubeis**) des Jüngern, ist im Jahre 1482 angefangen worden, und demnach um einige Jahre jünger als unsere Chronik.

Betrachten wir nun den Inhalt unserer neu aufgefundenen Chronik genauer, und vergleichen wir sie mit den übrigen Schriften, die uns die Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft in ausführlicher Darstellung erzählen, so finden wir bei unserm Chronisten die auffallendste Uebereinstimmung sowohl der erzählten Thatsachen als der Form der Darstellung mit der in Basel im Jahre 1507 erschienenen „Kronika von der loblichen Eidgnoschaft durch Petermann Etterlin, Gerichtschreiber in Luzern.

Zuerst die Uebereinstimmung beider Chronisten in Beziehung auf die erzählten Thatsachen.

Beide berichten wie Uri das erste unter den Ländern gewesen sei, welches seine Bewohner erhalten habe, — wie dann die Römer gen Unterwalden gekommen, und endlich bei theurer Zeit aus „Schwedia“ die Schwyzer, die vom römischen Reich begabet und gefreiet worden. — Im Berichte über diese Urgeschichte der Waldtstätte ist Etterlin bei weitem ausführlicher als der Chronist des Weißen Buches.

Beide erzählen dann, wie König Rudolf zur Macht gekommen, und die Länder durch seine weisen Räthe überredet habe, ihm unterthan zu sein zu des Reiches Handen, was ihnen dieselben gutwillig eingegangen wären.

Nach Rudolfs Tode, so berichten Beide weiter, seien die

Vögte hochmüthig und strenge geworden und hätten den Ländern ungebührliche Zumuthung gemacht, bis des Königs Geschlecht ausstarb (fügt das Weiße Buch hinzu) da seien Edelleute im Thurgau und Aargau gewesen, die auch gerne große Herren hätten sein mögen, die hatten sich bei den Erben um die Vogteien beworben, und so sei ein Gesler (Grisler bei Etterlin) Vogt zu Uri und zu Schwyz geworden, und einer von Landenberg zu Unterwalden. — Beide hätten aber bald ihrer Gelübden: „daß sy die Länder mit trüwen sollten bevogten zu des Richs Handen" vergessen, und seien noch strenger und übermüthiger geworden, als die frühern Vögte, hätten den Leuten großen Drang angethan, Tag und Nacht darauf bedacht, wie sie die Länder vom Rich ab ganz in ihre Gewalt bringen möchten; sie hätten Burgen und Häuser gebaut, von wo aus sie die Länder als eigene Leute beherrschen konnten, und wo einer eine hübsche Frau oder eine hübsche Tochter gehabt hätte, so hätten sie die auf ihre Schlösser geschleppt und darin behalten, so lang „inen das eben was" und wo einer dagegen geredet habe, den hätten sie gefangen und ihm sein Eigenthum genommen.

Nach dieser mehr allgemeinen Erzählung, welche beiden Chronisten gemeinsam ist, erzählen sie dann im Ganzen übereinstimmend, die einzelnen Gewaltthaten des Landenberg im Melchthal, ohne jedoch den Namen des Mißhandelten zu kennen; ferner die Geschichte auf Alzellen, nur daß bei Etterlin der gekränkte Ehemann, bevor er den Vogt erschlägt, die Worte spricht: „ich will ihm das Bad gesegnen, daß es keiner mehr thut." Ebenso erzählen Beide die Geschichte des „Stoupachers" zu Steinen und seiner tapfern Frau, das Zusammentreffen Staufachers mit dem flüchtigen Manne aus der Melche von Unterwalden und „einem der Fürsten" von Uri (Etterlin kennt letztern Namen nicht), die schwuren zusammen und (setzt das weiße Buch hinzu) „als die dry einander gesworen hatten, du „suchten sy und funden ein nid dem Wald, der swur auch zu

„inen.“ (Etterlin sagt: es sei der Mann von Alzellen gewesen, der den Vogt im Bade erschlagen habe.) Der ganze Zusatz sieht einer **captatio benevolentiae** gleich, da ja doch auch die Nidwaldner ihren Antheil an diesem Bunde haben mußten, da sie schon am Bunde von 1291 Antheil genommen hatten, welchem die Obwaldner aus unbekannten Gründen ferne geblieben waren. — Dann, so fahren unsere beiden Berichterstatter fort, hätten sich alle Diese noch nach vertrauten Männern umgesehen, und seien dann zum Mytenstein des Nachts „an ein End gefaren, heißt im Rütli.“ Nach Beider Erzählung wären sie dort mehr als einmal zusammen gekommen.

Nun folgt in beiden Chroniken die Tellengeschichte und zwar finden wir bei Beiden die allgemein bekannte Relation derselben. Etterlin ist im Ganzen ein wenig ausführlicher; er weiß hie und da etwas, welches die Chronik des Weißen Buches übergeht, oder was dem Verfasser derselben unbekannt geblieben war. So, während bei dem Letztern der Schütze nur „der Thall“ heißt, kennt Etterlin ihn als „Wilhelm Tell“; den Vogt zeichnet er als den Herrn, der von böser Natur war; während nach dem Weißen Buche derselbe einfach des Tellen Kinder herbeiholen läßt, und einem derselben einen Apfel aufs Haupt legt, so ist bei Etterlin die Grausamkeit des Vogtes eine raffinirtere, indem er an den Vater die Frage stellt: Welches von den Kindern ihm das liebste sei? Ferner ist bei Etterlin die Unterredung zwischen dem Vogte und Tell n a c h dem Schusse in Betreff des zweiten Pfeils etwas ausführlicher wiedergegeben, motivirt derselbe die Gefangenlegung Tells damit, daß der Vogt erklärt: Er wolle künftig sicher vor ihm seyn; weiß er, daß Tell nach Schwyz geführt werden soll, und endlich hört Etterlin zufolge Tell im Gebüsche stehend, wie allerlei böse Anschläge gegen ihn gemacht werden.

Endlich herrscht in der Erzählung von der Zerstörung der Burgen in Uri, von der Einnahme der Burg auf dem Rotzberg und der Vertreibung des Vogts auf Sarnen die

größte Uebereinstimmung, wobei ich nur noch hervorhebe, daß Etterlin bei Erwähnung der letztern Geschichte mit sich selbst in Widerspruch geräth, indem er den Vogt zu Sarnen als Nachfolger jenes Vogtes erscheinen läßt, der auf Alzellen im Bade erschlagen worden, und der an dem schlimmen Ende seines Vorgängers kein Exempel genommen habe, während Etterlin doch im Vorhergehenden meiner Auffassung nach zwei gleichzeitige Vögte annimmt, nämlich den Landenberg für die Geschichte, die sich im Melchthal zugetragen und einen Unbekannten für die Geschichte auf Alzellen.

Wenn ich bei allen angedeuteten Verschiedenheiten zwischen beiden Relationen im Ganzen und Großen eine überraschende Uebereinstimmung der neu entdeckten Chronik des Weißen Buches mit dem längst bekannten Etterlin hinsichtlich der Thatsachen glaube dargethan zu haben, so bleibt mir nur noch übrig zu erwähnen, daß die Uebereinstimmung Beider fast durchgehends, wo sie überhaupt in den gemeldeten Thatsachen sich vorfindet, eine beinahe wörtliche ist. Diese wörtliche Uebereinstimmung tritt selbst da hervor, wo, wie namentlich in der Tellengeschichte Etterlin ein Mehreres berichtet als das Weiße Buch, und zeigt sich auch darin, daß Beide häufig dieselben Abschnitte mit einem 2c. schließen. Um Sie jedoch davon zu überzeugen, müßte ich, verehrte Freunde, Ihnen geradezu ganze Stellen aus beiden Chronisten vorlesen, was Sie mir gerne erlassen werden.

Aus dem bisher Gesagten geht nun jedenfalls hervor, daß der spätere Etterlin entweder die Chronik des Weißen Buches gekannt und ausgeschrieben habe, oder aber, daß Beiden eine andere uns unbekannte Arbeit möchte vorgelegen haben, die von beiden Verfassern benutzt worden wäre, worauf möglicher Weise die obenerwähnten 2c. 2c. hindeuten könnten. Der Herausgeber des Weißen Buches denkt an Egloff Etterlin, der seit 1427 Stadtschreiber von Luzern war, und diese Stelle während fünfzehn Jahren bekleidete. Haller, der seiner erwähnt, weiß

aber dennoch nichts von einer Chronik dieses Mannes, wohl aber führt er der Stadt Luzern silbern Buch an, eine Pergamenthandschrift, deren kostbarer Einband mit Silber beschlagen ist, und die eine Sammlung von Dokumenten, welche die Stadt Luzern betreffen, enthält, und von Egloff Etterlin vom Jahre 1433 an veranstaltet wurde. Diese Sammlung giebt nun aber weder über die Geschichte der drei Länder im Allgemeinen nähere Aufschlüsse, noch enthält sie begreiflicher Weise im Besondern etwas über die Geschichte Tells, was unsere beiden Chronisten als Quelle hätten benutzen können.

Wollen und müssen wir wohl auf solche gemeinschaftliche Quellen zurückgehen, denen unsere Chronisten ihre Berichte entnommen haben, so dürften wir wohl, worauf schon Andere aufmerksam gemacht haben, besonders in Bezug auf die Tellengeschichte an alte Volkslieder zu denken haben. Wenn ich hier nun im Stande bin, einiger später erschienenen zu erwähnen, nämlich dessen, das den Titel führt: „Ein hüpsch und lustig „Spyl vorzyten gehalten zu Ury in dem loblichen Ort der Eydgnoßschaft, von dem frommen und ersten Eydgnossen Wilhelm Thellen jrem Landtmann. Jetzt nüwlich gebessert, corrigiert, gemacht und gespilt am nüwen Jarstag von einer loblichen und junge burgerschaft zu Zürich im Jar als man zalt „1545. **Per Jacobum Ruef urbis Tigurinae Chirurgum**" und dann eines zweiten, mit dem Titel: „Wilhelm Thell. Ein hüpsch „Spil gehalten zu Ury in der Eydgnoschaft, von Wilhelm „Thellen ihrem Landtmann und ersten Eydgnossen. Getruckt „zu Basel bei **Samuel Apiario 1579,**" wenn ich hier nur diese Dichtungen des sechszehnten Jahrhunderts anführe, so dürfte dennoch der Schluß voreilig seyn, anzunehmen, die Verfasser dieser Spiele hätten ihren Stoff erst bei einem unserer Chronisten entlehnt. Es sind Beide wohl nur, wie auch der Titel des Ersten ausdrücklich es bemerkt, Ueberarbeitungen älterer Lieder, und wem diese Behauptung gewagt erschiene, den wollen wir auf die im Jahre 1482 geschriebene Chronik Melchior

Ruß des Jüngern verweisen, der da, wo er von Tells Schuß redet, bemerkt: „als Jr das hernach, wie es Jm ergieng, werdet hören in einem liedt." Dieses Lied zwar findet sich in Russens Chronik nicht angeführt; aus welcher Ursache es uns vorenthalten wurde, bin ich nicht im Stande anzugeben; immerhin aber hat Melchior Ruß ein solches gekannt.

Wir kennen nun, wie eben bemerkt wurde, das Lied nicht mehr, auf welches Melchior Ruß anspielt. Fast möchte man Hisely beistimmen, wenn er auf den Zusammenhang bei Ruß hindeutend, die Bemerkung einfließen läßt, es sei das wohl ein Lied gewesen, das einzig und allein zur Verherrlichung von Tells Meisterschuß gedichtet worden sei. Ja selbst wenn Ruß Tells in folgenden Worten erwähnt: Als ouch Wilhelm Tellen beschach, der von dem Vogt bezwungen ward, daß er sim eigen Kindt ein Oepfel ab dem Houpt müßt schießen, so mag man wohl in diesen Worten eine Reminiscenz an den Anfang des ihm vorliegenden Liedes finden.

In Rochholz eidgenössischer Liederchronik[1]) findet sich ein Lied überschrieben: die Eidgenossenschaft bis zum Jahre 1477, das leider nicht in seiner ursprünglichen Gestalt uns vorliegt; dasselbe hat sehr große Aehnlichkeit mit einem „zu Berun by Vincentz im Hof" gedruckten Liedes, das Hisely anführt[2]) und dessen Titel so lautet: „Ein hüpsch lied vom Ursprung der „Eydgnoschaft und dem ersten Eydgnossen Wilhelm Thell genannt" ꝛc. Der Druck desselben fällt wahrscheinlich in die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Bei aller Aehnlichkeit beider Lieder finden sich doch wieder bedeutende Abweichungen; beide Lieder aber, sowohl das aus der Rochholzischen Sammlung (das bei aller Ueberarbeitung dennoch nicht einen frühern Ursprung verleugnen kann) als das in Bern im sechszehnten Jahrhundert gedruckte, sind mir nun darum merkwürdig, weil

---

[1]) Rochholz, pg. 206.

[2]) Hisely Guill. Tell pg. 654.

in denselben eine Stelle wörtlich vorkommt, die wir auch in den obenerwähnten Dramen wieder finden, nämlich die Worte:

bei Rochholz:

Trifft nicht dein allererster Schutz
Fürwahr, so ist es dir nichts nutz
Und kostet dir dein Leben,

in der ältern Fassung:

Trifst du in nit des ersten Schutz
Fürwar es bringt dir keinen Nutz
Und kostet dich dyn Läben,

in den Dramen:

Triffst du den nit im ersten Schutz
Dir soll es bringen wenig Nutz

Diese Verse, die wir selbst bei Tschudi noch antreffen: „dann triffst du in nit des ersten Schutzes, so kost es dich din Leben" finden wir nun zwar weder in der Chronik des Weißen Buches, noch bei Etterlin, aber dennoch bei Beiden, wenn auch versteckt und gewöhnlich versteckter als bei Tschudi, Anklänge an ältere Lieder, so wenn bei Etterlin die Geschichte Tells eingeleitet wird mit einem Vers:

„Nun was ein redlicher Mann im Land"

im Weißen Buche:

„Nun was da ein redlicher Mann."

Weiter im Weißen Buche:

„Nu was der Tall gar ein gut Schütz
„Der hat auch hüpsche Kind",

bei Etterlin:

„Nun was der Tell gar ein gutter Schütz
„Hat auch darzu hüpsche Kind",

endlich bei Tschudi:

„Nun was der Tell ein gut Armbrust-Schütz
„Und hat hübsche Kind."

Die angeführten Stellen mögen genügen zur Begründung der Behauptung, daß wie dem Melchior Ruß, so auch unsern

beiden Chronisten als Quellen ihrer Berichte ältere Lieder vorlagen, die wir zum Theil nicht mehr kennen, oder die nur in mannigfach abgeänderter Gestalt auf uns gekommen sind. Da aber in solchen Dingen kaum eine mathematische Beweisführung verlangt werden kann, sondern es dem Gefühl eines Jeden überlassen bleiben muß, die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung anzuerkennen oder nicht, so erlaube ich mir in meiner Untersuchung und Vergleichung der Quellen weiter zu schreiten.

Es ist im Vorhergehenden öfter, wenn auch nur beiläufig, der Chronik des Melchior Ruß gedacht worden; mit Recht würde mich ein Vorwurf treffen, wenn ich es unterlassen sollte, diese höchst merkwürdige Arbeit mit den übrigen Berichten zu vergleichen.

Im Besitze der Familie Segesser von Bruneck in Luzern, befindet sich [1]) Melker Ruß des Jüngern, Ritters und Gerichtschreibers zu Luzern Eidgenössische Chronik in Urschrift vorhanden. Sie besteht in 82 sehr eng geschriebenen Seiten in groß Folio, jedoch hat das Original kein Titelblatt, wohl aber trägt obiger Titel eine aus dem Nachlasse des Herrn Felix Balthasar in die Stadtbibliothek übergegangene Abschrift. Die Bekanntschaft mit dieser wichtigen Quelle für die Schweizergeschichte verdanken wir dem um unsere Landesgeschichte wohlverdienten Luzernerischen Archivar Joseph Schneller, der dieselbe im neunten Bande des Schweizerischen Geschichtsforschers weitern Kreisen zugänglich gemacht hat.

Melk (Melchior) Ruß, der Jüngere, gehörte einem angesehenen, in früherer Zeit im Mailändischen Gebiete angesessenen Geschlecht: de Rubeis oder de Castro S. Petri an, das um 1400 in Luzern sich einbürgerte. Unsers Chronisten Vater war der gleichnamige Stadtschreiber, ein begüterter, um seine Vaterstadt verdienter und wohlgelehrter Mann. Geboren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, brachte der jüngere

---

[1]) Haller Bibl. der Schw. Gesch. Bd. IV. pg. 166.

Ruß seine Jünglingsjahre zu seiner Ausbildung im Auslande zu; auch in unserer Vaterstadt, wo er in der Universitätsmatrikel im Jahre 1471 aufgeführt ist als **Melchior Russ Studens Basiliensis.** In die Heimath zurückgekehrt, wurde ihm die Stelle eines Gerichtschreibers zu Theil: „üwer Gnaden unwürdiger Burger und Schriber" heißt es in der Dedication seiner Schrift. In diesem seinem Amte muß er sich sehr ausgezeichnet haben, denn im Jahr 1476 finden wir ihn neben dem Schultheiß und Ritter Caspar von Hertenstein und Heinrich Haßfurter, jenen Männern, die wir bei Granson und Murten unter den Helden des Tages erblicken, auf einer Gesandtschaftsreise an das Hoflager Ludwigs XI., und drei Jahre später wieder an der Spitze einer Gesandtschaft an den König Mathias Hunyad in Ofen, wo er nebst andern Gunstbezeugungen die Ritterwürde erhielt. Im Jahre 1499, während des Schwabenkrieges soll er in einem Gefechte bei Rheineck umgekommen sein.

Dieser in hohen Ehren stehende Mann unternahm es im Jahr 1482 die Geschichte seiner Vaterstadt, sowie der mit derselben verbundenen Eidgenossen aufzuzeichnen. Die Geschichte beginnt mit dem Abschnitt: „Wie die Stadt Lutzernn und das „Gottshuss im Hoff harkummen und gebuwen sindt." und sollte bis auf die Zeit, in welcher der Verfasser schrieb, fortgeführt werden; allein mitten in einer Urkunde des Jahrs 1400 hört dieselbe auf, und sowohl Haller als der Herausgeber scheinen anzunehmen: der Rest sei verloren gegangen. Melchior Ruß deutet uns an, daß er die Arbeiten früherer Chronisten benutzt habe; einmal in der Zuschrift an den Rath erwähnt er eines frühern Kanzlers der die Geschichten aufgezeichnet habe; wen er darunter verstehe, ob seinen Vater, den Stadtschreiber, oder den Egloff Etterlin, den Sammler des silbernen Buches, wissen wir nicht; mehr als einmal erwähnt er im Allgemeinen alter Bücher und Chroniken, die er benützt habe, um alles Glaubwürdige in Einem Buche der Nachwelt zu überliefern.

Gewiß ist es, daß er den Justinger kannte und ihn mehr als wir heutzutage für erlaubt halten würden, zu Rathe gezogen hat, besonders in den Abschnitten, in welchen er die Kämpfe Berns mit König Rudolf und Herzog Albrecht erzählt, sowie in dem Berichte über die Niederlage der Zürcher vor Winterthur. Wenn in diesen Abschnitten Melchior Ruß ohne weitern Werth für uns ist, so erscheint er dagegen in seiner vollkommenen Eigenthümlichkeit in der Erzählung des Krieges zwischen Luzern und den Waldstätten, ohne aber ein bestimmtes Jahr für denselben anzugeben; wahrscheinlich fällt derselbe in die Zeit der streitigen Königswahl zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen, und zwar in die Tage des Morgartenstreits. Ueber diese Züge beider Theile gegen einander haben wir, so viel mir bekannt ist, keinen so ausführlichen Bericht als der ist, welchen wir in dieser Chronik finden.

Ueber die Zeit der Entstehung des eidgenössischen Bundes ist diese Chronik merkwürdig um ihrer Abweichung willen sowohl von Etterlin und der Chronik des Weißen Buches, als auch von dem spätern Berichte Tschudi's und Derer, die diesem nacherzählt haben. Die Ursachen des Streits zwischen den Waldstätten und Oestreich berichtet er wörtlich wie Justinger; im Allgemeinen Klagen über die Vögte und Amtleute, die über die rechten Dienste hinaus „nüwe recht und nüwe fündt" suchten und sich frevenlicher (Schneller liest: treffenlicher) mit frommer lüten und töchter hielten. Von allen den Erzählungen über die Gewaltthat Landenbergs, des Vogts auf Alzellen, von Staufacher, Walter Fürst, von dem Rütli, von der Einnahme der Burgen, der Verjagung der Vögte, von allem Diesem auch nicht Ein Wort; wohl aber begegnen wir hier, und vor der Bekanntmachung der Chronik des Weißen Buches durfte man sagen, begegnen wir hier zum ersten Male der Geschichte Tells, und zwar wagen wir zu behaupten, in einer ursprünglichern Gestalt, als wir sie bei den übrigen Chronisten finden.

Zuerst geschieht des Wilhelm Tell an einer auffallenden Stelle Erwähnung, nämlich mitten in dem aus Justinger wörtlich entlehnten Bericht über der Vögte Gewaltthat wird des Apfelschusses erwähnt, sowie des alten Liedes, dem er die Geschichte entnommen habe; dann nimmt Ruß wieder Justingers Bericht auf, und mit Justingers Worten weist auch der Gerichtschreiber von Luzern eine nähere Untersuchung über die gegenseitigen Rechte von sich; endlich kömmt er wieder auf die Geschichte Tells zurück, in einem Abschnitte überschrieben:

„Wie es Wilhelm Thellen ergieng uff dem Seew."

Hier finden wir nun mehrere Abweichungen von allen übrigen Relationen. — Vorerst ist in dieser Erzählung vom aufgesteckten Hute keine Rede; dann heißt es weiter: „Tell um „die Gewaltthat des Vogts, der hier noch keinen Namen hat, „zu rächen, fuhr gen Ure, und versammelte da die Gemeine „und klagte Inen das mit weinenden Augen und mit jämmer„lichen Klagen, wie es Im ergangen was, und noch fürer „täglich gienge; das vernam der Landvogt und vieng In;" — In dieser Erzählung finden wir durchaus nichts von einem zweiten Pfeile und der damit verbundenen Drohung Tells, gegen welche der Vogt sich durch die Gefangenlegung des Schützen sichern will, sondern Tell wird gefangen, weil er das Volk aufzuwiegeln bemüht ist — „und vieng In", fährt Ruß fort, „und ließ Im ally vier zusammenbinden in der Meinung, daß „er ihn gon Schwyz in das Schloß im Sew füren wölt." Hier ist zwischen den verschiedenen Berichten die größte Verschiedenheit; während das Weiße Buch dem Vogte die Worte in den Mund legt: er wolle ihn an ein End legen, „daß er Sunen noch Man niemer me gesechi" aber durchaus darüber schweigt, wo dieser Ort sei, so bemerkt Etterlin, der Vogt habe wollen nach Schwyz fahren; Ruß nun spricht vom Schloß im Sew, wobei wir wohl an Schwanau im Lowerzersee denken dürfen. Die Spätern Alle nennen das Schloß bei Küßnacht als den Ort, wo Tell verwahrt werden sollte. — Die größte

Abweichung aber finden wir nun in dem Umstande, daß unsere Chronik uns meldet, wie Tell den Vogt von der Platte aus erschossen habe.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diesen Bericht oder irgend einen der andern kritisch beleuchten zu wollen; ich führe lediglich die verschiedenen Berichte an, Jedermann überlassend, welchem von denselben er den Vorzug geben wolle.

Wir schließen die Reihe unserer Chronisten mit dem größten, bedeutendsten und mit Recht bekanntesten derselben, mit Gilg Tschudi von Glarus dem Vater Eidgenössischer Geschichtschreibung.

Tschudi, geboren im Jahr 1505, starb im Jahr 1572 und wir werden nicht sehr irren, wenn wir die Abfassung seiner Chronik um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts setzen, obgleich er schon in seinen Jünglingsjahren mit vaterländischer Geschichte sich beschäftigte. — Das Werk beginnt mit dem Jahre 1001 und ist bis auf seine Zeit fortgeführt, nämlich bis zwei Jahre vor seinem Tode. Die von unserm gelehrten Mitbürger Joh. Rudolf Iselin J. U. D. veranstaltete Ausgabe erstreckt sich bekanntlich nur bis zum Jahre 1470; von den ungedruckten Fortsetzungen umfaßt nach Hallers Bericht der erste Band die Jahre 1472 bis 1509 (das Jahr 1471 fehlt gänzlich) und verbreitet sich über die Burgunderkriege, den Schwabenkrieg und einen Theil der Italienischen Feldzüge; Alles mit der größten Unpartheilichkeit schildernd, eine Menge sonst gänzlich unbekannter Nachrichten enthaltend, die durch beigefügte Urkunden bekräftigt werden. Der zweite Band der Fortsetzungen dagegen enthält keine umständliche Erzählung der Begebenheiten, sondern mehr das Material zu einer solchen, wie: öffentliche Urkunden, Abscheide, Briefe, Deklarationen u. s. w.

Daß Tschudi's Arbeiten nach seinem Tode nicht für Jahrhunderte unbekannt geblieben, ja vielleicht gänzlich verloren gegangen sind, was bei dem engherzigen Sinne der später lebenden Glieder seiner Familie möglich gewesen wäre, verdanken

wir, wie sein Herausgeber bemerkt, einmal dem Umstande, daß Tschudi bei seinen Lebzeiten schon einzelne Theile seines Werkes Freunden mitzutheilen pflegte, und zweitens, daß nach seinem Tode viele Geistliche aus dieser Familie in verschiedenen Klöstern Abschriften davon verfertigten, so daß sich solche in Pfäfers, Einsiedeln, Muri und Engelberg vorfanden.

Nach einer solchen, wie Haller sagt, vidimirten Abschrift des Klosters Muri, hat Iselin seine Ausgabe veranstaltet. Vergeblich waren alle Bemühungen des Herausgebers gewesen, Tschudi's eigene Handschrift benutzen zu können, vergeblich seine eigene Mühe, vergeblich seiner Freunde und hoher Patrone Fürwort; die Tschudische Familie gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie es ungerne sehe, daß bereits so viele Abschriften vorhanden seien, und nun gar noch das so hoch gehaltene Werk durch den Druck solle vervielfältigt werden. Iselin begann nun nach der ihm mitgetheilten Abschrift den Druck, setzte aber während desselben seine Bemühungen fort, von dem Besitzer der Originalien, Junker Tschudi von Greplang, die Erfüllung seiner Bitte zu erlangen; dieser aber erhob immer neue Schwierigkeiten und suchte dem Druck Hindernisse in den Weg zu legen; da verfügte sich Iselin selbst nach Greplang, wurde höflich empfangen, und nachdem er dem Besitzer der Originalhandschrift die feste Erklärung abgegeben, daß nunmehr nichts im Stande sein werde, den Druck zu verhindern, und ihm vorgestellt, wie es die Ehre der adelichen Familie und des Autors selbst nur erhöhen könne, wenn die gedruckte Ausgabe dem Original möglichst nahe komme, so wurde ihm nun vorerst gestattet, während einiger Stunden Tschudi's eigenhändige Aufzeichnungen mit der Abschrift zu vergleichen, und zuletzt das Versprechen gegeben dieselben zu weiterer Benützung zu überschicken, welches Versprechen auch gehalten worden ist, was aber nur der Herausgabe des zweiten Bandes zu Gute kommen konnte.

Waren nun alle vorhergegangenen Plackereien wohl geeignet, unsern Iselin vielfach verdrießlich zu stimmen, so mußte

es ihn aufs Aeußerste entrüsten, als ihm ein von hoher Hand zugekommener Brief im Vertrauen mittheilte, wie Einige zweifeln wollen, ob Alles getreulich herausgegeben, und ob nicht einige Stellen geändert oder ausgelassen worden seien? — Es ist mir unbekannt, ob der verdienstvolle Herausgeber von Tschudi's Chronik es noch erlebt habe, was Haller weiter berichtet: der ehemalige Besitzer der Urschrift (die zu Hallers Zeit nach Zürich kam) behaupte, in der Basler Ausgabe sei von Anfang her, bis auf den ersten eidgenössischen Bund, ungefähr ein halber Foliant weggelassen, und im Fortgange weiche der Druck von der Urschrift oft gar sehr ab, so daß das Werk sich nicht gleich sehe. Ueberhaupt sei Alles, was von 1000 bis 1370 handelt, im Gedruckten gar nicht Tschudi's Arbeit, und seiner auch nicht würdig. Der wackere Iselin hat bei Anlaß des obenerwähnten Briefes aufs Kräftigste gegen jeden Vorwurf einer Verunstaltung oder Weglassung protestirt, und selbst wenn jene Vorwürfe gegründet gewesen wären, auf wenn fielen sie denn anders zurück, als auf den beschränkten Sinn dessen, der so lange und so beharrlich einer Benützung des Originals entgegengetreten ist.

Vielleicht bedarf diese längere Abschweifung von meinem eigentlichen Thema eine Entschuldigung; ich fand eben darin einen nicht unwichtigen Beitrag zur Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrhunderts; und dann verdiente es sowohl der bedeutendste unserer Chronisten, als der Baslerische Herausgeber desselben, daß die Umstände, welche die Publicirung des für die vaterländische Geschichte so wichtigen Werkes begleiteten, uns Allen wieder ins Andenken zurückgerufen würden.

Es kann nun hier nicht meine Aufgabe sein, Tschudi's stets zu preisende Verdienste um die vaterländische Geschichte auseinander zu setzen. Ihnen allen, verehrte Freunde, sind dieselben so gut wie mir, ja Manchem unter Ihnen besser als mir bekannt. Hat doch Keiner vor ihm im Schweizerlande die Geschichte seines Volkes in so erhabener Weise wie er erzählt;

und wenn seine Vorgänger in naiv kindlicher Weise zu ihren Lesern reden, wie ein Großvater im Sorgenstuhle zu den ihn umgebenden Enkeln, ihre Erzählung etwa mit den Worten beginnend: „Nun merkent Alle, die so diese Geschichte werdent lesen oder hören" und dann keine Ahnung davon haben, daß der Eine oder Andere fragen könnte: Woher sie das Alles wissen? so tritt uns dagegen Tschudi in ganz anderer Weise entgegen: als ein Mann, der zu Männern redet, die berechtigt sind, ihn zu erinnern, er möge ihnen seine Gewährsmänner nennen; und das thut er auch, indem er beinahe überall in seiner Chronik die Beweisstücke für seine Behauptung mittheilt; ich sage beinahe überall, denn gerade in der Periode, welche die Entstehung der Eidgenössischen Bünde behandelt, vermissen wir sie leider gänzlich, und vermissen sie um so mehr aufs Schmerzlichste, als Er nun eine Menge einzelner Thatsachen berichtet, die Allen vor ihm unbekannt geblieben sind. Es kann dieß mit Recht auffallen, und dürfte dadurch erklärlich werden, daß zu der Zeit, in welcher Tschudi seine Chronik schrieb, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, die Geschichte der Gewaltthaten, die den Vögten im Allgemeinen zugeschrieben wurden, sowie die besondere Geschichte Tells der Art im ganzen Lande verbreitet war (wofür auch die Aufführung des lustigen Spiels von Wilhelm Tell in Zürich im Jahre 1545 zeugen würde), daß der Chronist eine weitere Begründung des Ganzen für überflüssig halten mochte.

Vergleichen wir nun Tschudi's Bericht über alle jene Vorgänge mit den Berichten der frühern Chronisten, so finden wir, daß er überall ein Mehreres weiß, sowohl in Bezug auf die Namen der handelnden Personen, als hinsichtlich der Zeitbestimmungen oder auch anderer Umstände.

Beginnen wir mit dem Ereignisse im Melchthal, so finden wir, daß weder die Chronik des Weißen Buches noch Etterlin einen Namen weder für den seines Augenlichtes beraubten Vater

noch für den flüchtigen Sohn wissen und einfach heißt der tyrannische Vogt: Einer von Landenberg. — Bei Tschudi dagegen heißt der Alte: Heinrich von Melchthal, der Sohn: Arnold von Melchthal (spätere nennen sie von der Halden); der Vogt endlich heißt: Beringer von Landenberg. — Tschudi weiß ferner, was Keiner von den frühern auch nur andeutet, die politische Gesinnung Heinrichs von Melchthal anzugeben, indem er von ihm sagt: „er sei wol geacht unter den Landlüten, ouch „allweg hantlich daran, daß man by des Lands Fryheiten bliben „und sich vom römischen Rich nit trennen ließe." Dieser Gesinnung wegen ist der Vogt dem Manne feind, und während die Frühern eben nur den Landvogt lüstern sein lassen nach dem schönen Zug Ochsen, macht sich bei Tschudi der Sohn eines geringen Vergehens schuldig „deß Er doch nit bekantlich, und „ob es glich also gewesen, hett es uffrecht nit 5 Schilling „Straff uff Im tragen." — Nach Etterlin und dem Weißen Buch nimmt der Vogt dem alten geblendeten Manne seine ganze Habe; Tschudi begnügt sich ihn ein, wenn auch nicht unbedeutendes Schmerzengeld an den gelähmten Knecht zahlen zu lassen.

In der Geschichte Staufachers erzählen Etterlin und die Obwaldner Chronik, daß als Geßler auf seine Frage: „Wes „die hüpsch herbrig wäre," die Antwort erhalten hätte: „Gnediger Herr! sy ist üwer und min lechen," habe der Herr geschwiegen und sei fortgeritten. — Bei Tschudi dagegen weiß Staufacher erstens, daß ihm der Vogt „uffsetzig was, von wegen, daß er allweg hantlich darwider, daß man sich nit an die „Fürsten von Oesterich ergebe, sunder bim Römischen Rich und „alten Fryheiten blibi;" dann läßt er den Geßler sagen: „Ich „bin an mines Herrn des Königs statt Regent im Land, ich „will nit, daß Puren Hüßer buwind on min verwilligen, will „ouch nit, daß Ir also fry lebind, als ob Ir selbs Herren „sigind. Ich wird üchs unterston zu weren" und dann erst sei er weiter gezogen.

Die Unterredung Staufachers mit seiner wackern Frau, so wie die Fahrt des Mannes nach Uri, um vertrauten Männern sein Herz auszuschütten, ist bei Tschudi, die größere Breite in der Erzählung abgerechnet, im wesentlichen gleichlautend mit dem Berichte seiner Vorgänger. Nur weiß Tschudi auch hier wieder, daß Walther der Vorname des Fürsten ist.

Während aber das Weiße Buch, sowie Etterlin ihren Bericht von der Zusammenkunft der drei Männer kurz schließen; jenes mit den Worten: „und swuren zusammen" und dieser hinzufügt: „daß sy wollten das Recht waren und das Unrecht nyderdrucken," so beschwören nun bei Tschudi die Drei einen Bund, der so viele einzelne Punkte enthält, wie wir sie kaum in den geschriebenen Bundbriefen von 1291 und 1315 wieder finden.

Ferner weiß Tschudi, daß der gesammte Adel in Uri und Unterwalden (und er zählt die Geschlechter beider Länder alle mit Namen auf) für diesen neuen Bund einstehen wollen; und daß dieser Adel den Landleuten viel gutes erwiesen, habe den König und seine Söhne besonders verdrossen, weil sie geglaubt hatten, diese Adelsgeschlechter müßten vor allen andern an das Haus Oestreich sich anschließen, deswegen habe man ihnen die Reichslehen entzogen, sie Bauernadel gescholten, und der Freie Herr Wernher von Attinghusen, damals Landammann von Uri, habe darüber sich öffentlich vor den Landleuten ausgesprochen.

Auch Tschudi läßt wie seine Vorgänger die Verschworenen öfter im Rütli zusammenkommen, setzt dann aber zuletzt einen bestimmten Tag fest, an welchem jeder der drei Eidgenossen neun oder zehn der vertrautesten Männer zu einer letzten Berathung mitbringen sollte, wobei dann der Neujahrstag des kommenden 1308ten Jahres als der Tag der Befreiung festgesetzt wurde.

Der Vorfall in Alzellen, dessen auch das Weiße Buch und Etterlin erwähnen, wird bei Tschudi, wenn auch ausführlicher,

doch im Ganzen in derselben Weise erzählt, wie bei Jenen. Nur hat auch hier Tschudi wieder für die handelnden Personen die Namen in Bereitschaft; der gekränkte Mann heißt: Cunrat vom Baumgarten; der Vogt ist Einer aus dem Geschlechte der Wolfenschieße, nach Tschudi ein Untervogt des Landenberg, nach Etterlin dagegen derjenige, dessen Nachfolger Landenberg wurde. Dann weiß Tschudi ferner: die Edelknechte von Wolfenschieß, des Erschlagenen Brüder, die zu denen gehörten, welche es mit dem Volke hielten, hätten erzürnet darüber, daß ihr Bruder zur Gegenpartei gehalten, gesagt: ihm wäre Recht geschehen, wie er es verdient hätte, und vergeblich habe Landenberg sie aufgefordert ihres Bruders Tod zu rächen.

Wir gehen über zum Berichte Tschudi's über die die Geschichte Wilhelm Tells.

Hier hatte unser Chronist wohl neben den Tellenliedern besonders Etterlins Chronik vor Augen, mit welchem er fast wörtlich übereinstimmt. Doch fehlt es auch hier nicht an mannigfachen Zusätzen. So läßt Tschudi, was Keiner der Andern berichtet, den Geßler dem Tell, der lieber sterben, als den Schuß wagen will, erwiedern: „Das mußt du thun, oder du und das Kind sterben." Nach Tschudi ist ferner das Kind nicht mehr als sechs Jahre alt. Während endlich die andern Berichterstatter mit Ausnahme von Ruß, den Tschudi zuverlässig nicht gekannt hat, uns zwar auch melden: Tell habe den Vogt in der hohlen Gasse bei Küßnacht erschossen, versichert Tschudi ganz bestimmt: Geßler habe nach Brunnen fahren wollen, und von dort den Tell über Land durch Schwyz in sein Schloß gen Küßnacht führen wollen.

Was die Einnahme der Burgen Roßberg und Sarnen betrifft, so findet die erstere bei den Chronisten der frühern Zeit ihre Erledigung in den wenigen Worten: „sie namen das „(Schloß) auf dem Roßberg, das ward durch ein Jungfrauen „gewunnen." Tschudi erzählt die Geschichte ausführlich mit den uns Allen wohlbekannten Umständen. — Die List, welche

die Obwaldner brauchten um Sarnen zu gewinnen, ist im Ganzen genommen bei Etterlin, dem Verfasser des Weißen Buches und Tschudi dieselbe; der letztere jedoch kennt die Zahl der Verschworenen, die sich die Einnahme des Schlosses zur Aufgabe gemacht haben. Es sind ihrer fünfzig, von denen dreißig im Gebüsche sich verstecken, zwanzig dagegen mit ihren Geschenken nach dem Schlosse ziehen; während diese nach den frühern Berichten bloß mit Stöcken versehen sind, so tragen sie dagegen bei Tschudi im Busen verborgene Spießeisen, welche sie, so wie sie am Schloßthore angelangt sind, und den im Busche Verborgenen das verabredete Signal mit dem Horn gegeben haben, auf die vorher zugespitzten Stöcke aufstecken. Auch begegnet nach Tschudi der Landvogt mit zwei Begleitern den Geschenke bringenden Männern, und erfreut über die Geschenke, heißt er dieselben ins Schloß tragen, und zieht dann zur Kirche. Nach dem Weißen Buche und Etterlin hat er schon vorher sich nach der Kirche begeben, und begegnet die Geschichte am h. Weihnachtstage, nach Tschudi am Neujahrstage.

Wenn auf diese Weise in Erwähnung der Thatsachen Tschudi überall der Ausführlichere und Ergänzende ist, so unterscheidet er sich auch dadurch von ihnen, daß während Jene uns über die Zeit, in welcher die von ihnen erzählten Ereignisse sich zugetragen haben, im Dunkeln lassen, Tschudi uns bei allen Hauptmomenten nicht nur das Jahr, sondern auch den Monats- ja den Wochentag anzugeben im Stande ist.

Nach Tschudi's Bericht reitet der von Wolfenschießen im Jahre 1306 „zu ingendem Herbst" von Engelberg nach Hause, und findet Baumgartens schöne Frau bei ihrer Arbeit. Dem Jahre 1307 gehört die Geschichte Heinrichs von Melchthal an, und wird von Geßler der Bau von Zwing-Uri befohlen. — Um Jakobstag, also im Heumonat desselben Jahres wird die Stange mit dem Hute in Altorf aufgerichtet. — Das Zusammentreffen Geßlers mit Staufacher hat noch etwas früher, im Mai desselben Jahres stattgefunden. Die entscheidende Zu-

sammenkunft auf dem Rütli fällt auf Mittwoch vor St. Martinstag. — Tells Ungehorsam gegen Geßlers Befehle wird auf Sonntag nach Othmari, den 18. Wintermonat festgesetzt, und am darauf folgenden Montag muß Tell sich verantworten, und es erfolgt der vielfachgbestrittene Apfelschuß. Endlich der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308 bringt die Burgen in die Gewalt der Waldstätte.

Vergönnen Sie mir, meine Herren, am Schlusse meines Vortrags noch einen kurzen Rückblick. Wir haben gesehen, wie die gleichzeitigen Chronisten uns nichts zu erzählen wissen von Allem dem, worauf alle Spätern die Stiftung des Schweizerbundes gründen, wie der mehr als hundert Jahre später schreibende Justinger ganz im Allgemeinen von Zerwürfnissen und übermüthigen Vögten spricht, wie, je weiter wir uns von der Zeit, in welche die Vorfälle gesetzt werden, entfernen, die Nachrichten eine bestimmtere Gestalt gewinnen, so daß Felix Hämmerlin uns schon eine bestimmte Thatsache zu erzählen weiß, aber gerade eine solche, welche die Spätern nicht mehr erwähnen. Dann folgen die Chronik des Weißen Buches, Etterlin und Melchior Ruß, der Letztere noch mit den wenigsten und einfachsten Berichten; jene schon alle Hauptgräuelthaten der Vögte der Reihe nach aufzählend und endlich Tschudi, der an Ausführlichkeit und Bestimmtheit die andern alle überbietet.

Ich bin weit entfernt jetzt schon Folgerungen ziehen zu wollen, dazu gehört noch ein gründlicheres Forschen; aber eben zu diesem berechtigt uns die ganze Sachlage, ja sie fordert uns zu einem solchen auf. Mag man nun immerhin heute schon meine Orthodoxie in diesen Dingen in Zweifel ziehen, ich muß es mir gefallen lassen; jedoch habe ich mir vorgenommen erst noch gewissenhaft zu prüfen, bevor ich meine Ansicht feststelle. Für jetzt nur so viel: so sehr ich einerseits glaube, man dürfe, ohne des Leichtsinns beschuldigt zu werden, seine Bedenken äußern gegen die Geschichte, wie sie seit Tschudi's Zeit kristallisirt uns vorliegt, und es sei noch Vieles ein tief verborgenes und wohl

verschlossenes Geheimniß; so weit bin ich davon entfernt zu glauben, daß der Mann, der in unsern Tagen die Schweizergeschichte in ausschließliche Pacht meint genommen zu haben, den passenden Schlüssel zu diesem Geheimnisse schon gefunden habe.

Zwei historische Lieder

(ein Loblied und ein Schmachlied)

auf

den Beitritt der Stadt Basel zur schweizerischen Eidgenossenschaft.

verschlossenes Geheimniß; so weit bin ich davon entfernt zu glauben, daß der Mann, der in unsern Tagen die Schweizergeschichte in ausschließliche Pacht meint genommen zu haben, den passenden Schlüssel zu diesem Geheimnisse schon gefunden habe.

Zwei historische Lieder

(ein Loblied und ein Schmachlied)

auf

den Beitritt der Stadt Basel zur schweizerischen Eid=genossenschaft.

Diese zwei Lieder verdanken wir der Gefälligkeit unseres werthen Ehrenmitgliedes, des Herrn Bibliothekar Dr. Franz Pfeiffer in Stuttgart, der dieselben im ersten Band der miscellanea historica von Oswald Gabelkover aufgefunden und unserer Gesellschaft zugeschickt hat. Ueber Oswald Gabelkover bemerkt Herr Dr. Pfeiffer das Folgende: Er war Wirtembergischer Hof- und Leibmedikus zu Stuttgart, wo er am 31. December 1616 starb. Er ist einer der gründlichsten Geschichtsforscher früherer Zeit. Seine Abschriften von Urkunden, Chroniken, Aktenstücken sind für jene Zeit auffallend genau und korrekt und sind jetzt noch in mancher Hinsicht eine wichtige Quelle. Wenn daher die nachstehenden Lieder an großen Verderbnissen leiden, so fällt die Schuld sicherlich seinen Vorlagen, nicht Gabelkover selbst zur Last.

Ein ander Lied.

Wend ir hören singen, und was geschehen ist,
von den verleugneten Christen, als man sie nennen ist,
wie sie seind abgefallen vom h. Römischen reich,
es ist sie worden rewen, das sag ich sicherlich.

Der ochs der was gar fraydig, zu Dornach vor dem Haus
mit seinen falschen Küen, da lebt er jnn dem daus
verreterey hat jm geholffen, das er gute waid da fand
niemand mocht genesen, den er da schlaffen fand.

Es ist ain große schande, ja von der Schweizerku,
das sie das Lamb thut fliehen, das all zeit gern hett ru,
was will uß dem Kueschwantz werden, das wirt man bald
gewar,
Gott der wölle sie straffen, jnn diesem zukünfftigen jar.

Hoffart der falschen Schweizer, hat manich jar gewert,
das sie doch hand getriben, und Christi blut verzert,
geschwechet das hailige Reich, darzue den Adler gut,
ach, reicher Christ von Himel, behalt den Adler in deiner Hut.

Die von Basel ich doch maine, die theten den sachen nit recht
das sie sint abgefallen vom Reich und sind worden Schwei-
zerknecht,
jr solt der würt jnnen werden, den sie hand begert,
jr unglück wirt sich mehren, als mancher man begert.

Rotweil und die von Basel sind gezogen uß,
sie hand ain beut gewunnen, zu Bellis im Hünerhus,
man darf in nimme kochen, sie sind zu tod geschlagen.
zu Legon vor dem Wald, da hat man sie begraben (ohn
grause).

Schweiz, Zug, Glaris, Ure und Underwalden die selben ich
auch main,
uß dem Kustal sind sie gezogen, ir hilff ist worden klain,
der ochs hat sie betrogen, er hat sie bracht in not,
die haid zu Bellis grien, die ward von blut seer rot.

Viertausend sind tod bliben, das sag ich euch firwar,
uff montag vor halbfasten, in dem 1503 jar,
die ku thet sehr bröllen, sie sahe kain ochsen mehr,
die waid was ir zergangen, sie trückt ir kindle sehr.

Ach Gott was sol ich sagen, es ist ain groß not,
es sind der Schweizerknaben tausend bliben todt,
uff Zinßtag nach Letare, das sagt man euch offenbar für-
war (so!)
ain meyl vom Lugganersee, im obgemeltem jar.

Abentheur hand sie begangen, es ist in worden laid,
die Frantzosen hand sie empfangen, das ward denen von
Basel ungemait,
vierhundert sind todt bliben uff einer walstat gut,
der ochs hat sie betrogen, die kue sehr trauern thuet

Das Kelblin thet sehr blerren, es riefft der muter zue,
da sprach ein edler Franzos, du rechte Schweizerku,
die waid darffstu nit suchen, gang hin zum Elsaß zu,
und wende dich inn forchte, und schlaff ain gute ru.

Du edler Fürst und herre, ain künig zue Franckreich
dein herz das dürst nach ehren, das sag ich sicherlich,
er will Bellis wider haben, es kost recht leib oder gut,
ja von den Schweizerknaben, es thut jn nimmer gut.

Ain Burgermaister von Basel, ain rechte Schweizerku,
(ich darff jn nit wol nennen), der hat jn allen gemacht unrhu,
dann sie haben jn ehren vergessen und sehn gend Schweiz alle tag,
dem hailigen Reich zu schaden, und jnen selbs zu groser klag.

Die von Basel schweigend still, es ist jnen worden laid,
sie wolten gern widerkeren, man hat jnen ain spil berait,
das mießen sie auskarten, es thut jnen nimmer gut,
Gott wöll das jnen mißlingen und verlieren leib und gut.

Rotweil die Mammalucken, hand auch nit recht gethon,
das sie sich haben verleugnet, der königlichen kron,
darzue von edlen fürsten, ain herren von Oesterreich,
der sie jm land hat bhalten, das sag ich sicherlich.

Ach gott wem sol ichs klagen, der Schweizer jamer und not,
ich waiß kain menschen uff erden, dem es zu herze goht,
wann sie haben verrhaten von Mayland den herzogen gut.
und uff den flaischbank glifert, jn und sin aigen gut.

Die warheit wil ich sagen, ohn allen falschen mut,
es sind zwelff schiff zerschossen, und undergangen bis uff den grund (so)
uff dem Chumersee beschehen von den franzosen gut,
die Ku hat jr vergessen, die Kelber sind nit wol behut.

An dem palmobent frue, zwo stunden vor mittag,
hört man die Kelber plerren, sie fierten ain große klag,
sie mießten wasser trinken, das that jrem herze wehe.
der Kelber sind (im see) vertrunken uff 800 und gar vil
mehe
(die sum kan man nit wol sagen.)

Der ochs ist haimgezogen gar wider jun sein Kustal,
sein hochmut ist jm glegen, er trejbt nit groß gebrell
den schwänß den laßt er hangen gar zu der erden ab,
man wirt dich bas versuchen, wehe dich du Schweizerknab.
Amen.

Stuttgarter hs. k. öff. Bibl. cod. hist. 8 16a s. 50—54
(= Osw. Gabelkovers miscellanea historica Bd. 1).

Ein ander lied
wie Basel ist Schweitzerisch werden.

Ain news lied hab ich mich bedacht
und wie sich der schimpf hat gemacht,
von denen von Basel zu singen,
sie haben gebrauchet krafft und macht,
und überkommen ain gmain Aydgnoßschaft,
es wolt jnen nit mißlingen.

Sie hand getragen weder spieß noch stangen,
die Aydgnossen hand sie schon empfangen
zu Lucern jnn der werden statt,
die von Basel waren mutes frey,
sie namen Gottes hilff dabey,
mit den Aydgnossen sitzen sie jm rhat

Das solt der Römisch könig han besunnen,
da mit Basel nit von jm wer kommen,
als sich das wol gezeme,
der Oesterreicher spott was so groß,
das die von Basel gar übel verdroß,
sie werden sich selbs lernen kennen.

Die von Basel hettens recht ermessen,
das sie der Aydgnossen Krieg sind still gesessen,
man wolts dabey nit lassen bleiben.
die künigischen triben deß übermuts so vil,
drumm jnen der stier helffen wil,
der Ber hat sein kurzweil triben.

die Obwaldner brauchten um Sarnen zu gewinnen, ist im Ganzen genommen bei Etterlin, dem Verfasser des Weißen Buches und Tschudi dieselbe; der letztere jedoch kennt die Zahl der Verschworenen, die sich die Einnahme des Schlosses zur Aufgabe gemacht haben. Es sind ihrer fünfzig, von denen dreißig im Gebüsche sich verstecken, zwanzig dagegen mit ihren Geschenken nach dem Schlosse ziehen; während diese nach den frühern Berichten bloß mit Stöcken versehen sind, so tragen sie dagegen bei Tschudi im Busen verborgene Spießeisen, welche sie, so wie sie am Schloßthore angelangt sind, und den im Busche Verborgenen das verabredete Signal mit dem Horn gegeben haben, auf die vorher zugespitzten Stöcke aufstecken. Auch begegnet nach Tschudi der Landvogt mit zwei Begleitern den Geschenke bringenden Männern, und erfreut über die Geschenke, heißt er dieselben ins Schloß tragen, und zieht dann zur Kirche. Nach dem Weißen Buche und Etterlin hat er schon vorher sich nach der Kirche begeben, und begegnet die Geschichte am h. Weihnachtstage, nach Tschudi am Neujahrstage.

Wenn auf diese Weise in Erwähnung der Thatsachen Tschudi überall der Ausführlichere und Ergänzende ist, so unterscheidet er sich auch dadurch von ihnen, daß während Jene uns über die Zeit, in welcher die von ihnen erzählten Ereignisse sich zugetragen haben, im Dunkeln lassen, Tschudi uns bei allen Hauptmomenten nicht nur das Jahr, sondern auch den Monats- ja den Wochentag anzugeben im Stande ist.

Nach Tschudi's Bericht reitet der von Wolfenschießen im Jahre 1306 „zu ingendem Herbst" von Engelberg nach Hause, und findet Baumgartens schöne Frau bei ihrer Arbeit. Dem Jahre 1307 gehört die Geschichte Heinrichs von Melchthal an, und wird von Geßler der Bau von Zwing-Uri befohlen. — Um Jakobstag, also im Heumonat desselben Jahres wird die Stange mit dem Hute in Altorf aufgerichtet. — Das Zusammentreffen Geßlers mit Staufacher hat noch etwas früher, im Mai desselben Jahres stattgefunden. Die entscheidende Zu-

sammenkunft auf dem Rütli fällt auf Mittwoch vor St. Martinstag. — Tells Ungehorsam gegen Geßlers Befehle wird auf Sonntag nach Othmari, den 18. Wintermonat festgesetzt, und am darauf folgenden Montag muß Tell sich verantworten, und es erfolgt der vielfachgebestrittene Apfelschuß. Endlich der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308 bringt die Burgen in die Gewalt der Waldstätte.

Vergönnen Sie mir, meine Herren, am Schlusse meines Vortrags noch einen kurzen Rückblick. Wir haben gesehen, wie die gleichzeitigen Chronisten uns nichts zu erzählen wissen von Allem dem, worauf alle Spätern die Stiftung des Schweizerbundes gründen, wie der mehr als hundert Jahre später schreibende Justinger ganz im Allgemeinen von Zerwürfnissen und übermüthigen Vögten spricht, wie, je weiter wir uns von der Zeit, in welche die Vorfälle gesetzt werden, entfernen, die Nachrichten eine bestimmtere Gestalt gewinnen, so daß Felix Hämmerlin uns schon eine bestimmte Thatsache zu erzählen weiß, aber gerade eine solche, welche die Spätern nicht mehr erwähnen. Dann folgen die Chronik des Weißen Buches, Etterlin und Melchior Ruß, der Letztere noch mit den wenigsten und einfachsten Berichten; jene schon alle Hauptgräuelthaten der Vögte der Reihe nach aufzählend und endlich Tschudi, der an Ausführlichkeit und Bestimmtheit die andern alle überbietet.

Ich bin weit entfernt jetzt schon Folgerungen ziehen zu wollen, dazu gehört noch ein gründlicheres Forschen; aber eben zu diesem berechtigt uns die ganze Sachlage, ja sie fordert uns zu einem solchen auf. Mag man nun immerhin heute schon meine Orthodoxie in diesen Dingen in Zweifel ziehen, ich muß es mir gefallen lassen; jedoch habe ich mir vorgenommen erst noch gewissenhaft zu prüfen, bevor ich meine Ansicht feststelle. Für jetzt nur so viel: so sehr ich einerseits glaube, man dürfe, ohne des Leichtsinns beschuldigt zu werden, seine Bedenken äußern gegen die Geschichte, wie sie seit Tschudi's Zeit kristallisirt uns vorliegt, und es sei noch Vieles ein tief verborgenes und wohl

verschlossenes Geheimniß; so weit bin ich davon entfernt zu glauben, daß der Mann, der in unsern Tagen die Schweizergeschichte in ausschließliche Pacht meint genommen zu haben, den passenden Schlüssel zu diesem Geheimnisse schon gefunden habe.

Zwei historische Lieder

(ein Loblied und ein Schmachlied)

auf

den Beitritt der Stadt Basel zur schweizerischen Eidgenossenschaft.

Diese zwei Lieder verdanken wir der Gefälligkeit unseres werthen Ehrenmitgliedes, des Herrn Bibliothekar Dr. Franz Pfeiffer in Stuttgart, der dieselben im ersten Band der miscellanea historica von Oswald Gabelkover aufgefunden und unserer Gesellschaft zugeschickt hat. Ueber Oswald Gabelkover bemerkt Herr Dr. Pfeiffer das Folgende: Er war Wirtembergischer Hof- und Leibmedikus zu Stuttgart, wo er am 31. December 1616 starb. Er ist einer der gründlichsten Geschichtsforscher früherer Zeit. Seine Abschriften von Urkunden, Chroniken, Aktenstücken sind für jene Zeit auffallend genau und korrekt und sind jetzt noch in mancher Hinsicht eine wichtige Quelle. Wenn daher die nachstehenden Lieder an großen Verderbnissen leiden, so fällt die Schuld sicherlich seinen Vorlagen, nicht Gabelkover selbst zur Last.

Ein ander Lied.

Wend ir hören singen, und was geschehen ist,
von den verleugneten Christen, als man sie nennen ist,
wie sie seind abgefallen vom h. Römischen reich,
es ist sie worden rewen, das sag ich sicherlich.

Der ochs der was gar fraydig, zu Dornach vor dem Haus
mit seinen falschen Küen, da lebt er inn dem daus
verreterey hat im geholffen, das er gute waid da fand
niemand mocht genesen, den er da schlaffen fand.

Es ist ain große schande, ja von der Schweizerku,
das sie das Lamb thut fliehen, das all zeit gern hett ru,
was will uß dem Kueschwantz werden, das wirt man bald
gewar,
Gott der wölle sie straffen, inn diesem zukünfftigen jar.

Hoffart der falschen Schweizer, hat manich jar gewert,
das sie doch hand getriben, und Christi blut verzert,
geschwechet das hailige Reich, darzue den Adler gut,
ach, reicher Christ von Himel, behalt den Adler in deiner Hut.

Die von Basel ich doch maine, die theten den sachen nit recht
das sie sint abgefallen vom Reich und sind worden Schwei-
zerknecht,
ir solt der wirt innen werden, den sie hand begert,
ir unglück wirt sich mehren, als mancher man begert.

Rotweil und die von Basel sind gezogen uß,
sie hand ain beut gewunnen, zu Bellis im Hünerhus,
man darf jn nimme kochen, sie sind zu tod geschlagen.
zu Legon vor dem Wald, da hat man sie begraben (ohn grause).

Schweiz, Zug, Glaris, Ure und Underwalden die selben ich auch main,
uß dem Kustal sind sie gezogen, jr hilff ist worden klain,
der ochs hat sie betrogen, er hat sie bracht in not,
die haid zu Bellis grien, die ward von blut seer rot.

Viertausend sind tod bliben, das sag ich euch firwar,
uff montag vor halbfasten, jn dem 1503 jar,
die ku thet sehr bröllen, sie sahe kain ochsen mehr,
die waid was jr zergangen, sie trückt jr kindle sehr.

Ach Gott was sol ich sagen, es ist ain große not,
es sind der Schweizerknaben tausend bliben todt,
uff Zinßtag nach Letare, das sagt man euch offenbar fürwar (so!)
ain meyl vom Lugganersee, jm obgemeltem jar.

Abentheur hand sie begangen, es ist jn worden laid,
die Frantzosen hand sie empfangen, das ward denen von Basel ungemait,
vierhundert sind todt bliben uff einer walstat gut,
der ochs hat sie betrogen, die kue sehr trauern thuet

Das Kelblin thet sehr blerren, es riefft der muter zue,
da sprach ein edler Franzos, du rechte Schweizerku,
die waid darffstu nit suchen, gang hin zum Elsaß zu,
und wende dich jnn forchte, und schlaff ain gute ru.

Du edler Fürst und herre, ain künig zue Franckreich
dein herz das dürst nach ehren, das sag ich sicherlich,
er will Bellis wider haben, es kost recht leib oder gut,
ja von den Schweizerknaben, es thut jn nimmer gut.

Ain Burgermaister von Basel, ain rechte Schweizerku,
(ich darff jn nit wol nennen), der hat jn allen gemacht unrhu,
dann sie haben jn ehren vergessen und sehn gend Schweiz alle tag,
dem hailigen Reich zu schaden, und jnen selbs zu großer klag.

Die von Basel schweigend still, es ist jnen worden laid,
sie wolten gern widerkeren, man hat jnen ain spil berait,
das mießen sie auskarten, es thut jnen nimmer gut,
Gott wöll das jnen mißlingen und verlieren leib und gut.

Rotweil die Mammalucken, hand auch nit recht gethon,
das sie sich haben verleugnet, der königlichen kron,
darzue von edlen fürsten, ain herren von Oesterreich,
der sie jm land hat bhalten, das sag ich sicherlich.

Ach gott wem sol ichs klagen, der Schweizer jamer und not,
ich waiß kain menschen uff erden, dem es zu herze goht,
wann sie haben verrhaten von Mayland den herzogen gut.
und uff den flaischbank glifert, jn und sin aigen gut.

Die warheit wil ich sagen, ohn allen falschen mut,
es sind zwelff schiff zerschossen, und undergangen bis uff den grund (so)
uff dem Chumersee beschehen von den franzosen gut,
die Ku hat jr vergessen, die Kelber sind nit wol behut.

An dem palmobent frue, zwo stunden vor mittag,
hört man die Kelber plerren, sie fierten ain große klag,
sie mießten wasser trinken, das that jrem herze wehe.
der Kelber sind (im see) vertrunken uff 800 und gar vil
mehe
(die sum kan man nit wol sagen.)

Der ochs ist haimgezogen gar wider jun sein Kustal,
sein hochmut ist jm glegen, er trejbt nit groß gebrell
den schwänz den laßt er hangen gar zu der erden ab,
man wirt dich bas versuchen, wehe dich du Schweizerknab.
Amen.

Stuttgarter hs. k. off. Bibl. cod. hist. 8 16a s. 50—54
(= Osw. Gabelkovers miscellanea historica Bd. 1).

Ein ander lied

wie Basel ist Schweitzerisch werden.

Ain news lied hab ich mich bedacht
und wie sich der schimpf hat gemacht,
von denen von Basel zu singen,
sie haben gebrauchet krafft und macht,
und überkommen ain gmain Aydgnoßschaft,
es wolt jnen nit mißlingen.

Sie hand getragen weder spieß noch stangen,
die Aydgnossen hand sie schon empfangen
zu Lucern jnn der werden statt,
die von Basel waren mutes frey,
sie namen Gottes hilff dabey,
mit den Aydgnossen sitzen sie im rhat

Das solt der Römisch könig han besunnen,
da mit Basel nit von jm wer kommen,
als sich das wol gezeme,
der Oesterreicher spott was so groß,
das die von Basel gar übel verdroß,
sie werden sich selbs lernen kennen.

Die von Basel hettens recht ermessen,
das sie der Aydgnossen Krieg sind still gesessen,
man wolts dabey nit lassen bleiben.
die künigischen triben deß übermuts so vil,
drumm jnen der stier helffen wil,
der Ber hat sein kurzweil triben.

Das möcht man denen von Basel übel reden,
das sie sich zu den Aydgnossen keren,
sie hand den weg gefunden,
die Oesterreicher wolten jrn spott nit lon,
sie wolten gar darvon nit ston,
zum Crucefix sind sie kommen.

Gemain Aydgnossen hand sich recht besunnen,
das sie Basel für ein Ort hand gnummen,
den schlüssel hand sie empfangen
damit sie jr land mögen bschliessen
das thut manchen Oesterreicher verdriessen,
sie haben groß verlangen

Zürch und Bern thue ich preisen schon,
sie hand Basel zu jnen glon,
zu streiten und zu fechten,
wie sie von alter her haben gethon,
Basel wil jnen bey gestohn
und wils jnen schon vergelten.

Lucern, du solt dich halten frey
du stehst dem Crucefix bey,
Uri, Schweiz und Underwalden wilt du nit lassen,
Zug, Glaris, Zürch steh dabey,
der Stier brüllt mit seinem geschrey
dorther uff freyer straßen.

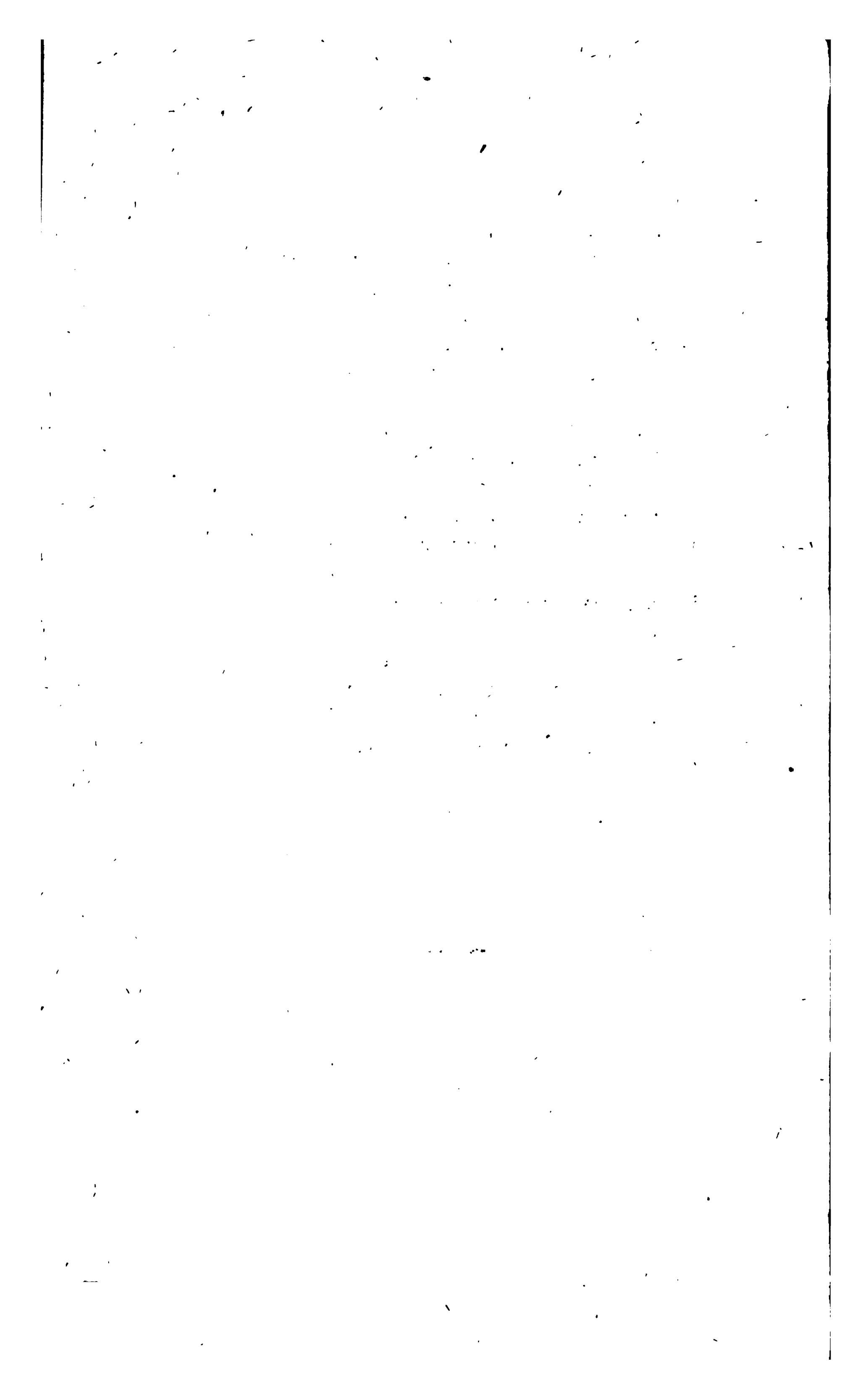
Solothurn du solt dich wol gehaben,
Freiburg jn Uechtland wil an dir nicht verzagen,
St. Gallen und Appenzell,
Dockenburg frewt sich mit jren knaben,
das Thurgöw kompt dorthar getraben,
Schafhausen und Rotweil mit jren gezelten.

Basel du vil hohe kron,
du wilt den frummen Aydgnossen beystohn,
du hast dich zu jnen verbunden,
man wolt dich bey deiner trew nicht lon,
die du dem Suntgöw hast gethan,
es kompt noch zu guter stunden.

Es solt dem Breißgöw wol mißfallen,
das Basel ist zu den Aydgnossen gefallen,
die bruck hat es verloren,
sie ist jm ain starke maur gewesen,
Basel hat den Aydgnossen geschworen.

Der uns das liedlein hat gemacht,
und von newem gesungen,
Caspar Jöppel ist er genannt,
er hats (gar wol) gesungen uß freyem mut,
als noch mancher frommer Aydgnoß thut,
jnn gemainen aydgnossen landen.

Aus derselben Handschrift S. 54—57.



Die Reise

der

Eidgenössischen Gesandten nach Paris,

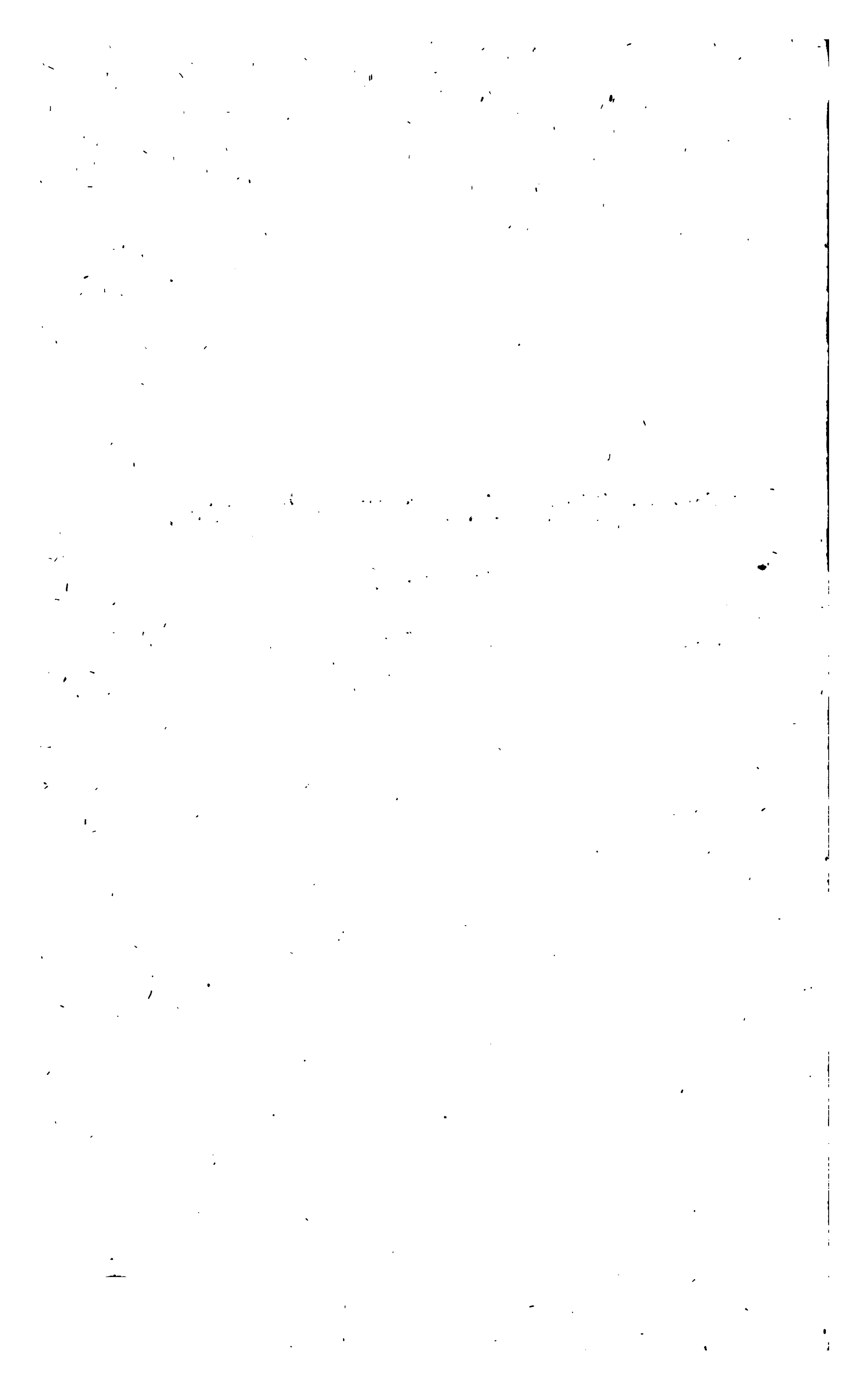
im Jahr 1663,

zur Beschwörung des Bundes der Schweiz mit Ludwig XIV. von Frankreich.

Eine Vorlesung

von

Prof. **Balthasar Reber.**



Die Reise der eidgenössischen Gesandten nach Paris, im Jahr 1663, zur Beschwörung des Bundes der Schweiz mit Ludwig XIV. von Frankreich.

Ludwig XIV., der Vollender von Frankreichs Staatsgebäude, sorgte dabei natürlich auch äußerst eifrig für diese Vollendung nach Außen durch möglichste Erweiterung der Ringmauer seines Staatsgebäudes in ausgedehntester Abrundung der Grenzen seines Reichs. Das weite Gewissen des Eroberers besaß er im vollkommensten Maaße; so schildert ihn in dieser Beziehung ein zeitgenössischer deutscher Staatsmann, der ihn genau beobachtet haben muß: „Einst sprach der König zu seinem Bruder, dem Herzog von Orleans :„„Unser Großvater Heinrich IV. hat Großes verrichtet, aber er hat uns noch Arbeit übrig gelassen, mehr als er selbst vollbracht hat."" Der König glaubt, wie Alexander und Cäsar, daß man um zu herrschen, auch das Recht verletzen dürfe, er macht sich nichts daraus, mit Hülfe der Waffen zu nehmen, was ihn gelüstet." [1]) Auf Zertrümmerung der Oesterreichisch-Spanischen Macht war es hauptsächlich abgesehen, der kolossalen Großmacht, die noch halb im Mittelalter wurzelte, nicht von der Zentralkraft des

---

[1]) Bull. 10, 133. 134 (2).

Staats der neueren Geschichte beseelt war, ein Ungeheuer an Ländermassen in der alten und neuen Welt, ein Ungeheuer an Geldkräften, vom Jahr 1500 bis 1800, während 300 Jahren, zog Spanien aus seinen Colonien 30,000 Millionen Franken [1]), aber eben im 16ten und 17ten Jahrhundert Alles ohne einheitlichen Zusammenhang, ohne einheitliche Wirthschaft. Kein Wunder, daß diesem ungefügen Elephanten das viel kleinere einheitliche Frankreich endlich den Todesstoß versetzte. Es war Frankreichs alte Politik seit Franz I. schon. Frankreich war auch wirklich von allen Seiten durch dieses allgegenwärtige Spanien-Oesterreich geklemmt, nur seine Nordküste war frei, und besonders vor den spanischen Niederlanden in Frankreichs Nordosten, von wo der Feind binnen vier Tagen in Paris sein könne, vor dieser Achillesverse Frankreichs hat Türenne stetsfort gewarnt. [2]) Die Valois waren nicht glücklich in diesem Kampf, auch hemmten sie die Hugenottenkriege. Den Bourbonen gelang es. Schon Heinrich IV., der erste Bourbon hatte einen prächtigen Plan; aber erst Richelieu unter Ludwig XIII. erhob Frankreichs Arm mit wahrhaftem Glück, ebenso Mazarin nach ihm. Ludwig XIV. vollendete die Zertrümmerung Spanien-Oesterreichs in seinen vier stets furchtbarern Kriegen. Wäre Wilhelm III. von Holland und England nicht gewesen, der große Erfinder und Handhaber des Gleichgewichts von Europa, [3]) Ludwig hätte keine vier Kriege dazu gebraucht. So betrat mit Ludwig XIV. ein Kriegsfürst ersten Ranges den Schauplatz der Welt, einer von den, Gottlob, wenigen, aber in gewissen Epochen Nothwendigen, welche die alternde Karte der Erde zu reformieren bestimmt sind. Sein Kriegsminister Louvois hatte in Oberleitung der Heere nach des Feindes schwächsten Punkten

---

[1]) Allg. Augsb. Zeitung 16. Okt. 1854. S. 4610.

[2]) Ranke, franz. Gesch. 3, 298 (1). 372.

[3]) Schlosser, Geschichte des 18ten und 19ten Jahrh. 1, 15. Ranke, franz. Gesch. 3, 460. 472.

hin Napoleonisches Talent, 36 Stunden konnte der Mann arbeiten, brauchte dann aber 24 Stunden Schlafs für seinen gewaltigen Körper, ein roher barscher Mensch, Kriegsminister nach allen Dimensionen; so schildert ihn Ranke.[1]) Und einen Kranz von Feldherrn hatte Ludwig, wie seit der Römerzeit nur die Revolution und ihr Kaiser einen solchen wieder gezeigt hat. Dieser Weltbeißer Ludwig brachte aber auch, wie Hugo Grotius, der gelehrte Delfter, erzählt, gleich drei Zähne mit bei der Geburt 1638, am 5. September, und dazu bemerkt er in einem Brief an den berühmten Schwedischen Kanzler Oxenstjerna, „das deute auf künftige Raubgier.“ Und als Ludwig seine Selbstregierung antrat, zwischen 1660 und 70, erschien ein schreckhafter Komet, wie 1618 auch einer erschienen war, vor dem dreißigjährigen Krieg, so daß die beiden blutigsten Kriegszeitalter der neuern Geschichte (vor der Revolution) aufgegangen sind mit Kometen. Bern erschrack so vor Ludwigs XIV. Kometen, daß es seine Unterthanen aufforderte, Buße zu thun, dem Trunk abzusagen und allen Ausschweifungen und das Fluchen zu lassen.[2])

Ludwig XIV. mußte einen Kriegsbund schließen mit der Schweiz. War je einem französischen König ein solcher nothwendig gewesen, so ihm vor Allen.

Merkwürdig ists nun, daß noch keiner der bisherigen fünf Bünde mit Frankreich auf solche Schwierigkeiten gestoßen war, wie dieser sechste. Es war, als ob die gütige Vorsehung Alles hätte thun wollen, was sie konnte, ohne Beeinträchtigung der Selbstbestimmung der Menschen, um die Schweizer von diesem verhängnißvollsten aller ihrer Bünde, die sie überhaupt je geschlossen, zurückzuhalten: Umstände aller Art, sowie die gewichtigsten Warnungsstimmen aus verehrtestem Menschenmund, nichts fehlte. Noch nie, bei keinem Bunde noch hatte der gute

[1]) Ranke, franz. Gesch. 3, 392. 534. 535.
[2]) Bulliem. 10, 167. 168.

Genius der Schweiz als getreuer Eckart so herrlich Wache gehalten vor dem französischen Venusberge.

Der letzte Bund, der mit Heinrich IV. und Ludwig XIII. gieng im Jahr 1651 zu Ende. De Labarde, Marquis de Marolles, damals französischer Gesandter in der Schweiz, erschöpfte sich in Schmeicheleien, um schon 1650 eine Erneuerung des Bundes zuwege zu bringen: „Wie des jungen Königs Herz für die Eidgenossen schlage, so oft er lese von den Siegen seiner Vorfahren, mit Hülfe der Schweizer erkämpft. Wie Schweizer und Franzosen so ganz für einander geschaffen seien, eine Brüderschaft auf Leben und Tod müsse sie vereinigen u. s. w." [1]) Zu gleicher Zeit aber entließ Cardinal Mazarin, während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit an der Spitze der französischen Regierung, er entließ die meisten Schweizerregimenter aus Frankreichs Dienst, nach Abschluß des westfälischen Friedens und nachdem sie noch, wie im dreißigjährigen Krieg, so bald darauf gegen den Aufstand der sogenannten Fronde zu Paris tüchtig waren gebraucht worden, Mazarin entließ sie ohne allen Sold, der dreißigjährige Krieg hatte die französischen Kassen geleert, so daß ein großer Theil der Entlassenen auf dem Heimmarsch vor Elend auf der Straße niederfiel. [2]) Die Schweizerregierungen ließen also den sentimentalen Herrn De Labarde schwatzen und verboten bei Todesstrafe in der ganzen Schweiz jede Werbung für Frankreich und verpflichteten sich sogar alle gegenseitig durch feierlichen Eidschwur, kein Kanton wolle einzeln für sich mit dem König wegen Bundeserneuerung unterhandeln. [3]) So energisch war die Gesammtschweiz seit ihrer Bundeszeit mit Frankreich noch niemals gegen diese Macht aufgetreten. Die Schweizer behaupteten, Frankreich schulde ihnen 70 Millionen Franks ins Ganze,

---

[1]) Bull. 10, 17. 18.

[2]) Bull. 10, 10.

[3]) Bull. 10, 15.

und allein für die letzten Jahre des dreißigjährigen Kriegs 4 Mill., hauptsächlich an Sold, Bern z. B. forderte 600,000 Franks für bloßen Sold, und jenes solidarische Eidgelübde hatte den Sinn: Bis wenigstens die letzten 4 Millionen bezahlt sind, keine Bundeserneuerung mit Frankreich.

So stand es um 1650. Gut für die Schweiz.

Es kam noch besser.

Der große Bauernkrieg brach aus 1653. Und da benahm sich nun Frankreich abermals sehr beleidigend. Schon das war unnachbarlich, daß, als Bern wirklich in höchster Noth und auch Basel von Frankreich nur einige hundert Mann Hülfe begehrten, daß diese Regierungen keine erhielten [1]; da der Bund also mit 1651 abgelaufen war und noch nicht erneuert worden, so war freilich Frankreich buchstäblich damals gerade auch nicht zu helfen verpflichtet; aber wahrhaft beleidigend für die Regierungen war nun das, daß des französischen Gesandten, eben jenes De Labarde, Sekretär, Baron, von Solothurn auf die Bauernversammlung nach Hutwyl kam, im Kanton Bern an der Grenze Luzerns, und im Namen seines Gesandten die Bauern als die guten und lieben Freunde Frankreichs begrüßte, ihre gerechte Sache belobte, ja versprach, sein Herr, der König, habe Lust, ihrem, dem großen Bauernbund, beizutreten; sie sollten fürs erste zwanzig Abgeordnete nach Solothurn schicken. Allein die Bauern gaben dem Herrn zu verstehen, sie wollten lieber in ihrer Sache allein Meister bleiben. [2]) Solches französisches Benehmen mußte natürlich die Schweizerregierungen aufs Neue gewaltig erbittern, und am zornigsten darüber war Bürgermeister Wettstein von Basel. [3]) Und das war wiederum gut für die Schweiz. Und dazu kam, daß die meisten Regierungen der Kantone durch die gemeinsame Gefahr dieses Aufstandes

[1]) Bull. 10, 57. 60 (144) vgl. mit Wettsteins Bedenken.

[2]) Bull. 10, 46. 47.

[3]) Wettsteins Bedenken.

ihrer Bauern zum erstenmal seit der Religionsspaltung wieder recht zusammen gewachsen waren, wodurch das 1650 gelobte einheitliche Frontmachen gegen Frankreich begreiflich ebenfalls frisch gestärkt werden mußte. Frankreich hatte durch jenes Benehmen wohl die Regierungen zahm machen wollen für den Bund, und eben das Gegentheil erfolgte.

Alles steigende gute Verhältnisse.

Da brach Solothurn zuerst seinen Eid und schloß einen Sonderbund mit Ludwig XIV. Und zwar eben dieser Bauernkrieg, sonst so günstig für die Stimmung der Schweiz gegen Frankreich, eben derselbe machte auch diesen Riß in die Schweizerphalanx. Und einmal eine Bresche, so gieng die Festung bald mehr und mehr zu Trümmern.

Solothurn gieng über, weil es namentlich vom stolzen Bern während des Bauernkrieges und besonders nach dem Sieg der Regierungen auf Tagsatzungen und sonst in der That ungerecht behandelt wurde; mit seinen Bauern war Solothurn auf gutem Fuße geblieben und als sie gegen andere Regierungen mitmachten, verharrte es in der Milde. Daher Beschuldigungen: Es mache gemeine Sache mit den Bauern, das faule Nest mit den Bauern unter der Decke, und dazu die derbe Forderung, an die gemeinsamen Kriegskosten bis 30,000 Gulden zu bezahlen.[1] Anderseits zu diesen Fußtritten der Mitkantone die goldenen Küsse De Labarde's, der ja obendrein in ihren Mauern residirte; 1 Mill. Franken versprach er Solothurn auf der Stelle u. s. w. Solothurn schloß seinen Bund mit Frankreich 1653.[2])

Und nun giengs Schlag auf Schlag.

Das kam so:

Das Zusammenhalten der Schweizerregierungen in der Noth des Bauernkriegs hörte mit der Noth wieder auf, und

---

[1]) Bull. 10, 38. 79. 80 (191).

[2]) Bull. 10, 79 (190).

der lange verhaltene Religionskrieg von 1656, der zweite Religionskrieg der Schweiz, brach aus. Die Verhältnisse waren zu bremmend, die Reformierten in den gemeinen Herrschaften zumal litten zu sehr. Die Flamme wäre im 16ten Jahrhundert schon abermals aufgelodert, aber die französischen Hugenottenkriege leiteten die Kriegskräfte der Schweiz meist in jene Lager; in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wäre sie aufgelodert, da hielt der dreißigjährige Krieg ihr Schwert in der Scheide, um nicht mit in denselben verwickelt zu werden, darauf denn der Bauernkrieg. Jetzt aber hemmte nichts mehr. Die katholischen Orte hatten unter sich den alten Borromäischen oder goldenen Sonderbund und andere katholische Bünde mit dem Bischof von Basel, mit Savoyen, mit Spanien, welche katholischen Bünde alle sie aufs Neue enger zu knüpfen sich anschickten. Da schlossen denn auch die Reformierten zum erstenmal eine Verbindung mit den reformierten Hauptmächten des Auslands, mit England und Holland. Ihr Gesandter, Joh. Jak. Stockar, Stadtschreiber von Schaffhausen, wurde vom Lord-Protektor Cromwell, dem großen Puritaner, entblößten Haupts, so entlassen: „Ich versichere Sie, daß gegenwärtig die Schweiz unter allen Europäischen Mächten keine bessere Freundin hat, als England.[1] Die beiden Seemächte mit der reformierten Schweiz schritten auch alsbald glücklich ein zum Schutz der von Mazarin und Savoyen verfolgten Waldenser in Piemont. Die reformierten Verbündeten boten der reformierten Schweiz Hülfsgelder an für ihren Religionskrieg, England bis auf 20,000 Pfd. Sterl.[2]) Dieser reformierte Bund wurde geschlossen 1654. Das aber nahmen nun die katholischen Orte furchtbar übel. Nur sie sollten mit der katholischen Welt in Bünden stehen dürfen nach Herzenslust, die Reformierten aber durchaus nicht ebenso mit der reformierten Welt. Und jetzt, wie Solothurn 1653 in

---

1) Bull. 10, 98.

2) Bull. 10, 110 (48).

seinem Grimm, so die übrigen katholischen Orte in ihrem Grimm folgten Solothurn 1654 und 1655 und schlossen ebenfalls ab mit Frankreich. Aber De Labarde hatte auch hier goldene Küsse vertheilt: 350,000 Franks kostete Frankreich die Erkaufung dieser übrigen katholischen Orte. [1])

Der verhängnißvolle Bund der Gesammtschweiz mit Ludwig XIV. schritt immer drohender heran.

Nur die reformierten Orte hielten noch, aber schwach; Bern, stetsfort für sein Waadtland vor Savoyen bang, hätte dieses gar zu gerne mit unter Frankreichs Schutz gestellt [2]), wie schon in den zwei vorhergegangenen Bünden [3]); und in Zürich kämpften zwei Parteien, der treffliche Bürgermeister Waser mit dem habsüchtigen Bürgermeister Hirzel, welcher für seine sechs Söhne und Tochtermänner mehr privatväterlich als landesväterlich zu sorgen suchte. [4]) Kurz: Die Schweizerfeste wankte und klaffte nach allen Seiten.

Da, während die katholischen Orte einer nach dem andern abfielen, um wenigstens die reformierten noch zu retten [5]), und auch von den katholischen [6]) noch diesen und jenen, stemmte sich der völligen Zerstörung mit aller Kraft seiner frommen vaterländischen Seele der Schweizermann entgegen, dessen Stimme in der Eidgenossenschaft des 17ten Jahrhunderts den mächtigsten und reinsten Klang hatte, Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein von Basel, indem er im Jahr 1654 an die reformierten Städte ein „Bedenken" erließ, „ob eine Eidgenossenschaft die zu Ende gelaufenen Bünde mit der Krone Frank-

---

[1]) Bull. 10, 104. 105 (38).

[2]) Bull. 10, 142.

[3]) Meyer, 1, 445. 446. 471.

[4]) Bull. 10, 142 (22).

[5]) Heußler, Wettsteins Eidgen. Wirken. 51.

[6]) Gegen den Schluß des Bedenkens von Wettstein merkt man, daß er auch an die Katholischen dachte.

reichs erneuern soll." Wettstein, welcher die Selbstständigkeit der Schweiz vom deutschen Reich auf dem westfälischen Friedenscongreß 1648 ruhmvoll durchgesetzt, kämpfte hier consequent auch für die Selbstständigkeit der Schweiz von Frankreich. Es war der würdigste Schlußstein, den er seinem höchst würdigen schweizerischen Staatsleben setzen konnte. Er war ein Sechsziger, als er dieß Bedenken schrieb. Im Jahr 1666 starb er. Auf 122 Tagsatzungen ist er erschienen, meist vermittelnd, versöhnend, wie es seines Basels Aufgabe war, nach dessen Bundbrief mit den Eidgenossen von 1501.[1]) Wettstein war der Friedensengel der Schweiz.[2])

Es ist wahrhaft providentiell, daß vor den beiden verhängnißvollsten Bünden der Schweiz mit Frankreich, vor dem ersten, mit Franz I., und vor dem sechsten, mit Ludwig XIV., die Schweiz so gewaltig gewarnt werden mußte gerade durch die beiden größten und frömmsten Eidgenossen ihrer Jahrhunderte, durch einen Zwingli und durch einen Wettstein. Und noch eine Bemerkung im Angesicht von Wettsteins Bedenken: Zwinglis Schriften in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und dieses Bedenken Wettsteins in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, das waren die Hauptverdammungsurtheile über das Schweizersöldnerthum, mitten aus der Zeit dieses Söldnerthums selbst, bis zur Revolution. Zu Gunsten desselben aber ist so viel als Nichts erschienen. Nun könnte jedoch Zwingli bei Manchem als ein etwas beschränkter Beurtheiler erscheinen, weil Geistlicher und nicht Staatsmann seines Amts. Allein Wettstein, was will man dem anhaben? Hier ist ein Staatsmann und der tüchtigste der damaligen Schweiz, und zugleich der wärmste Freund seines Volks. Und der verdammt das Söldnerthum zum Theil sogar noch härter. Bedarf man da noch weiter Zeugniß? Eben das macht Wettsteins Urtheil

[1]) Bluntschli Gesch. d. schweiz. Bundesrechts 1, 174.
[2]) Heußler, Wettst. 50.

so bedeutungsvoll: der Mund, aus dem es kommt. Es sollte seit Wettstein vernünftigerweise dem Schweizersöldnerthum das Urtheil gesprochen sein für immerdar. Und Artikel 11 unserer Bundesverfassung von 1848 hat Gottlob endlich dieses Urtheil wirklich gesprochen: „Es dürfen keine Militärkapitulationen abgeschlossen werden."

Wettsteins Bedenken [1]) hat folgenden kraftvollen Hauptinhalt:

Zur Einleitung bemerkt er:

Bündnisse und Freundschaften mit benachbarten und andern Völkern sind vor Gott und Menschen ein gut Ding, denn sie sind eine Nothwendigkeit, besonders für ein Volk, das sich durch Tapferkeit seiner sieghaften Waffen in erwünschte Freiheit geschwungen, um durch seiner Nachbarn Beistand sich darin zu erhalten und auch sonst durch solche Freundschaft materielle Vortheile (er meint wohl durch Handel besonders) zu gewinnen. Schon ein Einzelmensch, der sich abschließt, gilt für einen unglückseligen Leutehasser, wie viel mehr würde ein ganzer Staat, der so handelte, für unglücklich und barbarisch gelten. Unsere Altvordern haben Bündnisse wohl zu schätzen gewußt; darum, als sie der umwohnenden Städte und Länder Tugend und Redlichkeit erkannt, so schlossen zuerst die drei alten Orte ihren Bund zusammen und so giengs weiter bis zu den dreizehn Orten und sind so ein großer Leib und gewaltiges Regiment worden und haben dadurch ein solch Ansehen erreicht, daß fast nunmehr jeder Potentat in Europa der Eidgenossen Freundschaft werth hält. Damit ist aber nicht gesagt, daß jeder Bund gut ist, sondern nur die, welche um der Ehre Gottes willen gemacht werden und zu des gemeinen Wesens Wohlstand und zu der Unterthanen besonderm Nutzen. Ob nun der Bund mit

[1]) Basler vaterl. Bibliothek I. 53. a. H. 41. g. Beides Handschriften, wovon hauptsächlich die letztere benutzt ist. Gedruckte kurze Auszüge bei Bulliem. 10, 137—141. und Heußler Wettstein 51—53.

der Kron von Frankreich, 1602 geschlossen, und der nun zu Ende geht und erneuert werden soll; ein solcher guter Bund sei, das soll jetzt durch Folgendes Jedermann selbst beurtheilen. Doch fordere ich vom Leser, daß er zur Lesung ein ebenso unpassioniertes Gemüth bringe, wie ich mit unpartheiischer Feder es geschrieben, auf daß man nicht etwa der Speis schuld gebe, wenn sie in einen blöden und übel zugerichteten Magen kommt und daher dann etwas herb und sauerlecht würkt. Ich meinestheils kann versichern, daß ich bei Erwägung der folgenden Motive jederzeit mein Gewissen Raths gefragt und stets gefunden habe, daß es Niemanden ergeben sei, als dem gemeinen Vaterland."

Nun folgen fünfzehn Punkte, die hier ferner kurz zusammengefaßt werden:

„Der Bund mit Frankreich zwingt uns zu mercenarischer Hülfeleistung (für Geld), welche Art zu kriegen nicht allein wider Gott und Gewissen, sondern auch wider die Ehrbarkeit streitet, denn solche Soldaten laufen um geringen Sold in jeden Krieg wie zu einem Gastmahl, während man sie zu ehrlichen Dingen auch um groß Geld nicht bringen kann, sie treiben den Krieg wie ein Handwerk, und er ist doch nur extraordinairer Beruf; sie fragen nicht warum sie andere todtschlagen oder sich selbst todtschlagen lassen, sondern nur um den Preis, und das ist geradezu Viehisch; sie sind nur leibeigene Knecht, daher sind sie eines freien Volkes unwürdig und nicht zu den ehrlichen Leuten zu zählen."

„Daher bringen sie das Vaterland in Verachtung bei allen fremden Nationen, ja bei den Franzosen selbst; ihre Geschichtschreiber reden von uns als von „erkaufftem Fleisch", wir seyen „wie die unvernünftigen Thier", und dergleichen Sachen könnte man noch einen ganzen Hauffen beibringen."

„Die andern Völker aber verachten uns nicht nur deßhalb, sondern sie hassen uns auch, weil wir so schlechte Bünde mit einem so schlimmen Volk machen. Insonderheit haßt uns

Oesterreich, wie diese Bünde der Erbeinigung zuwider lauffen; Basel und Schaffhausen werden es zu entgelten haben."

Nach diesen Beweisen über die Schlechtigkeit des Bundes mit Frankreich, hergenommen aus dem Verderben, das er nach innen und außen der Schweiz droht, beweist Wettstein nun ferner die Schlechtigkeit des Bundes auch aus den Bundesbrüchen von Seiten Frankreichs:

„Und für alle diese Entwürdigung unser selbst und für alle diese Verachtung und Haß der Fremden, was haben wir? Frankreich bezahlt uns nicht einmal, bricht seine Bedingungen, zahlt keinen Sold an die Soldaten und keine bedungenen Gelder an die Regierungen, all die großen Summen stehen stetsfort aus sammt den Zinsen. Die Kaufleute werden gegen die Bedingungen mit neuen unerhörten Zöllen beschwert. Wohl wissen das die, so seit zwanzig Jahren am Regiment obenan gesessen."

„Wollte ich alle Bundbrüche der Franzosen gegen uns erzählen, so würde mir die Zeit mangeln, wenn ich gleich von Sonnenaufgang bis zum Niedergang erzählte. Nur ein oder zwei Beispiele, die sich erst kurz ereignet: Als Bern in höchsten Aengsten ihrer innerlichen Unruhen vor etwa einem Jahr [1]) nur 200 in der Nähe gelegene Reiter vom König begehrte, wurden sie ihm ohnfreundlicherweis abgeschlagen; und obendrein hat der französische Gesandte zu Solothurn uns unter einander in die Haare gerichtet, und mit den rebellischen Bauern unter einer Decke gelegen; unsere frommen Altvordern hätten einen solchen Landtsverräther mit Hunden zum Land hinaushetzen und ihm Ohren und Nasen schlitzen lassen, welches noch heutiges Tags als verdienter Lohn an ihm zu vollziehen wäre."

„Auch das ist ein Bundbruch Frankreichs, daß wir unseres

---

[1]) Diese Stelle weist auf 1654 hin als Zeit der Abfassung dieses Bedenkens.

Volks, einmal im französischen Sold, gar nicht mehr mächtig werden können, daß man es uns, wenn wirs in höchsten Nöthen selbst brauchten, nicht wieder herausgiebt, auch wenn das Bündniß abgelaufen ist, indem die Minister sie durch Geldverheißen in ihrem Bätteldienst festhalten, sobald wir dieselben zurückfordern und sie so an der Nasen und am Narren-Sayl herumziehen so meisterlich, daß unserer Hauptleute Nasen durch solch stätiges Herumziehen so ohnempfindlich geworden, daß sie gar nicht mehr riechen können, wie häßlich man mit ihnen umgeht. Dann wider den Bund werden unsere Soldaten auch überallhin vertheilt, nach Frankreich, Italien, Flandern, Catalonien u. s. w., so daß man sie auch darum nicht zurück ins Land bringen kann."

Nachdem Wettstein so die Schlechtigkeit des Bundes mit Frankreich auch daraus bewiesen hat, weil Frankreich seinerseits den Bund schlecht hält, so beweist er nun endlich die Schlechtigkeit des Bundes noch damit, daß er die schlechten Ursachen der erwähnten französischen Bundbrüche hervorhebt:

„Diese Bundbrüche der Franzosen aber kommen von ihrer Natur, welche unserer Schweizernatur so entgegengesetzt ist, wie Feuer und Wasser. Weltbekannt ists ja, daß die Franzosen ein leichtsinniges unbeständiges treuloses Volk sind, während wir Eidgenossen stets den Ruhm gehabt, daß wir tapfere redliche treue standhafte Leut seien wie irgend ein Volk unter der Sonne."

„Der Bundbruch der Franzosen kommt aber auch aus ihrem ebenso im Verhältniß zu uns verschiedenen Regiment. Wir leben in einem freyen Standt, Frankreich aber hat einen König zum Regenten. Die Potentaten sind aber freien Republiken jederzeit aufsetzig gewesen, suchen sie zu unterdrücken und achten die Bünde mit freien Leuthen nicht."

„Dazu kommt, daß Frankreich als zu mächtig mit uns Schwächeren glaubt machen zu können was es will. Wir sind so in die zwanzig Jahren traktiert worden. Ich will aber

hoffen uns werden die Augen einmal aufgehen, so daß wir endlich sagen nach dem alten Sprichwort: Gebrannte Kinder fürchten das Feuer."

„Die Franzosen halten es überhaupt für eine gemeine Staats-Regul, keine Bünde zu halten, insonderheit wenn es die Schweizer betrifft. Wenn wir die Bünde mit Frankreich nur um den zehnten Theil so gebrochen hätten, die Franzosen würden sie längst aufgehoben haben."

Somit hatte Wettstein die Schlechtigkeit des Bundes mit Frankreich bewiesen, also nach den drei Hauptgesichtspunkten hin: Er ist schlecht, weil er der Schweiz Unglück nach Innen und Außen bereitet, weil er von Frankreich schlecht gehalten wird, und weil Frankreich ihn bricht aus schlechten Ursachen. Demnach ein dreifach schlechter Bund. Und nun fordert Wettstein die Schweizer auf, keinen solchen Bund mehr zu schließen, und ermuthigt sie zugleich zu diesem Entschluß, indem er zuerst diejenigen widerlegt, welche Frankreichs Zorn fürchten, dann die, welche durch den Verlust von Frankreichs Schutz ihr Vaterland den Feindseligkeiten des Auslands preisgegeben fürchten und die welche Frankreichs Gold zu verlieren fürchten:

„Wenn wir auf solch Alles hin den französischen Bund doch erneuern, so haben wir schandtlich aus der Art geschlagen und sind unserer redlichen Voreltern pastart worden, denn wir haben sie einst, 1513, den französischen König Ludwig XII. mit seinem Bund tapfer abgewiesen."

Und nun die Ermuthigungen.

Was Frankreichs Zorn betraf, bemerkt er:

„Lassen wir uns doch ja nicht so erschrecken von Frankreich, weil der französische Gesandte vor den Herren von Bern geprahlt hat, sein Herr der König könne allen Potentaten und Ständen das Gesetz vorschreiben; denn wäre das wahr, so würde sein Herr der König und dessen Ambassador dem Herr Protector zu London nicht vorn und hinten alles küssen. Frankreich schwebt überhaupt gegenwärtig allseits in Gefahren: Frank-

reich ist unter sich uneinig, voll innerlicher Unruhen (die Fronde), die Vornehmsten und geheimen Räth des Königs sind mit stählen ärger als die Raaben; die Engländer nehmen ihnen ihre Schiff weg; die Holländer zeigen Gewalt gegen Frankreich; die deutschen protestantischen Fürsten haben im letzten Krieg (im dreißigjährigen) Frankreichs Treulosigkeit erkannt; das Schwedische Bündniß ist aus; Dänemark ist den Franzosen weder mit Gut noch Uebel bekannt; die Könige von Spanien sind ihre alte und geschworne Feind; so wird Portugal die Franzosen wahrlich nicht allein auf den Beinen erhalten." (Es ist hier zu bemerken: Mag auch Wettstein, um die Schweiz zu ermuthigen, Frankreich schwächer hinstellen, als es in der That gewesen, so war jedenfalls die Lage dieses Staats zu jener Zeit der inneren Fronde-Unruhen momentan kritisch genug.)

In Betreff des Schutzes von Seiten Frankreichs bemerkt er:

„Das alles (die Schwäche Frankreichs) können sich auch die merken, die vielleicht doch vom Bund mit Frankreich noch Hülfe erwarten; wir würden uns ja nur an eine baufällige Wand lehnen, und es käme so heraus, als suchten wir mit Fleiß Jemand, mit dem wir zu Boden fallen wollen. Darum sollen wir nicht so einfältig dem glauben, was ein jeder französischer Charlatant oder spanischer Rodomont[1]) uns von ihren Bündnissen daher schwätzen, als sollten wir uns ihres Schutzes und Schirmes tröften, die ja, wie wir vor einem Jahr gesehen, um unsertwillen nicht ein Pferd sattelten."

In Bezug aufs französische Gold bemerkt er:

„So oft ich an die Wort Philippi Comminaei gedenke, eines so weysen Franzosen, muß ich Ihme über meinen Willen Beyfall geben und förchten, er habe nur zu wahr gesagt, die

---

[1]) Hier sieht man, daß Wettstein auch die noch nicht ganz übergegangenen katholischen Orte im Auge hatte.

französischen Kronen werden den Schweizern mit der Zeit großen Schaden bringen, weil sie, die zuvor von Geld, besonders von Gold nichts gewußt, sehr begierig darnach werden würden und daher allerhand factionen und innerliche Uneinigkeiten davon haben würden. Das schrieb er schon vor 200 Jahren, was würde er erst jetzund sagen? Rom und Griechenland sind auch durch üppiges Wesen zu scheittern gangen; das haben wir davon, daß wir Königen und Kaisern Geld leihen.[1]) Haben unsere frommen Altvordern nicht heiliger vertraulicher und, damit ich alles in ein Wort zusammenfasse, Eydtgenossisch mit einander gelebt, ehe die spanischen Duplonen[2]) und französischen Pistohlen ins Land kommen sind und da man auf Hertzog Carls von Burgund kostlichen Diamant u. s. w. noch nichts verstanden, als aber jetzunder? Seitdem haben wir eine neue Lebensordnung eingeführt, die Vertraulichkeit in Mißtrauen, die gute Verständtnuß in Uneinigkeit, die Sparsamme in Ueberfluß und Kostlichkeit und das nutzliche Arbeiten in ein schandlichen Müssiggang verwandelt. Wir könnten also heutiges Tags noch ebenso gut leben, wie vor den französischen und spanischen Bündnussen, ja wir wären in einem glückseligeren Wesen, wie wirs damals auch waren."

Nach diesen irdischen Ermuthigungen zur Aufgebung des dreifach schlechten Bundes mit Frankreich stellt Wettstein zum Schluß noch der Schweiz die Hauptermuthigung vor die Augen, das Vertrauen auf Gott, und vor allem in diesem Vertrauen soll sie ihren Entschluß fassen:

„Wir wären unglückselige Leuth, wenn wir keinen andern Schirmherrn als den Franzosen hätten; aber Gott sey es gedankt, wir haben seinen Schirm, Er hat uns mit natürlichen

---

[1]) Bern z. B. hatte angelegt besonders in den Banken von England und Holland 8 Mill. Fr. und außerdem lagen 50 Mill. daheim in seinem Schatz. Bulliem. 10, 299. 300 (42).

[2]) Wiederum ein Wort für die Katholischen.

Bollwercken, Schantzen und Wassergräben so treuwlich umgeben, daß, so lang Er, der Allmächtige, ob Unß hält, wir uns kecklich rühmen dörffen, daß wir ohne frömbde Bundsgenossen in Ihm ohnüberwindlich seind."

„Fassen wir also einen solchen Schluß, so der Eydtgenössischen Nation anständig. Werden wir das thun, so seind wir versichert, daß wir Gottes Ehr, gemeines Vaterlandes Wohlstand und der Underthanen Nutzen vielmehr befördern, als mit einem Bündtnuß."

Das war Wettsteins Bedenken.

Er fügt noch bei:

„Diesen Ursachen, die uns von der französischen Bündnuß abschrecken sollten, hätten noch mehr können angehencket werden, als namblich, daß wir die Franzosen durch unsere Bündnussen hochmütig und muthwillig machen, die sonsten, wann sie sich auf eine starcke Schweitzerische armée nicht jederzeit zu verlassen hätten, öfftermalen weniger Krieg anfingen. Ferners wären noch nambhaffte theologische Gründ beyzubringen gewesen, weilen aber heutiges Tags, bösem Gebrauch nach, politische Ursachen bey weltlichen mehr dann geistliche gelten, habe ich jener auch lieber als dieser gedencken wollen."

Und leider mußte er noch etwas hinzufügen:

„Weilen aber wegen Unbeständigkeit dieser heuthigen Welt schwärlich zu hoffen, daß, wenn schon noch wichtigere Bedenken vorfielen, man den Bund aus der Acht lassen werde, insonderheit wann jeman denselbigen mit allerhand schönen Farben, fürnemblich mit Gold und Silber außstricht (herausstreicht), als hab ich mich dißfahls nicht überheben können, an Tag zu geben, wie man, so es ja an ein Bündniß machen gehen sollte, in allem Ehrlichen tractiren könne."

Wettstein fordert wenigstens folgende fünf Punkte als äußerste Nothwendigkeit:

„1. Man nehme die Pensionen nicht als Blutgeld, sondern unter ehrlichem anständigem Titel.

2. Man schließe den Bund auf höchstens sechs bis acht Jahre ab. Sie sollen am allermeisten auf diesen Punkten dringen, sintemahlen die Franzosen auf solche weiß die gantze Bündtnuß redlicher als zuvor niemahlen beobachten müssen; wie man auch früher mit Päpsten und französischen Königen nur auf zehn Jahre Bünde geschlossen hat und dabei sich besser befunden als bei vierzig, fünfzig oder mehr Jahren.

3. Man lasse die Religionsverwandten in Frankreich desselben genießen.

4. Man lasse sich von den Franzosen sattsame Caution geben.

5. Man könnte ihnen andeuten, daß wie Kayser Ferdinand III. den Herren Eydtgnossen die Ehren-Titul vermehrt, also sie es in das künfftige auch thun, und dieselben, wie die Herren Staaten (die Generalstaaten von Holland), die sie Vos Seigneurées heißen, und die Herrschaft Venedig titulieren."

„Im Fahl man aber diese fünf Stuckh als nichtig verachtete, wird man weder gegen der ehrbaren Welt noch den Nachkömmlingen es verantworten können."

„Darum Ihr Eydtgnossen sehet Euch vor."

So weit Wettstein.

Was den fünften Punkt betrifft, den vermehrten Titel, so hatte der Kaiser früher, als sie noch Glieder des deutschen Reichs oder, wie seit dem Schwabenkrieg, 1499, wenigstens noch Verwandte des Reichs gewesen waren,[1]) der Kaiser hatte die Eidgenossen also damals, in den Staatsschriften an sie, tituliert: „Liebe Getreue"; seit dem westfälischen Frieden ganz unabhängig vom Reich geworden, hatten sie es durch eine Gesandtschaft an den Kaiser Ferdinand III., 1650, bei welcher Wettstein sich auch befand, neben anderen wichtigern Dingen erlangt, daß der Kaiser sie als nunmehr bloße Freunde des Reichs ferner titulierte: „Besonders Liebe", indem die Gesandt-

---

[1]) Bluntschli Geschichte des schweiz. Bundesrechts 1, 230. 242.

schaft dem Kaiser zu Wien vorstellte, „es werde den Schweizern von den Venezianern und Franzosen vorgeworfen, daß jener frühere Titel „Liebe Getreue“ eine Subjektion und Unterwürfigkeit auf sich trüge.“[1])

Darauf bezieht sich Wettsteins Erwähnung von dem durch Ferdinand den Eidgenossen vermehrten Titel. Frankreich titulirte sie stetsfort, auch nach dem westfälischen Frieden: „**A nos très chers, grand amis et confederez les Bourgemaitres etc. des ligues Suisses etc.**[2]) Wettstein meinte nun also, auch Frankreich solle, seit der von Europa anerkannten völligen Souveränetät und Selbstständigkeit der Schweiz, ihren Titel vermehren; er schlug „**Vos Seigneuries**“ vor als Beispiel, „Euer Herrlichkeit“,[3]) andere wollten „**Excellence**“[4]) oder „Euer Gnaden.“[5]) Es wird sich zeigen, daß Frankreich auf dem bisherigen Titel blieb und nicht mehrte.

Zu gleicher Zeit aber, als Wettstein sein Bedenken schrieb, setzten sich auch eine Menge anderer Federn in Bewegung, um über den Bund mit Ludwig XIV. zu schreiben. Alle in den reformierten Kantonen. Es gieng doch eine allgemeine Ahnung durch diese aufgeklärtern Orte, daß man hier etwas Hochgefährliches zu thun im Begriff stehe, etwas Gefährlicheres, als bei allen frühern Bünden mit Frankreich. Man hatte keine bestimmte Handhabe der Gefahr, wie ja auch Wettstein die nicht hatte; es war eben eine allgemeine unerklärliche politische Beklemmung, wie eine solche noch nie einem Bund mit Frankreich vorangegangen. Gleichwie vor großen Erschütterungen in der physischen Naturwelt die Menschen in räthselhafte Unruhe gerathen, so ists derselbe Fall vor großen Erschütterungen in der

---

[1]) Bluntschli Bundesrecht 1, 249. Füßli, Erdbeschreibung d. Schweiz 1, 36.
[2]) Füßli, Erdbeschreibung 1, 37.
[3]) Vulliem. 10, 143 (25).
[4]) Vulliem. 10, 149 (38).
[5]) Meyer Schweizergesch. 2, 455. 456.

Menschenwelt. Diese höchst fieberhafte Unruhe in den reformierten Orten zeigte sich in der Legion von Schriften, welche von 1654 bis 1658 über den Bund zum Vorschein kamen neben Wettsteins Bedenken. Vor keinem Bund mit Frankreich war bisher auch nur von fern eine solche Fluth von Schriften erschienen. Nur der letzte Bund mit Frankreich vor der Revolution, der von 1777, hat wieder Aehnliches hervorgebracht, allein dieser spätern Bewegung lagen klare politische Ursachen zu Grund, und nicht bloß dunkle Ahnungen, wie jetzt der Aufregung im 17ten Jahrhundert. Ueber diese große allgemeine Schriftenfluth nun auch noch ein Wort. Doch das gleich hier zum Voraus: Wettsteins Bedenken ragt über dieser Fluth empor wie ein starker Fels über hohlem Wasserschwall; daher wird dieser Wasserschwall auch wirklich sehr schnell und kurz vorüberfließen.[1])

In Zürich hauptsächlich regte sich wieder Zwinglis und Bullingers Geist, aber eben in ziemlich nebelhafter blasser Erscheinung: Zürichs Geistliche voran, dann seine Gelehrten und Schulmänner, Amtleute, überhaupt Patrioten, richteten Schriften an den Gesammtrath oder großen Rath, an den kleinen Rath, an einzelne Regierungsglieder, theils als Korporationen, z. B.: Vorstellung der Zürcherischen Geistlichkeit durch Pfarrer Ulrichen, 1655 an den großen Rath, im Namen des Ministerii;[2]) oder einzeln als Privatleute, z. B.: Bedenken von Amtmann Scheuchzer zu Cappel 1654.[3]) Vorstellung von Joh. Casp. Waser, Professor Logicae in Collegio Carolino in Zürich, 1657.[4]) Die Zürcher Pfarrer predigten auch gegen

---

[1]) Haller in seiner Schweizerbibliothek giebt wenig solcher Schriften an. Aber z. B. nur die Basler Vaterländische Bibliothek wimmelt davon: H. 41. a. — H. 41. d. — H. 41. g. — I. 42. a. — I. 42. b. (11 Schriften.) — I. 42. c. — I. 42. d. — I. 53. a.

[2]) I. 42. b. Erste Schrift.

[3]) I. 42. a.

[4]) I. 42. b. Fünfte Schrift.

den Bund; so kommt eine Verantwortung eines Pfarrers vor großem Rath vor wegen einer solchen gegen den Bund gehaltenen Predigt, 1657.[1])

In Schaffhausen regten sich die Geistlichen ebenfalls über den Bund. Der dortige Synodus richtete eine Vorstellung darüber an den kleinen Rath, 1656.[2])

Auch die Basler Geistlichen wollten den Bund beleuchten, aber Wettstein, der mächtige Bürgermeister, scheint sie abgeschreckt zu haben, wie Beides aus einem Brief hervorgeht, welchen dieser an seinen ältesten Sohn Johann Rudolf, Doct. und Prof. der Theologie zu Basel, damals Rektor der Universität, im Jahr 1656 schrieb[3]): „Baden, den 26. Julii 1656. Mein freundlichen Gruß, geliebter Sohn Doctor. Es hat mir gestern der vornehmsten Herren von Zürich einer gesagt, als man von Tractation der französischen Pündtnuß geredt, es machen ihre geistlichen Herrn ihnen in diesem passu viel widerwertigkeit, deme ich geantwortet, wir haben Gott ze danken, daß dergleichen bei uns sich nicht befinde; hat er ferner vermeldet, die ihrigen beruffen sich auf die unsserigen und benantlichen, daß Dr. Wettstein der jetzige Rector zu Basel eben (neben Andern) ihrer Meinung seye, welches mich sehr befremdet. Möchte also wohl fürderlichste Nachrichtung haben wie es damit bewandt und was Du und Andere für Motiven haben, Euch dergleichen Sachen anzenemmen und es nicht viel mehr der weltlichen Obrigkeit zu überlassen. Wurden gewiß unsere G(nädigen) Herren wann ihnen dergleichen Discursen vorkommen sollten, darob ain schlechtes Gefallen haben. Dein getreuer Vatter H. R. Wettstein.“ Man sieht dann auch noch aus diesem Brief, daß Wettstein das Einmischen der Geistlichen

[1]) Dito. Sechste Schrift.

[2]) Dito. Vierte Schrift.

[3]) H. 41. a. Aus Wettsteins Tagebuch S. 13. 14. — Heußler Wettstein. 53.

in diese politischen Bundessachen nicht leiden mochte; aber seit Zwinglis und der Reformatoren Zeit betrachtete nun einmal die reformierte Geistlichkeit der Schweiz überhaupt, besonders die Zürcherische, diese französischen Reisläufereien als auch in ihr Gebiet gehörig. Wettsteins Mißbilligung erscheint auffallend, da er selbst am Schluß seines Bedenkens den „bösen Gebrauch" tadelt, daß heutiges Tags politische Gründe mehr gelten als geistliche. Allein diese aristokratische Zeit war die Zeit der äußersten Eifersucht der Regierungen auf ihre Autorität, alles sollte von ihnen, von oben herab ausgehen; wenn also Wettstein auch für theologische Gründe war in dieser Bundessache, so war er Manns genug, sie selbst vorzubringen, hätte ers für gut befunden, oder im Fall die Regierungen Aufklärungen von Seiten der Geistlichen wirklich bedurften, so sollten diese gehorsam warten, bis man sie zu ihren Vorstellungen aufforderte. Und noch ein Grund, warum Wettstein gegen Einmischung der Geistlichen war, ist gewiß auch der gewesen: Eben weil sie im Namen der Reformation diese Dinge bekämpften, mußten sie natürlich die Katholischen stoßen; wie, das wird sich gleich zeigen; er aber, wie sein Bedenken dargethan, hoffte zum Theil gleichfalls auf Gewinnung noch einiger katholischer Orte; darum warnte er zugleich vor dem Bund dieser Orte mit Spanien.

Und nun noch Einiges vom Inhalt dieser Schriftenfluth.

Natürlich waren fast alle dieser Schriften über den Bund gegen den Bund gerichtet. Fast alle. Einige wenige doch auch für den Bund.

Der theologische Hauptgrund gegen den Bund ist immer der: „Frankreich sei eine papistische Macht und darum sollen die Evangelischen sich nicht mit ihm verbünden." Dann in einer Warnung von Zürcher Geistlichen an ihre Regierung vor dem Bund wird gesagt: „Daß man um ungwüssen gnuß gelt und gut nit solle zulassen, daß in gefahr komme und zerstört werde der, um welches willen Christus gestorben ist, Röm. 14...

Die Regierungen sollen die Seelen ihrer anvertrauten thür achten."[1]) Ferner das vorher angeführte Bedenken des Amtmann Scheuchzer zu Cappel, 1654, von Theologie strotzend trotz einem Pfarrer, hat folgendes Vers-Motto:

„Laßt uns zusammenhalten
In Frid und Einigkeit
Wie unsre frommen Alten
Betrachten Bundt und Eydt
Laßt uns das Gelt nit nießen
Die Gaben machen blind
Daß wir nicht müssen büeßen
Und dienen zletzt dem Find."[2])

Die paar Schriften für den Bund stellen jenem Hauptgrund gegen denselben, daß Frankreich papistisch sei, als ihren Hauptgrund entgegen: Frankreich bekämpft Spanien, und Spanien ist noch viel papistischer als Frankreich, da es ja sogar in Frankreich auch Evangelische Unterthanen giebt. Eine solche Schrift für den Bund war z. B. die vorher angeführte von Waser Prof. Logicae in Zürich, 1657.[3]) Etwas komisch ist folgende Schrift für den Bund: „Beweißthum daß der Evangelischen Stätten einer loblichen Eidtgnoßschaft Defension oder Schirmbundt mit der Krone Frankreich nit wider Gott sei." Die Schrift beginnt gleich so: „Wann der Defension oder Schirmbundt u. s. w. wider Gott ist, so ist auch der Bundt Abrahams mit den Männern Escol Aner und Mamre wider Gott gewesen. Gen. 14, 13. Es ist aber der Bundt Abrahams mit den Männern Escol Aner und Mamre nit wider Gott gewesen. Ergo ist auch der Defension u. s. w. Bundt u. s. w. nit wider Gott." Und nun kommt: „Probatio et de-

---

1) H. 41. a.
2) I. 42. a.
3) I. 42. b. Fünfte Schrift.

duotio argumenti etc." [1]) Ueber diese letztere Schrift für den Bund fiel man nun aber grimmigst her, sie wurde ernst widerlegt[2]) und satirisch. Die satirische Antwort hat den Schluß: „Hiemit hat Author argumenti (der Verfasser der vorigen Schrift) für dißmahlen den Pundt der evangelischen Stetten loblicher Eydtgnoßschaft mit Frankreich erwisen aus dem Bundt Abrahams mit den Amoritischen Männern Aner ꝛc., wie die Papisten das Meßopfer aus den Worten dieser Historie Gen. 14, 18: Aber Melchisedech, der König von Salem, trug Brot und Wein hervor. Und er war ein Priester Gottes des Höchsten."

„Zürich 1657." [3])

Noch ein Witz sei hier erwähnt aus einer Schrift gegen alle französischen Bünde überhaupt, aber aus dem 18ten Jahrhundert, wahrscheinlich von 1731; da heißts vom französischen Geld: „Die an die Stände u. s. w. ausgetheilten Dublonen oder Diablonen u. s. w." [4])

Und somit genug über diese allgemeine Schriftenfluth neben Wettsteins Bedenken, im Vergleich mit dessen Keulenschlägen diese Schwachgeburten alle, meist Handschriftliches, sehr wenig Gedrucktes, wie Seifenblasen verschwinden. Bemerkenswerth sind sie aber doch, weil sie, wie früher angedeutet, die allgemeine Aufregung bezeichnen.

So stemmte sich also Wettstein der völligen Zertrümmerung der Eidgenössischen Phalanx gegen Frankreich als letzter Hort kräftigst entgegen. Allein, wie schon erzählt, die katholische Schweiz fiel ganz ab, bereits 1655, und die reformierte wankte immer mehr, aus den angebenen Gründen, wozu denn kam, daß der französische Gesandte De Labarde auch hier die

---

[1]) I. 42. b. Siebente Schrift.

[2]) Dito. Achte Schrift, eine ernste Widerlegung.

[3]) I. 42. a. — H. 41. a.

[4]) I. 42. b. Neunzehnt: Schrift.

goldensten. Händedrücke nicht sparte [1]), oder, nach Wettsteins eigenem Wort: Er strich mit allerhand schönen Farben, fürnemblich mit Gold und Silber, den Bund heraus, und sein, Wettsteins, Hauptbedenken aus. Denn wirklich, nach dem völligen Uebergang der Katholischen zu Frankreich, war von des Bedenkens Hauptwunsch, die Reformierten wenigstens vom Bunde ganz abzuhalten, kaum mehr die Rede.

Das aber wollten die Reformierten doch mit allem Ernst: Sie wollten keinen andern Bund mit Frankreich schließen, als auf Grundlage jener fünf Punkte, welche dem Bedenken hinten beigefügt worden waren und von welchen Wettstein gesagt: „Im Fall man auch diese fallen lasse, so werde man es weder vor der Mitwelt noch den Nachkommen verantworten können." Der Hauptpunkt war, wie Wettstein besonders auf diesen zu dringen angerathen, daß die Reformierten nur auf sechs bis acht Jahre abschließen wollten, damit Frankreich den Bund treuer halte als die bisherigen, im Blick auf dessen solchergestalt stets nahe bevorstehende Erneuerung. Allein hatten die Schweizer ihren Kopf, so hatte Ludwig XIV. einen noch gewaltigern. Sie boten fünfzehn Jahre Bundesfrist. Nichts. Die Unterhandlungen zogen sich von einem Jahr ins andere fort. Es kamen dabei auch noch andere Dinge zur Sprache, als jene fünf Punkte. So wollten die Reformierten nicht gegen die Engländer und besonders nicht gegen die Holländer gebraucht werden, mit denen sie, wie gezeigt, seit wenigen Jahren erst ebenfalls in Verbindungen getreten waren. Dann, und das war noch wichtiger und zumal Wettstein erschien es wichtig, sie verlangten die Neutralität der zwischen Neuenburg und Frankreich gelegenen spanischen franche comté oder Freygrafschaft Hochburgund. [2]) Wettstein betrachtete diese spanische Provinz mit Recht als ein Hauptbollwerk, als eine Schanze für die Westgränze

---

[1]) Bulliem. 10, 141 (20) 142. 143. (24.)

[2]) Bulliem. 10, 144. — Heußler Wettstein 26. 51. 53. 54.

der Schweiz gegen Frankreich, das seit der Erwerbung des Elsasses im westfälischen Frieden seine Ausdehnungslust nach Osten hin sehr bedenklich kundgab.[1]) Die Schweiz war seit 1511 durch feierliche Verträge, durch die damals erneuerte sogenannte Erbeinigung zur Vertheidigung der damals österreichischen und später spanisch gewordenen Freigrafschaft Burgund verpflichtet, im Fall dieselbe von irgend einem Feind angegriffen würde.[2]) Auch hatte die Schweiz bisher öfters durch ihr „treues Aufsehen" die Neutralität von Hochburgund in drohenden Kriegsfällen gesichert.[3]) Die Tagsatzung bezog für diese Dienste, die sie dem Lande leistete, seit 1511, jährlich 800 Goldstücke (Goldthaler).[4]) Also nicht allein die höhere Wettsteinische Politik, sondern auch überhaupt eine bestimmte klare Pflicht berechtigte die Schweiz, für die Schirmung der Freigrafschaft Burgund zu sorgen.

Aber Ludwig XIV. wollte durchaus keinen Bund, der ihn band, er wollte die gesammte Schweizerkraft haben ja eben um recht frei und ungehemmt seine großen Plane der Zukunft durchführen zu können. Hinsichtlich Burgunds bekam die Schweiz die lakonische Bemerkung: „Dieß Land habe die Neutralität gar nicht nöthig;" sie wurde der Landschaft verweigert „sous pretexte qu'Elle n'en a besoing", heißt es in dem Brief eines Schweizers aus Paris.[5]) Ja freilich hatte Burgund die Neutralität nicht nöthig, in Ludwigs Sinn nämlich: Ich erobere das Land ja doch nächstens und so nützt ihm euere Neutralität nichts; wie sich bald zeigte. Kurz: des Königs Kopf wurde immer härter und die Köpfe der Schweizer immer —

[1]) Heußler Wettst. 26.

[2]) Bluntschli Bundesrecht 1, 262.

[3]) Bluntschli dito. — Heußler Wettstein 26.

[4]) Bulliem. 10, 156. 157 (63). — Heußler Wettstein 54.

[5]) Aus dem Schreiben eines Schweizers von Paris, November 1663. I. 42. d.

weicher. De Labarde banquettirte mit ihnen drauf los an den Conferenzen zu Baden und zu Aarau, und benebelte sie. Wettstein nicht; krank verließ er Aarau.[1]) In seinem Diario oder Tagebuch über diese Verhandlungen sagt Wettstein in Betreff dieser Benebelungen: „Es sei gemeinlich Nachmittags (nach Tische) bei den Sitzungen des Disputirens kein Ende gewesen; und über De Labarde's Benehmen braucht er Ausdrücke, wie „vnverschamter weiß" und „une effronterie extraordinaire."[2]) Im Juni 1658 aber unterzeichneten die reformierten Orte und ihre Zugewandten den Bund mit Frankreich, wie früher die katholischen. Die Hauptsache war gethan, der Grundsatz eines Bundes der Gesammtschweiz mit Frankreich feierlich festgestellt.[3]) Allerlei streitige Punkte schwebten zwar immer noch, ihre Vereinigung sollte in Beibriefen dem Hauptbunde angeschlossen werden. So conferenzelte man noch volle fünf Jahre. Was nützte das jetzt, nachdem man Frankreich nicht etwa bloß einen Finger, sondern bereits die ganze Hand gegeben! In diesen Beibriefen ward von den berührten Hauptwünschen auch gar nichts zugestanden, sie enthielten im Verhältniß zu diesen Wünschen nur Nebendinge. Wettstein in seinem Tagebuch sagt über diese spätern Conferenzen, z. B. von einer solchen im Januar 1659 zu Aarau Folgendes: „Die Herren von Bern sind mit einem weitläuffigen preambul oder teutsch Preyambel aufgezogen kommen, daß vast niemand gewust ob es gehauen oder gestochen, brennt oder boret seye, ist doch endlich dahin ausgeloffen, daß man wohl vermerkt, Sie mochten sowohl als Zürich Ihre Junkerli von Herzen gern befördert und mit Louisblancs (Louisthaler zu 3 francs) und weyten französichen Jüppen geziert sehen. Wir armen Tropffen

---

[1]) Heußler Wettstein 54.

[2]) Extractus aus Hrn. Bürgermeister Wettsteins Diario, Vaterl. Biblioth. Basel, H. 41. a. S. 25. 26. 28 des Tagebuchs.

[3]) Wettst. Tagebuch, verschiedene Stellen.

von Basel haben abermahlen den Hafen aufdecken und den Kübel umbkehren (die Wahrheit sagen) müssen, mit dem unverständigen erinnern, wann man allerseits auf Gott und des Vaterlands wohlfart sehe, werde sehr bald errathen seyn, was man zu thun habe, wenn aber particular Interesse darhinder steckhen, werde man sich schwerlich vergleichen können. Worüber sich die Herren von Bern (weilen die Zürcher etwas wiziger waren und stillgeschwiegen), sonderlich der Vorderst herausgelassen und präoccupirt, mit vermelden: non, devant Dieu, sie wissen nichts von dergleichen (Partikular Interesse), worüber ich fortgefahren u. s. w." Von einer Conferenz zu Baden, im Juli 1660, sagt Wettstein: „und hat man aus allen vmständen befunden, daß der Herr Ambassador seyn kurzweil und Gugelfuhr mit gemeiner Eydgnoßschaft habe." [1]) Und so versammelte man sich denn endlich in Solothurn, im „Solothurn des Königs", Reformierte und Katholische, und im September 1663 unterzeichnete nun hier, in Folge des bereits im Jahr 1658 angenommenen Grundsatzes, die Gesammtschweiz und ihre Zugewandten den verhängnißvollen Bund mit Ludwig XIV. von Frankreich. [2]) Das eine Original mit der Unterschrift und Ehrensiegeln der Cantone wurde dem Gesandten zu Königs Handen überreicht; das andere mit des Königs Unterschrift und den gelbwächsenen Siegeln Frankreichs kam ins Archiv von Solothurn. [3])

Der Bund an sich lautete fast wörtlich wie die früheren fünfe, besonders wie der letzte fünfte, mit Heinrich IV., Großvater Ludwigs XIV. Das Wesentlichste: Artikel 1: Der Bund ist zum gegenseitigen Schirm und Schutz, im Fall man angegriffen wird. Der Bund dauert bis acht Jahre nach dem Tode des Königs und des Dauphins. Art. 3: Wenn während

---

1) Wettsteins Tagebuch. 37. 38. 40. 41. 36. — H. 41. a.

2) Bulliem. 10, 145. (31) — Meyer Schweizergesch. 2, 45.

3) Wagner, Reise zum Bundesschwur nach Paris S. 1.

der Dauer dieses Bundes der König von irgend Jemand angegriffen wird, so darf er zum Schutz seiner Lande 6000 bis 16,000 Mann in der Eidgenossenschaft werben. Art. 6: Zieht der König selbst zu Feld, so darf er Mannschaft anwerben so viel er will unter Eidgenössischen Hauptleuten. (Ludwig XIV. zog in der That öfters selbst zu Feld.) Die folgenden Hauptartikel setzen den Sold, die Jahrgelder, die Zollfreiheiten, die Hülfe des Königs für die angegriffene Schweiz u. s. w. fest. (Alles wie in den frühern Bünden, sowie gleichfalls die Vorbehalte Art. 23 und 24); diese Vorbehalte bedeuteten, daß man gegen ältere Verbündete, dem jüngern Verbündeten, im Fall er sie angriff, nicht beistehen werde, eigentlich eine müssige Bestimmung, da ja der ganze Bund nur für Vertheidigung, nicht für Angriff lautete, und zur Vertheidigung mußte man sich die Hand reichen auch gegen diese vorbehaltenen ältern Verbündeten, im Fall von ihnen der Angriff ausgieng.[1]) Aber bei diesem Bund mit Ludwig XIV. ist diese Vorbehaltsbestimmung deßhalb hervorzuheben, weil die künftigen Bundbrüche des Königs sich da am grellsten zeigten; also nicht bloß im Allgemeinen, wie Art. 1 und Art. 3 das festsetzen, sollen die Schweizer nur zum Schutz von Frankreich und zu keinem Angriff gebraucht werden, sondern ganz bestimmt noch dazu dürfen sie zu keinem Angriff gebraucht werden gegen die namentlich Vorbehaltenen, und eben gerade gegen diese wurden sie von Ludwig XIV. hauptsächlich angriffsweis mißbraucht, nämlich gegen das deutsche Reich, Oesterreich und Burgund, denn das waren die von den Eidgenossen namentlich vorbehaltenen ältern Verbündeten. England aber und Holland durften die reformierten Orte gar nicht einmal erst vorbehalten, diese gehörten gar nicht zu den ältern Verbündeten, sondern nur jene vor 1521, dem ersten Bunde mit Frankreich, mit der Schweiz schon verbunden gewesenen drei Mächte.

---

[1]) Meyer Schweizergesch. 1, 328 (§. 13). — Dito 2, 48 (§. 24).

Vor Abschluß dieses Bundes von 1663 hatten die Schweizer die Neutralität von Burgund verlangt von Frankreich, was also abgeschlagen wurde, und hier im Bundbrief behalten sie sich doch Burgund vor, das ist kein Widerspruch: Jene Forderung vor dem Bund bedeutete, daß Frankreich selbst das Land nicht angreifen dürfe, der Vorbehalt bedeutet, daß, nachdem Frankreich diese Bedingung verweigert hat, die Schweizer wenigstens ihm, Frankreich, nicht ihrerseits zum Angriff des Landes helfen wollen.

Der Bundbrief enthält 25 Artikel und 4 Beibriefe.

Die Beibriefe bestimmten mehreres im Bundbrief allgemein Gehaltenes näher, besonders für die reformierten Orte, z. B. in Betreff der Offizierswahlen, Gelder, Salz, Zölle (letzteres für das industrielle Zürich höchst wichtig),[1] Religionsfreiheit der reformierten Schweizertruppen in Frankreich. Das Bedeutendste war: Die Waadt wurde in diesen Schutzbund aufgenommen, bestimmter als das in den frühern Bünden geschehen[2] (höchst wichtig für Bern); und: im Fall von Religionskrieg in der Schweiz hilft der König keiner Partei, sondern er wird vermitteln (das erste Mal, daß Frankreich förmlich offiziell zum Vermittler in der Schweiz aufgestellt ward).

Dieser Bund der Schweiz mit Frankreich von 1663 hatte also, seinem Wortlaut nach, nichts Verfänglicheres als die früheren Bünde. Das Verhängnißvolle aber war, daß man es jetzt mit einem Bundesgenossen zu thun bekam, einem Kriegsfürsten, wie keiner seiner Vorfahren je gewesen, und der dabei, man erinnere sich an jenes Wort des deutschen Staatsmannes über ihn, dem Recht, den Verträgen anerkanntermaßen nichts nachfragte. Hatte es nun bisher schon, nach Wettsteins Bedenken, „bei den Franzosen für eine gemeine Staats-Regul gegolten, keine Bünde zu halten, insonderheit wenn es die

[1] Vergl. Vulliem. 10, 142 (24).

[2] Vergl. Meyer I, 445. 471.

Schweizer betraf", unter den frühern verhältnißmäßig redlichen Königen, was mußte die Schweiz von einem Ludwig XIV. gewärtigen? Sie mußte schweren Druck in ihrem Innern, schweren Verwicklungen mit Europa entgegengehen, schwerern Verhängnissen als je vorher. Das hatte Wettstein geahnt, dem hatte er steuern wollen, ein Prediger in der Wüste.

Die Schweiz hatte sich durch De Labarde's Gold- und Silberfarben nicht nur Wettsteins Hauptbedenken, sondern sogar auch jene fünf Punkte und die andern Hauptpunkte, Alles hatte sie sich, hatten sich namentlich die Reformierten ausstreichen lassen. „Unverantwortlich", wie Wettstein es gebrandmarkt hat.

Aber vor den dreißig Jahren finstern Kriegsgewitters noch dreißig Tage hellen Festglanzes: Die feierliche Beschwörung des Bundes in Paris von Seiten der Schweizergesandten und des Königs, während des Monats November 1663. Ihre Hinreise von Mitte Oktobers 1663 bis Anfang Novembers, der Bundesschwur in Paris mit allen Festlichkeiten während des ganzen Monats November, ihre Heimreise bis Mitte Decembers. Der König hatte sie durch De Labarde dazu einladen lassen. [1])

Es war eine alte Sitte. Auch die frühern Bündnisse waren in Paris persönlich beschworen worden; [2]) die Bundesgenossen lernten einander dadurch kennen, wie ja heutige Staats-Bundesgenossen sich gleichfalls gegenseitig besuchen, und Frankreich hatte dabei wohl auch den Zweck: die frommen Schweizer durch einen dem König selbst geleisteten Eid fester zu binden, ihnen durch des Staates und der Hauptstadt Größe und Pracht zu imponieren, endlich auch, Europa den engen Bund mit diesen starken Kriegern recht anschaulich zu machen. Der vorige Bundschwur in Paris mit Ludwigs XIV. Großvater, Hein-

---

1) Wettsteins Tagebuch, Schluß.

2) Vulliem. 9, 392.

rich IV., 1602, war besonders glänzend und gemüthlich gewesen, letzteres durch die gewinnende Art dieses Königs. Aber wie unter Ludwig XIV. Alles in Betreff dieser Bundesverhältnisse der Schweiz zu Frankreich auf dem Höhepunkt stand, so denn auch der Glanz dieses Bundesschwurs von 1663, der unter Heinrich IV. war Armuth dagegen, freilich die Gemüthlichkeit fehlte. Und das auch gab diesem Schwur von 1663 besondern Glanz, daß zum ersten Mal alle dreizehn Orte um Frankreichs Thron sich Treue schwörend versammelten,[1]) bei den bisherigen Schwüren zu Paris hatte stets Zürich gefehlt. Dieser glänzendste aller Bundesschwüre zu Paris war aber auch der letzte. Die folgenden Bünde im 18ten Jahrhundert wurden in Solothurn beschworen in der St. Ursus-Kirche, nur in Gegenwart des französischen Botschafters, doch vor dem gemalten Bildniß des Königs, welches in der Kirche über dem Portal befestigt war.[2]) Der Grund, warum diese späteren Bünde nicht mehr in Paris beschworen wurden, lag darin: Die Schweizerregierungen, trotz allen übertriebenen Festlichkeiten von 1663, fanden sich doch dießmal als jetzt, seit 1648, vollkommen souveräne Stände, offiziell nicht gehörig geehrt, und faßten daher schon zu Paris damals den Entschluß, künftig den Schwur einfach auf den Grenzen durch Commissarios feiern zu lassen.[3]) Zwar der französische Botschafter du Luç, der gleich den nächsten Bund von 1715, den katholischen Sonderbund (Trücklibund) in Solothurn beschwören ließ, gab nach seiner impertinenten Weise den Grund an: „Ich wollte S. Majestät die Beschwerde ersparen, so viele schmutzige (geldgierige) Bärte am Fuße des Thrones zu sehn!“[4])

---

[1]) Zürcher Relation über den Bundesschwur in Paris I. 72 vaterl. Bibl. Basel S. 445.

[2]) Vulliem. 10, 639. — Monnard 12, 339, 340. — Meyer 2, 227.

[3]) Zürcher Relation über den Bundschwur 1663. S. 396. Manuscr. Vaterl. Bibl. Basel I. 72.

[4]) Vulliem. 10, 634 (18).

Wie über keinen bisherigen Bundesabschluß noch solche Massen von Schriften erschienen waren, als über den Abschluß dieses Bundes, so auch in Betreff der dießmaligen Reise zum Bundesschwur; keine der frühern Gesandtenreisen nach Paris wurde so vielfach beschrieben wie die von 1663. Die Berichte rühren natürlich von Mitgliedern der Gesandtschaften her, welche unterwegs schon das Wichtigste aufzeichneten, zunächst für ihre heimischen Regierungen, als vorläufige Mittheilungen, ehe der offizielle Abschied einlief, und dann mit Muße zu Hause die Sache weiter ausarbeiteten, um die allgemeine Neugier über diese „sonderbahre, zuvor nit erhörte" Reise, wie die Gesandten sie selbst nannten, auch zu befriedigen. [1])

Der bekannteste Bericht ist von Georg Wagner, Stattschreiber von Solothurn, Secretarius der ganzen Gesandtschaft, und darum gewidmet „denen Großmächtigen, Wolgebornen, Edlen, Gestrengen, Ehren Nothvesten, Frommen, Vornemmen, Fürsichtigen, Ehrsammen, Wolweisen, Herren, Herren, Burgermeistern, Schultheißen, Landtammann, Räthen, Burgeren, und Landleuthen der Lobl. 13. und 5. zugewandten Orthen u. s. w." Gedruckt, Solothurn Anno 1664. [2])

Weitläufiger und besser aber ist der Bericht der Zürcher Gesandtschaft. Handschrift, wie alle folgenden Berichte. Wahrscheinlich von Rathssubstitut Joh. Heinr. Waser, Sekretarius der Evangelischen Orte bei ihren „absonderlichen Conferenzen." Hier sind besonders die verschiedenen Begrüßungsreden genau mitgetheilt, sehr interessant wegen ihres Schwulstes. [3])

---

[1]) In den Berichten ist diese Entstehungsweise hin und wieder angegeben.

[2]) Parisische Reyß u. s. w., durch Joh. G:org Wajner, Ritter, Stattschreiber der damähligen Eydt- und Pundtsgnossischen Großpottschaft geweßten Secretarium. Soloth. 1664. 54 S. 4to.

[3]) Zürcherische Relation von der Eydgenössischen Gesandtschaftsreise nach Paris. Manuscr. 4to. S. 492. I. 72. Wohl eine Abschrift von der Relation, die Haller, Schweizer. Biblioth., angiebt V. Nr. 1221. Haller

Dann ein Basler Bericht. Von Hauptmann Eman. Socin, des großen Raths.[1]) Und noch ein kürzerer Basler Bericht, von einem der beiden Gesandten selbst.[2])

Auch ein französischer Bericht. Es sind nämlich auch von Franzosen in Paris verschiedene Erzählungen dieses merkwürdigen Bundschwures verfaßt worden.[3])

Der Parisische Abschied oder der offizielle Gesammtbericht an die verschiedenen Regierungen ist ebenfalls zu erwähnen, vom Gesammt-Sekretarius Wagner von Solothurn verfaßt; er enthält hauptsächlich die Geschäftsverhandlungen; von sonstigen Vorfallenheiten wenig.[4])

Nach diesen genannten Berichten ist das Folgende erzählt. Wiewohl lange nicht alle Berichte über diese großartigste aller Schweizergesandtenreisen nach Paris benutzt werden konnten, so sind doch ohne Zweifel die bedeutendsten darunter.[5]) Diese

---

hält eher den Bürgermeister Waser selbst für den Verfasser, allein dieser würde sich schwerlich so sehr gelobt haben, wie das öfters über ihn vorkömmt.

[1]) Beschreibung des Ritts u. s. w. Manuscr. Fol. 41 S. Vaterl. Bibl. Basel H. 89. Daß Hauptmann Em. Socin der Verfasser, geht hervor aus Vergleichung S. 98 und 101 der Zürcher Relation mit S. 22 und 25 dieser Basler.

[2]) Nur 7 Seiten Fol. Manuscr. H. 89. Daß einer der beiden Gesandten Verfasser war, erhellt z. B. aus der Darstellung des Bundesschwurs.

[3]) Wagner, Vorwort. Der französische Bericht, Manuscr. Fol. 21 S. Cérémonial observé etc. H. 89. Es wird dieß wohl der von Hallers Schweiz. Bibl. angegebene sein V. Nr. 1224.

[4]) H. 41. f. 21 S. Fol. Manuscr.

[5]) Haller, Schweizer. Bibliothek V zwischen Nr. 1220 und 1240 giebt noch mehrere Berichte an und Bulliem. 10, 148 (37). Es wird aber auch außerdem wohl noch jeder Ort den seinigen haben. Wagner, die Zürcher Relation und das angeführte französische Cérémonial gehören gewiß zum Bedeutendsten. Zur historischen Vergleichung sind dann auch noch zwei Reiseberichte von 1602, unter Heinrich IV. benutzt, H. 89: Ein Schaffhauser Bericht und ein Mühlhauser.

Reise verdient es, ausführlich erzählt zu werden, nach dem darüber Gesagten schon, dann aber noch besonders, weil sie ein interessantes Stück Culturgeschichte des 17ten Jahrhunderts enthält.

Die Gesandten zum Bundesschwur wurden nach der Uebung erwählt in den Städten von den großen Räthen, in den Ländern von den Landsgemeinden.

Zürich wählte einhellig Bürgermeister Johann Heinrich Waser, der als erster Gesandter des Vororts „bei der ganzen großen Ambassade das Ambt eines Presidenten vertreten und daß Wort geführt mit sonderbarem Vernüegen des Königs, der übrigen Eydtgenössischen Herren Gesandten und deß ganzen Hoffs." Waser machte Umstände, er war 63 Jahr alt und überhaupt nicht für diesen Bund, wie früher bemerkt, allein er ward „gebäten sein Bestes zu thun." Die beiden andern Gesandten Zürichs waren Thomas Werdmüller und Conrad Werdmüller. Also drei „Pottschafter;" dazu acht „Edelleuth", Herren, aus der Verwandtschaft der Gesandten: Söhne, Tochtermänner, Brüder, unter welchen jener Johann Heinrich Waser, Rathssubstitut, der besondere Sekretarius der Evangelischen, und wahrscheinlich Verfasser der Zürcher Relation; dann noch sechs „geschworne Ueberreuter und Diener mit der Stattfarb" und zwei „bagage oder Trosselpferd mit Teppicken der Stattfarb bedeckt." Also von Zürich „Personen sammethafft 17."

Von Bern Schultheiß „Anthoni von Graffenriedt" und Venner Bucher; eilf „Edelleuth"; mit den Dienern, 25 Personen.

Außerdem hatten die zahlreichsten Gesandtschaften Freiburg: 17 und Solothurn: 20 Personen, unter welchen letztern jener Joh. Georg Wagner, Stadtschreiber, Sekretarius der ganzen Gesandtschaft und Verfasser des gedruckten Berichts für alle dreizehn Orte u. s. w., sowie des Abscheids, und Joh. Phil. Vigier, Rathsherr zu Solothurn und Königl. französischer „Dollmetsch", der Dollmetscher der ganzen Gesandtschaft.

Von Basel Oberst-Zunftmeister Benedikt Sozin und Stadtschreiber Johann Rud. Burckhardt; fünf Edelleute, unter welchen jener Hauptmann Eman. Sozin des großen Raths, Verfasser des einen Basler Berichts; „sampt zwei Einspennigern, ein Reitschmid, ein Gutscher und ein Beyläuffer"; zwölf Personen. Nämlich die Basler Herren allein fuhren nach Paris in einer Kutsche, alle anderen Gesandtschaften ritten.

„In einer Summa Personen der ganzen Gesandtschaft" von allen 13 Orten und 5 Zugewandten: 222.

Im Jahr 1602 unter Heinrich IV. waren 42 Gesandte,[1] „und was ein Jeder Gesandter von Söhnen, Brüdern, Tochtermännern oder sonst Verwandten bei ihnen gehabt", also ziemlich wie 1663; die Gesammtzahl scheint aber damals doch nicht so groß gewesen zu sein, wie jetzt.[2]

Waser, der Wortführer der Gesandtschaft, bekam von seiner Zürcherregierung „etliche Formularia" mit, Concepte für Begrüßungsreden unterwegs in Frankreich und in Paris, „provisionaliter entworffen darnach der praesident der Legation in der Materi und Form sich desto besser wüßte zu richten." Sie werden so eingeführt: „Wann den Gesandten „mit Verehrung des Wyns und Habers sollte Ehr bewissen" und sie „mit einer wolgezierten oration solten bewillkomet werden, so könte die in der formula der Danksagung vollgendergestalt beantwortet werden mögen"; und nun allerlei weitschweifige, zum Theil geschmacklose Rede-Entwürfe, welche Waser meist in seiner Tasche ließ und Besseres aus eigener Weisheit sprach.

Auch Reisgelder erhielten die Gesandten mit „von gemeiner Stat wägen", die aber lange nicht ausreichten.

Als Gepäck nahm Waser auf seinen „bagage oder Trosselpferden" unter anderm mit: Ein Paar neue Hosen, ein Paar

---

[1]) Bullinger. 9, 392.

[2]) Mühlhauser Bericht 1602. S. 17—20. H. 89.

Unterhosen, fünf Hemden, acht Fazenetli, und die gallisch-germanische Pallas [1]) (ein deutsch-französisches Wörterbuch).

Die Reise sämmtlicher Gesandten begann um die Mitte Oktobers 1663. Zu Solothurn im September beim Bundesabschluß war festgesetzt worden: Jedes Ortes Gesandtschaft solle nach Belieben reisen können, nur müßten sie alle auf Ende Oktobers zu Charenton, eine Stunde vor Paris, zusammentreffen.

So bildeten sich zwei Reise-Gruppen; die eine zahlreichere, sich unterwegs an die vorörtliche Zürcherische Gesandtschaft anschließend, die Hauptgruppe, nahm einen westlicheren Weg über Neuenburg, durch die Freigrafschaft Burgund und durch das Herzogthum Burgund; die andere, unterwegs an Basel sich anschließend, nahm einen mehr östlichen Weg durch die Champagne.

Zürich in Begleit von Evangelisch-Glarus, 23 Personen zusammen, brachen auf am 13. Okt. Basel erst am 17. Okt. Zürich u. s. w. übernachtete zu Mellingen im Hirschen; es war ein Samstag. Sonntags über Lenzburg, wo sie der Predigt des Pfarrherrn Joel Frey beiwohnten, nach Aarau zum Ochsen über Mittag, woselbst sie „von der Stat wägen" durch „Herrn Haubtmann Schnauziger vergesellschaftet worden"; dann ins Nachtquartier nach Olten. Montags zu Mittag „in einem Bauren Wirtshauß Berner Gebiets bei der dürren Mülli" und über Nacht zu Solothurn bei der Krone und beim Thurm. „Das Gesellschaftleisten wurde abgebeten." Hier stieß zu ihnen Appenzell Innerrhoden, Luzern und die Solothurner Gesandtschaft. Bereits 57 Personen zusammen. Dienstags nach Biel. Mittwochs wollten sie über den See, aber Sturm und Regen verbotens, „alßo daß wir die gähe und gefahrliche Bergs Halden und Felsen Straaß mit höchster Gefahr an dem Port des Sees reiten und die Halden ab mit den Pferden vnß begeben müs-

[1]) Wasers Tagebuch bei Vulliem. 10, 148 (37).

sen [1]), bis wir komen gen Neuwstat." Sie hatten nicht alle Platz hier über Mittag, ein Theil ritt weiter bis ins Dorf Corneau. Ueber Nacht zu Neuenburg, allwo sich auch einfanden Bern, Uri, Schwyz, die beiden Unterwalden, Zug, katholisch Glarus, Freyburg, Abt von St. Gallen, (Ritter Fidel von Thurn, „Ihr Fürstl. Gnaden Geheimbder Rath",) Wallis und Biel; die gesammte Reisgruppe, die sich an Zürich anschloß: 185 Personen. Sie wurden hier in Neuenburg, im Namen der Herzogin von Longueville, Gräfin von Neuenburg und Valendis, die zu Paris residirte, vom Kanzler Montmollin u. s. w. „mit weitläufigem zierlichem Discurs beneventirt, bey dem Nachtmahl durch besagte und andere Herren der Statt erlustiget, mit sehr köstlichem und kräfftigem Ehrenwein beschenckt, und oberdiß in allen Wirthshäusern sampt ihrem gantzen Comitat Kostfrey gehalten. Welches die Herrn Eydtgnossische Ambassadoren nit allein der Fraw regierenden Wittib Hertzogin von Longueville zu Pariß mündlichen angerühmt und dafür hochfleißigen Dank gesagt, sondern auch Ihren allerseits Herrn und Obern zu gebührend nachdencklicher Erkandtnuß heimbzubringen vbernommen." Diese Kostfreiheit zu Neuenburg war ein Jubel für die Gesandtschaften, und der Zürcherbericht bemerkt: „So sonst an keinem Orth der gantzen langen Reyß außerthalb Bassel beschehen." Nämlich auf der Heimreise widerfuhr dieß den Zürchern zu Basel noch einmal, es war aber wohlfeiler, nur 17 Personen, nicht 185. Die Reise gieng gleich folgenden Tages weiter nach der spanischen Freigrafschaft Burgund; an der Grenze, bei Verrieres, sind „wir zuvor kommen über einen hohen felßachten Berg; ohngefähr Veriere ist auf dem Berg ein Eisserne Keten, die beyden Graffschaften underscheidende." Zu Pontarlier in der Freigrafschaft einige Tage rastend, „weilen vnssere Pferdt von Zürich ziemlich müed ge-

[1]) Vergl. den Mühlhauser Bericht 1602. S. 4. H. 89: „ein durch vberauß böse vnd gefährliche gähe straas."

wessen, habend Unß von Zürich und Evangelisch Glarus in dießer Zeit 2 Jesuiten und 2 Capuciner die Visite gegeben." Zu Salins „verrümt wegen der großen Vielle Salzes, so alldort gemachet wird", antwortete Bürgermeister Waser auf die französischen und lateinischen Grüße auch in beiden Sprachen. Zu Dole, Hauptstadt der Freigrafschaft „warend wir wohl, aber übertheur traktiert." In den Dörfern nun aber da waren „wir gar unsauber und übel, sonderlich auch der Pferden halber, alß für welche wir weder heuw noch außgetröschten Haber angetroffen." Der Eintritt auf französischen Boden, in das Herzogthum Burgund war noch schlechter. Sie trafen auf einen See „durch wellchen wir nicht ohn gefahr von einem Gleitßmann gefüehrt reiten müessen", dann „durch ein gar tieffes Wasser und lauachten Wäg sind wir kommen in das Hertzogthum Burgund gen Auxonne in die erste Stat deß Königreichs." Sie kamen allmählig hier an; Bern einen Tag vor Zürich, und der Gubernator der Stadt hatte dem Schultheiß von Graffenried „das nächtliche Wort oder Kriegslosung anvertrawt, so der Bernische Ambassador den Wachten selbiger Guarnison gegeben." Den vereinigten Gesandten stellte sich hier, an der Pforte Frankreichs, vor „ein Königlicher ordinari Cammer Edelmann, Herr D'Orsigny", in des Königs Namen, mit der Eröffnung, er habe Befehl, die Gesandten an allen Orten ihres Durchzugs mit gleicher Ehrerbietigkeit traktieren zu lassen, als reiste „Ihre Majestät selbsten." Die Garnison und 200 Bürger standen in Waffen, gaben eine Salve und lösten einige Stücke. Der Gubernator aber empfieng sie mit einer schönen Oration, welche begann: „Daß die Gesandten von souverainen Ständen wol benennet werden mögen sacrierte Persohnen; welchen schönen Titel u. s. w." Waser, für den Empfang dankend, sagte „Hier, beim ersten Eintritt in dieses Königreich wollen wir zum Graß Gott bitten, daß er den König, das Reich und Euch segne." Als sie Auxonne verließen, wieder Parade der Garnison und Salven, aber sie waren wenig er=

baut; denn, heißt es: „Sonsten den Unkosten betreffend, haben wir die Zehrung in den Wirthshäußern neben dem großen Ueberlauff der Garnison Constafflern Spilleuthen und anderen selbst wohlbezahlen müssen.“ Auf dem Weg nach Dijon abermals sehr böser Weg und Logis in „zerlöcherten Schafferhütten.“ Desto glänzender giengs aber nun in Dijon zu, der Hauptstadt des Herzogthums Burgund. Sie hielten auf einem „Bühelin“ vor der Stadt, um allesammt einzureiten. Herr D'Orsigny, der mit zwei Quartiermeistern stets voranseilte, die Maires u. s. w. kamen entgegengeritten. Einzug mit gewaltigen Heerpauken und Trompeten, Losbrennung von viel Stucken und Mörslen, durch eine große Menge Bürgerschaft in Waffen und sonstige Volksmassen. Ueber dem Stadtthor in einem runden Schild die Wappen des Königs und des Prinzen von Condé, Gubernators von Burgund, und unten dran die Wappen der dreizehn Orte und Zugewandten, umgeben von Lorbeerkränzen. Vor der Herberge des Vororts Zürich, à l'Eau de France, zogen dann die Bewaffneten noch besonders vorbei und gaben eine Salve. Und des andern Morgens wurden die Gesandten geweckt durch Trompeter und Trommelschläger, „die man alle mit einem Stuck gelts abgefertiget.“ Dieses beständige Trinkgeldgeben, überhaupt das Zahlen war aber nicht die starke Seite der Schweizer, wie sichs bereits öfters gezeigt, auch in ihrer Freude über die Kostfreiheit in Neuenburg. Sie hielten daher jetzt diesen Morgen zu Dijon, weil sie sahen, in welchem stets großartigern Schnitt die kostbaren Empfangsfeste anschwollen, ehe sie hier weiteres der Art annahmen, eine Session im Losament von Zürich, wobei vorzüglich diese Frag auf den Plan kam: „alldieweilen man der Hoffnung gelebt, es wurde dise Großpottschaft auff dem Königl. Boden von den Gräntzen biß gen Pariß allerdings Kostfrey gehalten“, in welcher Sache aber auf besonders geschehene Anfrage bei Herrn D'Orsigny „genugsam verspürt werden mögen, daß es Königl. seyt nit also gemeynt sei“, sondern daß nur die „Complimente

und Regalia" das heißt der Ehrenwein u. s. w. und besondere königl. Festmahlzeiten in den Städten umsonst dargeboten werden sollten, in Betracht dessen also fragte man sich, ob man nicht „groser Unkosten wegen sich „gegen Ihr Majest. dieser Königl. Freygebigkeit freundlich bedanken" solle mit der Bemerkung, jeder Ort werde für sich die Reise als Privatpersonen einfach fortsetzen. „Harentwegen gleichwol das Bedenken eingefallen, Ihr. Majest. dörfften diesen Außschlag Ihrer Königl. wohlwöllenheit ohnbeliebig auffnemmen, dahero bliebs beim Bisherigen. Und so ließen sie sich ferner be-ehrenweinen und be-banquettieren bis Paris und zahlten fürstliche Rechnungen in den Wirthshäusern und Trinkgelder. Und die Herrlichkeit nahm alsbald ihren Fortgang. Der Maire von Dijon erschien und in sehr zierlicher und weitläufiger Form, indem er die Eidgenössischen Heldenthaten pries, lud er sie ein zu einer Mahlzeit in das „Königliche Hauß." Waser dankte mit der Bemerkung, Dijon, Hauptstadt des Herzogthums Burgund, sei den Eidgenossen stets freundlich gewesen, seit Ludwigs XI. Zeiten, da ihre Väter durch Dämpfung Carls des Kühnen diese Stadt und Landschaft für Frankreich erobert. Sie wurden in Kutschen in den Palast abgeholt. Ueber der Pforte die Wappen „in ein Rondelen gemahlt" wie überm Stadtthor, im Gastsaal gerade ihnen gegenüber des Königs Bildniß und auch ihre belorbeerten Wappen. Die Mahlzeit war eine „köstliche fürstliche" auf „silbern Geschirren"; auch alle Diener wurden gastiert. Während des Mahls Donner „der Stuck auf St. Niklaußen Thurm", die sonst nur bei des Königs und Gubernators (Condé) Einritt gelöst wurden; zugleich von „Trommetern, Herpauckeren, Trommenschlägeren, Pfyfferen sammt Schallmeyeren ein liebliches Getöß." Die Gesundheiten des Königs u. s. w. wie der Herrn Eydtgnossen wurden „mit entblößtem Haupt und ständlingen getrunken." Das Gedränge des Volks war den Gästen „gantz überlegen"; kein Platz mehr im Saal vor Zudrang, auf Leitern waren draußen die Fenster vollgedrängt,

Männer, Weiber, 2000; sie konnten sich an der Tafel nicht mehr regen, die „Einschenker mußten den Gästen die Fläschen auf den Tisch stellen." Nachtisch und Zuckerwerk wurden preis gegeben. Besonders die „weibsbilder" waren unverschämt, erkundigten der Schweizer Tracht und Gebärden, verlachten sie auch, ja haben sich „nit geschohen" von den Gesandten selbst Zuckersachen zu erbetteln, denen besser angestanden wäre, ihr „häßliches mit Bleyweiß und menig verklebtes Angesicht bey Hauß zu lassen"; ja etliche sind eingedrungen, „um der Beut nachzuhangen." Doch waren die „humores" ungleich: Auch vornehme sittsame Damen waren da, die „in abnemmung etlich weniger Confekten große Bescheidenheit erzeigten und sich höflich entschuldigten." Zwei Stunden tafelte man. Abends bekamen sie noch einige Flaschen „Hypocras zum Valete" verehrt in ihre Herbergen. In einigen Tagreisen erreichten sie Troyes, Hauptstadt der Champagne. Ueberall unterwegs militärische Ehren, Ehrenwein, Geschützdonner. Bald hinter Dijon kamen sie in eine unheimliche Gegend, la valée de Suson, wo Räuber und Mörder hausten und erst kürzlich Todtschlag verübt hatten, überhaupt war es damals noch unsicher bis vor die Thore von Paris, z. B. auch la valée de Fecamps dicht vor Paris. „Aber laßt uns wieder in Sicherheit und auff den Sammelplatz für Troyes kehren," heißt es nun weiter. Herr d'Orsigny kam ihnen auch hier entgegen. Großer Einzug, darunter z. B. „eine Compagnie junger frischer Herren dieser Stadt", bei 3000 Mann der ganze Zug, „wiewohl es die Parißische Gazettes vil höher machten"; im Volksgedräng waren etliche Mann und Weibspersohnen, den die langen und breiten, großentheils Eißgrauwen Schwizer-Bärt seltsam vorkomen und sich des Lachens nit enthalten könen." Geschützdonner. Die Wappen überm Stadtthor zeigten auch das des Grafen von Soissons, Gubernators der Champagne, Genralobrist der Eidgenössischen Truppen, Vater des Prinzen Eugen; und unter der Eidgenossen Ehrenschild „dieses Emblema": Orbem con-

juncta tenetur. Jeder Ort 30 Flaschen köstlichen Weins. Einladung „zum Morndrigen Imbismahl" in dem Bischofflichen Pallast." Vor demselben Besuche, Grüße und Wasers Dank. Nach seinem Formular in der Tasche hätte er danken sollen mit Anführung „der Freigäbigkeit, sage Gastgäbigkeit, der alten Galliern", was er aber wohl bleiben ließ. Beim Essen derselbe Volksüberlauf und besonders Weiberunverschämtheit, wie zu Dijon. Nachmittags Exerzitien der Bürger, wobei der Major selbst agierte „mit einem verwunderlichen Exercitio des Spießes. In der St. Stephanskirche zeigte man ihnen „Haar von der Jungfrau Maria (auch Milch von ihr); ein Ripp von St. Sebastiano und dergleichen Sachen mehr." Bei der Abreise zum Valete „daß Erknallen etlicher Stucken." Sie kamen nach Nogent und logierten „zum Schilt Jerusalem"; der Baillif begrüßte sie auch ganz Israelitisch: „daß die Einwohner eine solche Freud ab unserer Ankonfft empfangen wie der Herr Patriarch Jacob alß er seines Sohns des Josephs wiederum ansichtig worden", worauf Waser „eine anmuthige Reflexion gethan." Weiter nach Provins, und da heißts nun gar: „so Jerusalem" selbst „mit vergleich seyn soll, da man das berühmte Confect von rohten und weissen Rosen machet." Also immer mehr ins gelobte Land hinein, je näher Paris. Samstags den 3. November nach Charenton. Zürich also war drei Wochen unterwegs bis Paris. Basel und seine Begleitung waren schon da seit dem 31. Okt.

Jetzt auch ein Wort über Basels Reise, die also weiter östlich über Langres in der Champagne gieng.

Am 17. Oktober verreisten Herr Bened. Socin, Oberstzunftmeister, und Stadtschreiber Joh. Rud. Burckhardt „in einer Gutschen mit vier Pferdten"; Herr Hauptmann Emanuel Socin und Herr Krug zu Pferd u. s. w., morgens früh „ins Gotes Namen." Zu Mömpelgard stieß der Gesandte von Mühlhausen zu ihnen „Schlecht wetter und gar tief und bös weeg", so daß ihnen nach einigen Tagen in einem Walde die

Kutsche zerbrach; „sind derowegen unssere Herren Ehrengesandte zu Pferdt gesessen“; „die gautschen“ wurde „mit großen Stangen und Seilleren accomodiert“ ins nächste Dorf geschafft. Ankunft in Langres, wo Schaffhausen, Appenzell Außerrhoden und Stadt St. Gallen bereits angelangt waren. Hier von Mr. de Gaumont im Namen des Königs „fallutiert“, um sie bis Charenton zu begleiten. Die Burgerschaft stand „in Armis.“ Banket: „Oben ist ein Sammeter Sessel en l'honneur du Roy gestanden, dabei zwei Helbardierer“; rechts davon die Gesandten und ihre Suite, links, ihnen gegenüber, die französischen Herren. Nach dem köstlichen Mahl wurden die Diener traktiert, also die Reitschmiede, Ueberreiter u. s. w. und auch bei ihren Gesundheiten „mit Stucken geschossen.“ Zur Abreise war die „raccomodierte Gutschen“ wieder da. Weiter „in Gottes Namen“ nach Chaumont; weil es finster geworden, Abends 7 Uhr, kamen etliche zu Pferd mit Fakeln ihnen entgegen; Geschützdonner von allen Bastionen; der Maire unter dem Stadtthor wollte eben seine Rede anfangen „da dann gleich auf selbigem Bollwerk mit zwei Stucken ist Feuer gegeben worden, die Pferdt habend mächtig geschencht und ist Herr Landtaman Rechsteiners von Appenzell Tochtermanns Pferd in einen graben gefallen, er hat sich käumerlich zuvor hinunder schwingen können“; in der Stadt „sind under allen Fensteren Liechter gewessen, so alles heiter gemacht; außer dem wein erhielten sie „in einem großen silbernen Bassin Rebhühner, Schnepfen, junge Häßlein, Endtlein u. s. w.“ geschenkt „alles schon zugerüst und gespickht, nur an Spis zu stecken.“ Tags darauf kamen sie ins Kloster Clairvaux, St. Bernhardi Ordens „da dann mit allen Glockhen, welches anstatt der Stuckhen, ist geleütet worden“; im Hof vor der Kirchthür salutierte sie der Abt sammt allen Conventualen „mit einer schönen und langen lateinischen Oration; in der Kirche zeigte er ihnen „das Begrebnus St. Bernhardi, den Schatz, dann die Bibliothek, „die Bücher sind alle an Kettenen“; ein kostlich Kloster, das täglich,

wie sie sagten, 500 Personen speist und jährlich 200,000 Franken einnimmt. Auch die Gesandten wurden stattlich traktirt und gastfrei gehalten, „hingegen haben wir in die Kuche, stahl und sonsten auch gebürende Rechnung gethan." Nach Troyes kamen sie drei Tage vor den Zürchern und deren Mitgesandten. Beim Nachtessen in ihrer Herberge „zum Straußenvogel" drängten sich so viele Männer, Weiber, Kinder, Vornehme und Geringe, herein, „und gebeten Ihnen zu erlauben, daß Sie uns möchten sehen essen, daß wir im Gemach kein Platz mehr gehabt, sondern eine Partei nach der anderen wiederum herausgehen lassen müessen." Folgenden Tags Gastmahl, wobei sich im Saal, ehe sie saßen, „die Herren Gesandten die Händ gewäschen"; es war Samstag und sie wurden „mit Fischen und allerlei kostlichen Suppen traktirt." Nach Tisch exerzierten eine Compagnie „wohlangethaner Burgeren, so aber das Handwerk nicht wohl können", nur ihr Offizier (wie bei den andern Gesandten) „hat treffenlich wol ein gantze stund mit der piquen gespiehlt, dergleichen nicht vil gesehen." In Nogent begrüßte jener Baillif, der die anderen Gesandten kurz darauf so patriarchalisch anredete, gerade die frommen Basler u. s. w. sehr heidnisch: „Wie die alten Priester zu Memphis alle Jahre der Sonne, dem Prinzip des Lebens, einen Festtag geweiht, nach diesem Exempel, hochgeehrte Herren, könnte billich gantz Frankreich auch Euch einen Taag zueignen, wyl Ihr schon nach dem Vrtheil Julii Cäsaris, des großen Römischen Monarchen, im Ersten Buch seines Commentarii de Gallia für die mächtigsten Völker im Alpengebirg gehalten werdend u. s. w."; dann das Compliment „weil Ihr des gewaltigsten Königs der Gallier Freundschaft suchet, so entscheidet Ihr den alten Streit unter den verrühmtesten Geographis, ob Euer Land zu Gallien oder zu Deutschland gehöre zu Gunsten Galliens u. s. w." Hier hatte leider Herr Gion, so hieß der Baillif, den Nagel auf den Kopf getroffen. Zu Provins, dem kleinen Jerusalem, bekamen sie außer dem Wein „36 Schachteln de Rose confite präsentirt";

„diese und vorige verehrungen, wie nicht weniger die Spilleuth, connestables, Trompeter und dergleichen haben ein Ehrbares gekostet"; dafür bekamen sie aber einen prächtigen langen Gruß vom Herrn Lieutenant General Mitail, worin wieder Cäsar und die Helvetier die Hauptrolle spielten; sie mußten die ganze Geschichte des Kampfes der Helvetier und Römer anhören; ferner „die vornehmsten Städte Eueres Landes haben all ihre Herrlichkeit den Königen von Frankreich zu verdanken, Zürich, Luzern u. s. w., welche alle ihre Freyheiten von den Königen Carrolo Martello, Carolo dem Großen und Ludowico pio empfangen; wer wollte sich darum verwunderen, wann Ihr in so vilen schlachten unsere Gilgen mit Euwerem Blut Purpur Roth gemacht? U. s. w." Am 31. Oktober also schon kamen Bäsel und Begleitung nach Charenton „durch Gottes Sägen frisch und gesund." Sie waren vierzehn Tage unterwegs von Basel bis Paris.

Mittwochs angelangt, giengen sie gleich Donnerstags in die Kirche, eine Predigt zu hören, indem zu Charenton „die Protestirenden zu Pariß und nächstgelegenen Orten einen Tempel haben ihren Gottesdienst zu verrichten." Die folgenden Tage benutzten sie, um ihr Losament in Pariß zu besichtigen, „so uns der König assignirt, l'hostel de flandre, bey Evangelischen leüten, ob es guth und komblich sei."

Samstags darauf waren denn alle Schweizergesandte zu Charenton beisammen „Got seye ewig gedanket."

Gleich nach Aller Ankunft wurden sie durch zwei neue „Königl. ordinari-Kammer Edelleuthe" gentilshommes ordinaires de Roy vorläufig im Namen des Königs bewillkommt, darauf vom Oberst und sämmtlichen Offizieren des Schweizerischen Garderegiments und vielen andern schweizerischen Bekannten. Zu den Evangelischen aber besonders kam alsbald auch Herr Micholi „Agent der Piemontesischen Thalleuthen", um die Waldenser ihnen zu empfehlen.

Sonntags den 4. Nov. wurden alle Evangelischen von einem Geistlichen abgeholt und fuhren zur Kirche, wo sie auf

den Ehrenplätzen der Pfarrer und Gemeindeältesten sich niederließen „an einem schönen bequemen Ohrt“ gerade der Kanzel gegenüber. „Herr Pfarrer Baillé that die Predig auß dem Evangelio Joh. 3, Vers 16 bis 18 (Also hat Gott die Welt geliebet u. s. w.), welchen schönen Text er gar wohl außgelegt und den Papisten darbei nicht gefeyret.“ Auch der Marschall von Turenne war zugegen mit seiner Gemahlin, damals noch das stolze Haupt der Calvinisten Frankreichs, leider nur noch fünf Jahre, 1668 wurde er katholisch, um dem Drang seines Königs nach Staatseinheit nicht im Wege zu stehn.[1]) Nach der Predigt, unter freyem Himmel vor der Kirche, „in Beyseyn einer unzahlbaren menge Volks“ wurden dann die Gesandten von demselben Pfarrer Baillé noch besonders bewillkommt: „Von allen Unterthanen des Königs,“ sagte er, „die über Euere Ankunft sich freuen, sind wir gewiß die allerfreudigsten, und wenn wir auch diese Freude nicht mit so großem weltlichem Pomp auszudrücken vermögen, das Gefühl ist nur um so tiefer. Wir schauen in Euch die Blüthe einer Nation, berühmt durch ganz Europa wegen ihrer Thaten; aber noch mehr freuen wir uns über Euch, daß Ihr auch Helden seid, die mit Gott im Bunde stehn, daß ihr auch Helden seid der glorreichen Reformation. Ja, noch mehr: wir freuen uns Eurer, als der Väter unserer ganzen französisch-evangelischen Kirche, denn von Euch sind sie ausgegangen jene großen Männer, die auch unsere Kirche auferbauten.“ Zum Schluß dann noch die Freude über diesen neuen Bund mit Frankreich, wobey es aber der Redner nicht offen auszusprechen wagt, sondern nur durchschimmern läßt, daß er aus diesem Bund der Evangelischen Schweiz auch neue Hoffnungen schöpfe für das Evangelische Frankreich. Waser antwortete: „Wie es ihnen wohlgethan in Mitten einer so großen Evangelischen Gemeinschaft sich zu befinden, denn nichts ist erfreulicher, als die Gemeinschaft der Heiligen in der lieben Gleichförmigkeit deß Glau-

[1]) Ranke franz. Gesch. 3, 344. 418.

bens, man fühle sich da als eine gemeinsame geistliche Republik, wo jeder Bürger dieselben Güter und Freiheiten genieße"; und er, Waser seinerseits spricht's nun offen aus, „er hoffe von diesem Bund Günstiges für die Reformation Frankreichs, diese Tochter der Eydtgnössischen Kirchen; die Schweizerkrieger werden sich, im Blick darauf, nur um so mehr anstrengen, dem König mit neuer frischer Treue zu dienen; denn Euere Intention, das wissen wir, geht ja nur dahin, Gott zu dienen und den König zu ehren, und so seid Ihr unserer Sympathie vollkommen würdig."

Freilich thut es wohl, wenn man in dem Phrasenpomp dieser Reise einmal wahre gefühlte Worte zu hören bekommt, aber mit Schmerz muß man sich abwenden auch von diesem Genuß, wenn man bedenkt, wie diese arme Gemeinde und ihre Brüder durch ganz Frankreich in wenigen Jahren dem Idol übertriebenster Staatseinheit blutig geopfert werden sollten, dem Idol, vor welchem Turenne aus eigener überpolitischer Wahl freiwillig zu knieen sich entschloß.

Nachdem sie, vom Pfarrer und den Aeltesten wieder bis zu den Kutschen begleitet, heimgekehrt, „sind bald der Unsseren etlich gewahr worden der Behändigkeit der Beutelschneideren, filous genannt;" zwei Zürchern wurden „dem einden sein Sackührlein, dem andern sein Seckhel mit etlichen duplonen auß dem Sackh entfremdet." Die etwas schwerfälligen Schweizer scheinen überhaupt für diese Gauner sehr bequem gewesen zu sein, denn sie wurden fortan in Paris bei jeder Audienz, sogar bei der vor dem König tüchtig bestohlen. An diesem Sonntag wurden sie dann noch salutirt im Namen des Grafen von Soissons, Generaloberster der Eidgenossen in Frankreich, und im Namen der verwittweten Frau Herzogin von Longueville, Gräfin von Neuenburg.

Montags den 5. November erschienen nun erst zum Hauptwillkomm im Namen des Königs die beiden Introducteurs des Ambassadeurs von Berlize und von Bonneuil, in dem Losa-

ment des Zürcher-Vororts, dem schönen lustigen Sommerschloß der abwesenden Frau du Plessis Bellievre, wo alle Gesandten sich versammelt hatten; die beiden Herren verkündigten des Königs große Freude über ihre Ankunft und wie er sie in Paris mit Ungeduld erwarte; sie sollten sich jetzt nur noch drei Tage ausruhen hier in Charenton. Sämmtliche Gesandte begleiteten dann die Herren hinaus bis an die Hausthür. Da, sie wollten eben in die Kutsche steigen, trat noch zu ihnen Sekretair Wagner von Solothurn und verlangte im Namen der Gesandten die Königl. Gewährung der drei Punkte: „1) Beim Einzug in Paris die Präcedenz oder das Reiten zur rechten Hand. 2) Den Titel „Excellenz", wie er allen Botschafteren geziemt, und wie sie ihn bereits an den Grenzen von fast allen Königl. Beamten empfangen. 3) Das Hutaufsetzen vor dem König, wie das den Gesandten eines souveränen Staates zukommt." Die beiden Herren versprachen, diese neuen Wünsche dem König vortragen zu wollen und am Mittwoch sollten sie die Antwort haben. Nachmittags Begrüßung der Gesandten im Namen des Kanzlers, Präsident des Ministerraths, Messire Pierre Séguier, Herzog von Villemont; und den Evangelischen besonders wurden abermals die Waldenser in Piemont ans Herz gelegt durch den Besuch ihrer zwei Pfarrer, jenes Herrn Micheli und des Jean Leger.

Dienstags den 6. Nov. machte ihnen der geschickte Stifter dieses Bundes, Herr De Labarde, des Königs Gesandter in der Schweiz, seine Aufwartung.

Mittwochs den 7. Nov. brachten die beiden Introducteurs des Königs Antwort: „Alles solle so gehalten werden wie 1602 unter Heinrich dem 4ten; daher sollten sie beim Einzug nach Paris zur rechten Hand reiten; der Titel „Excellenz" aber sei nicht üblich bei den Gesandten eines Staates von so vielen Häuptern; und in Betreff des Hutaufsetzens vor dem König, so erhelle aus der französischen Geschichte mehrerer Autoren; daß 1602 der König allein und „sonst Niemand von den Bun-

ständern" das Haupt bedeckt habe. Die Pille zu vergolden, verhieß aber der König solche außerordentliche andere Ehren beim Einzug u. s. w., wie sie noch keinem Gesandten, ja sogar keinem souveränen Fürsten selbst erwiesen worden. Die Gesandten, wiewohl „dieses Bescheids sich nicht ergötzende", waren doch nicht gleich auf ihre Antwort gerüstet, und so machten die beiden Herren sich schnell wieder nach Paris davon. Indessen wurden die Gesandten mit ihrer Antwort bis gegen Abend fertig: „Wegen der „Excellenz" beriefen sie sich wiederum auf die Königl. Beamten unterwegs, und hauptsächlich, wegen des Hauptbedeckens, fanden sie die Geschichtsstellen für 1602 gar nicht so klar, es heiße da zwar vom König in specie, er habe den Hut aufgehabt, aber unter den bloßen Umständeren, die entblößt gewesen, könnte doch kaum auch die damalige Ehrengesandtschaft mitverstanden gewesen sein; sie seien so viel als die Holländer und tausendmal mehr als die Herzoge von Parma, Mantua u. s. w., deren Gesandte doch alle den Hut aufbehielten; sie leisteten auch für den König weit mehr als alle diese, sie hätten also die Ehre des Hutaufsetzens durch die Darsetzung ihres Bluts wohl verdient; der König verliere ja dadurch gar nichts an seiner Majestät, im Gegentheil, das könnte seinem Ansehen schaden, wenn er mit einer geringgeschätzten Nation in solchen Bund träte, es sei jetzt aber überhaupt nicht mehr 1602, seit dem Frieden von Münster; selbst der Kaiser seitdem titulire sie höher, denen sie doch wahrlich nicht so treu dienten. Daher möge der König nur von den Circumstantiis, jenen verheißenen außerordentlichen Neben-Ehren allerlei fallen lassen und dagegen in den essentialibus, wie das Hauptdecken, Gewährung leisten." Mit dieser Antwort „kräftiglicher Substanz" eilte nun selbigen Abends noch der kluge Herr von Thurn, Gesandter des Abts von St. Gallen, nebst Dollmetsch Vigier nach Paris in die Wohnung der Introducteurs. Es war bereits 9 Uhr. Der St. Galler sprach in der That höchst beredt, und die beiden Herren hinterbrachten es

noch diese Nacht dem König. Von Thurn aber kehrte sogleich nach Charenton zurück, Herrn Vigier in Paris lassend, um des Königs letzten Bescheid folgenden Morgens zu melden.

Es war nämlich eine höchst wichtige andere Frage während dieser Tage bei den Gesandten auch noch in Verhandlung, wobei der St. Galler Gesandte ja nicht fehlen wollte. Nicht weniger als drei Schreiber zankten miteinander darüber, welcher von ihnen der allgemeine Gesandtschafts-Sekretair sein solle, welche Stelle jetzt erst, da die Gesandtschaft vor dem König zu erscheinen hatte, förmlich besetzt ward. Schindler, Landschreiber von Baden, ein Schwyzer, wollte das Amt, weil er bei den Bundesverhandlungen zu Baden die Hauptmühe gehabt; Wagner von Solothurn wollte es aber noch viel mehr, weil er beim Abschluß zu Solothurn die Hauptsache gemacht; Waser von Zürich behauptete das erste Recht vor beiden, weil er Sekretair des Vororts sei, und aller Evangelischen obendrein. Es kam zu einem kleinen Gesandtenkrieg deßwegen, wobei besonders Zürich und Solothurn sich rauften, bis endlich Herr De Labarde für seinen Solothurner Wagner die Sache zu entscheiden wußte.

Kaum war dieser Schreiber-Krieg zu Gunsten Frankreichs entschieden, so trat denn auch Herr Vigier, von Paris kommend, herein, Donnerstags den 8. Nov. und entschied den Complimentenkrieg mit dem König gleichfalls natürlich für Frankreich: „Der König bleibt bei 1602; also kein Hutaufsetzen und keine Excellenz; haben die Königl. Beamten unterwegs ihnen diesen Titel gegeben, so geschah das ohne Befehl.“ „Sind solchem nach allerhand wohlmeinende Discours under Unß beschehen, auch die Erinnerung, daß Herr De Labarde schon zu Solothurn ein gleiches vorläuffig angedeutet“; das fiel ihnen jetzt erst zum Trost ein, sowie auch, daß ihnen ja eigentlich über diese Dinge gar keine Instruktionen von ihren Herren und Oberen mitgegeben worden; daher „habend wir nach mehrmaligem Umgang und satzamer Erdauerung thunlich

seyn erachtet, von Bestes wegen zu acquiescieren und für dießmahl, wie unssere Altforderereren in ähnlichen Fällen, es dabei bewenden lassen." Zugleich beschloß man aber eben in dieser Session, ein Beweis, wie tief die Gesandten verletzt waren, „weil etwan wegen Underlassen des Hutaufsetzens ein Gespött und Verächtlichkeit gemeiner Eydgnoßschaft zugezogen werden sollte, so solle eine künftige Bundeserneuerung pari passu, auf gleichem Fuße, durch bloße beidseitige Commissarios auf den Grenzen vollzogen werden, wobei man denn einer so weiten müehseligen Räis und kostbarlichen Zehrung entlediget seyn könnte."

Diese Ceremonienverhandlungen erscheinen heutzutage kleinlich. Damals, da die Souveränetät, die selbstständige unabhängige Majestät der Staaten nicht im Volk beruhte, sondern einzig und allein im Staatshaupt conzentrirt angeschaut wurde, damals waren diese Zeichen der Majestät von hoher Wichtigkeit für die Bedeutung der Staaten vor der Welt. Niemand wußte das besser als Ludwig XIV., er hat es auch hier bewiesen; hätte die Schweiz als Gesammtstaat nur Einen Gesandten geschickt im Namen der Tagsatzung, Ludwig hätte dem gewiß das Hutaufsetzen gestattet, wie den einzelnen Gesandten anderer souveräner Staaten; allein 35 bedeckte Häupter vor ihm, das war die Zahl der Gesandten, hätten seiner Majestät wirklich nach damaliger Meinung geschadet, wie er ja auch wegen dieser Vielköpfigkeit der Schweiz ihr Begehren abgewiesen. Aber die Schweizer kannten den damaligen Werth dieser äußeren Zeichen ebenfalls. Und die Pariser Zeitungen begannen in der That schon, sie herabzusetzen, und davon hatten sie Wind, daher jene Anspielungen auf das Gespött und die Verächtlichkeit, womit sie ihren Beschluß wegen der künftigen Bundesschwörungen zum Theil motivierten.

Diese Ceremonienverhandlungen waren die Hauptursache ihres längeren Aufenthalts zu Charenton. Das war nun abgethan und sie machten heute noch Alles bereit für Paris.

Und so: Freitags den 9. Növember der Einzug in Paris.

Morgens 9 Uhr kam in Königl. Kutschen das Geleite angefahren, das sie in die Hauptstadt führen sollte, an der Spitze Marquis De Labarde und Präsident Servien, des Königs Gesandte in der Schweiz und in Savoyen, sowie die beiden Introducteurs und die beiden Kammerherren, die sie an den Grenzen empfangen hatten, nebst 34 Edelleuten, Haushofmeistern und Stallmeistern, alle „prächtig bekleydet und montirt“; sie stiegen zu Pferd, die Gesandten außerhalb Charenton erwartend, und „sobald dieselben bey der stell gewesen hat der Einzug in die Weltberüehmte Statt Pariß angehebt.“

Voraus die beiden Kammerherrn, dann Dollmetsch Vigier, nach diesem die beiden Introducteurs, anführend die Ueberreuter und Dienerschaft in ihren Farben mit „dem silbernen vergulten Geleyt auf der einten Seiten der Mäntlen“, sowie die Schaar der Edelleute aus der Verwandtschaft der Gesandten; hierauf die Gesandten, Bürgermeister Waser zur Rechten, links Marquis De Labarde und so fort die französischen Herren links von den übrigen Gesandten; hinter dem letzten Paar der Gesammt-Secretarius Wagner, und am Schluß der evangelische Secretarius Waser mit dem Landschreiber von Baden, Bartholome Schindler. „Und ist man also, um 10 Uhr, vnder gewaltigem Trompetenschall in das Königl. Lusthauß Vincennes, ein mit köstlichen in Gold und Silber gewobenen Teppiken behängten und sonst mit allerhand Gemähl treffenlich versehenen Pallast eingeritten.“ Man zeigte ihnen die Königlichen Gemächer „ob deren Köstligkeiten sie sich genugsamb verwundert“, und beim Austritt aus dem Gemach des Dauphins, um 12 Uhr, in den großen Saal tretend, fanden sie „ein prächtiges Fischmahl“, es war Fasttag wie bei den Baslern zu Troyes; sie fasteten, indem vier Gänge, zu 100 Blatten jeder Gang, aufgetragen wurden, „da man wegen Überflusses der Speisen den Appetit verlohren; vnder anderen war wunderlich zu sehen, was für ein quantitet von Confekt

Zuckerwerk und Obsgewächs von Äpfflen und Birn in grossen Blatten mit pyramidischer Formb und Figur oder in Gstalt hochaufgeführter Felssen gebauwen dargestellt worden"; die Gesandten und die französischen Herren saßen einander gegenüber, wie unterwegs und an den folgenden Gastereien, Tafelmusik, Gesundheiten, Gedräng, besonders von Frauen, denen man unter Tisch Zuckerwerk reichte, beim Aufstehen Preisgeben des Nachtisches, alles wie vorher und nachher, da denn, beim Preisgeben, „ein solche Confusion von der menge Volks entstanden, daß man mit grosser Mühe von dannen ab- und in den Vorsaal hat kommen können." Beim Abschied von Vincennes sagt ein Bericht: „An diß Ohrt pflegt man etwan auch einzusezen große Herren und die, denen die Lufft zu Paris nicht wohl bekommt." Um 2 Uhr ritten sie weiter, und es schlossen sich hier hinten an der Oberst und die Offiziere des Regiments Schweizergarden „mit breiten guldenen Schnüeren übersetzt und in treffenlicher Kleidung alß blauwe Röck." Halt bei der valljée de Fecamps vor Paris, wo alse, wie früher bemerkt, damals auch Räuber und Mörder noch hausten. Hier kam ihnen der Gubernator von Paris, Marschall d'Aumont, entgegen mit vielen „gewaltigen Edelleuthen und Cavalieren", sie vom Pferd aus bekomplimendirend aus „besorgender Confusion", welcher nun Wasers rechte Seite einnahm, De Labarde behielt die linke, der Gesandte in Beider Mitte, und so fort dann alle Gesandte in Mitten von zwei französischen Herren, als noch höherer Ehrenplatz denn bisher. So bis 50 Schritte vor die Stadt und das Thor St. Antoine „fortgeruckt." Wieder Halt. Hier erschien der Prevôt des marchands, Präsident des Pariser Stadtraths, Voisin, mit seinen Stadträthen oder Schöffen (Echevins) in ihren „Ceremonial-Habiten" von Sammet, blau und roth getheilt, als Farben von Paris; der Prevôt, ebenfalls vom Pferd herab, „so vil er wägen des getrangs der welt exprimieren können", sprach seinen Gruß: „Unsere Stadt ist die prächtigste der welt, aber seidem Ihr gekommen, ist sie

doppelt prächtig geworden u. s. w." Waser konnte wegen des unermeßlichen Gedrängs, des Kanonendonners und scheuer Pferde kaum seinen Dank anbringen. Hierauf saßen De Labarde und alle französischen Herren, die links geritten, in ihre Kutschen und fuhren in die Stadt, ihre linken Plätze bei den Gesandten dem Prevôt und den Stadträthen abtretend. Und nun der Einzug durch das Thor von St. Antoine, voraus jetzt die hundert Schweizer mit fliegendem Banner und ihrem „gewohnlichen Trommenstreich", durch ihren Lieutenant „in gewaltigem Auffzug" angeführt. Da Kanonendonner von der Bastille, Zeughaus und den Bollwerken ringsum, von letzteren donnerten allein 30 Kanonen, dazu Trompetengeschmetter, Trommelwirbel, und als sie sämmtlich innerhalb der Stadt waren, wurden diese Bollwerkskanonen umgekehrt und sandten ihre Donnergrüße ihnen nach bis ins Quartier, „so sonsten nicht zu geschehen pflegt." Und das Gedränge des Volks, zu Fuß, zu Pferd, in Kutschen, letztere über 1000, von Vincennes an schon bis in ihre Herbergen alle „Straßen Gassen Lauben, Brücken, auch die Dächer überfüllt, und hat man an etlichen Orthen in die drei duplonen für ein Fenster geben." Sie glaubten, alles Volk sei vor dem Thor zusammengedrängt, und konnten „sich nicht gnugßam verwundern", daß die „quantitet" in der Stadt noch größer war, „als ob gar Niemand wäre herauß gegangen"; da muß man in Wahrheit bekennen, daß „alle Stätt in Europa der Innwohneren halben einer Statt Pariß vil nachgäben müessen", sie ist die Hauptstadt „auf dem ganzen weitreychenden Kreyß des Erdbodens." Paris zählte damals wenigstens eine halbe Million Einwohner.[1]) London noch kaum so viel.[2]) Und „in solcher procession ist man ober den ansehenlichen Platz, Place Royale, allwo Ludovici XIII.

---

[1]) Mühlhauser Bericht von 1602. H. 89. „Paris hat nach gemeiner red 500000 Einwoher" S. 47.

[2]) Allg. Augsb. Ztg. 12. Dec. 1855 außerordentliche Beilage.

Erene Bildnuß zu Pferd" u. s. w., „gantz Nachts by hellem schyn unzahlbarer Liechteren mit großem Frolocken des Volcks in die Gassen St. Martin angelangt und in dem Hauß der **Madame de Brief** abgestiegen, **au pressoir d'Or** oder bei der guldenen Troten, in einem schönen newen Hauß", zunächst Herberge für den Vorort Zürich, und darum zugleich „das Ort der gemeinen Versamblung" sämmtlicher Gesandten, welche Frau Wittwe **de Brief** „mit Außrüstung des Losaments, des Brennholzes in die Camin, Liechteren u. s. w. disen ihren werthen Gästen große Hoffligkeit erwisen", während des ganzen Aufenthalts. Die sechs oder sieben Herbergen der übrigen waren alle möglichst in der Nähe. Sie brauchten drei Stunden vom Thor bis zu den Herbergen. Der Gouverneur von Paris Marschall **d'Aumont** und Begleitung nahmen nun Abschied von ihnen; und alsbald sandte ihnen der **Prevôt** Hyppokras, Confekt und **flambeaux** von Wachs als gewöhnliches Ehrengeschenk der Stadt Paris.

Und jetzt erst gieng das Glanzleben recht an.

Samstags den 10. Nov. gleich Morgens wurden sie im Namen des Kanzlers, **Séguier**, Präsident des Ministerraths, auf Sonntag, und im Namen des Grafen von **Soissons**, Generaloberſten der Schweizertruppen auf Montag „zur Imbismahlzeit" geladen, worauf der **Prevôt** und Stadtrath feierlich eintrat und den Gruß, der gestern so kurz abgethan werden mußte, ausführlich von sich gab: „Euere Vereinigung mit unserem unüberwindlichen Monarchen kann verglichen werden mit der Vereinigung der Engel und des allmächtigen Gottes zur harmonischen Regierung der Welt u. s. w." Waser dankte für den gestrigen prächtigen Empfang. Nach seinem Regierungsformular hätte er davon reden sollen „wie diese Stadt Paris nicht ohngleich seye dem Meer, welches seinen taaglichen ab- und Zulauff hat u. s. w." Zugleich erhielten sie als abermaliges Geschenk vom **Prevôt** „18 Dutzend runde Trucken Confekt, treffliche Pasteten von westphalischem schincken

und Wein", welche Geschenke die drei folgenden Tage wiederholt wurden, und, was sie besonders freute, „den Stattdieneren, so das herzugetragen, keine Trinkgelder zu nemmen befohlen." Dann Vormittags 10 Uhr fuhren sie zum Minister des Auswärtigen, de Lyonne, welchem Waser ihr Creditiv zu Handen des Königs überreichte, von Zürich im Namen aller Orte ausgefertigt; der Minister eröffnete, daß der König sie morgenden Sonntags zur Bewillkommungs-Audienz empfangen werde und begleitete sie die Treppe hinunter, aber nur „biß unden an den schnecken", ohne sie in die Kutschen steigen zu sehen.

Sonntags den 11. Nov. vor der Audienz fuhren sie in dreißig Kutschen zum Kanzler Séguier, der, selbst unwohl, sie durch seinen Großtochermann in einer langen Gallerie von „vergultem Schreinerwerck" bewirthen ließ, „und also scheinbarlich tractiert, daß man in Wahrheit die Augen verlohren" (zu Vincennes verloren sie nur den Appetit); und für die Ohren ein gleich überschwänglicher Schmaus, besonders von den 24 Violons des Königs „sampt andern, so man auff Französisch hautabois nennt."

Abends 3 Uhr, von den beiden Introducteurs des Ambassadeurs beim Kanzler abgeholt, fuhren sie zur Audienz ins Louvre, „ein solch anssehnlich Gebäuw, deßgleichen in gantz Europa nicht solle gesechen werden." Am Louvre paradierten das Schweizer- und das französische Garderegiment, durch ihre Reihen schritten sie bis unten an die große Treppe, wo der Herzog von Enghien, Prinz vom Geblüt, des großen Condé Sohn, und vier Marschälle von Frankreich sie empfiengen; „der Duc", so heißt er kurzweg in einem Bericht, zur Rechten Wasers, mit Vortritt der beiden Introducteurs, so stiegen sie zwischen den Reihen der auf der Treppe paradierenden hundert Schweizer hindurch in den Saal der Leibgarden und von da in den Audienz-Saal, in dessen Hintergrund der König „hinder hölzernen Gätteren", balustres, sie erwartete, ihm zur Rechten sein Bruder, Herzog von Orleans, der Monsieur, zur

Linken der Prinz von Condé, die vornehmsten Kammerherren weiter hinten; der König und alle standen, er allein das Haupt bedeckt. Die Gesandten mußten sich durch ein außerordentliches Gewimmel von Edelleuten hindurcharbeiten, um durch diese „den Seckelschneidern, Coupeurs de Bourse oder filoux genandt, die auch hier Gelt und Zeigührlein etlichen abgenommen, vortheylhaffte wolgelungene preß" in die Schranken oder balustres hineinzukommen. Der König gieng dem ersten Gesandten drei Schritte entgegen, und, mit entblößtem Haupt, gab er jedem der Gesandten die rechte Hand, und hörte nun „in recht Königlichem Ernsthafftem Ansehen" d'un air plain de Majesté et de Doucour, sagt der französische Bericht, die Rede des Bürgermeisters Waser an, und „sobald die oration angefangen, hat er den Hut aufgesetzt, die Herren Gesandten aber den Hut abgehalten", sowie „alle Vmständer." Waser sprach „in hergebrachter Muttersprache," Vigier dollmetschte: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Christenlichster König, Allergnädigster Herr und Pundtsgnoß." Der Hauptinhalt war, „daß Gott dieses Bundeswerck sägnen wolle", was freilich bei solchem Bund nicht in Erfüllung gehen konnte. Zugleich überreichte ihm Waser ein Memorial, worin allerlei alte Geldwünsche der Schweiz, auch Dinge enthalten waren, die bereits De Labarde in der Schweiz abgelehnt hatte, die man aber jetzt vom König selbst doch noch zu erlangen hoffte, z. B. die Neutralität von Hochburgund. Der König dankte, „mit wenigen zwar, aber gantz kräfftigen Worten: On verra par ma conduicte l'estime que je fais de votre Nation." Bei der Abschieds-Reverentz redete der König den einen und anderen Gesandten an; z. B. den von Schwyz, Reding, aus dieser Frankreich so ergebenen Familie, fragte er: „Was dachtet Ihr beim Einzug in Paris?" „Ew. Maj., ich dachte an den Rückzug von Meaux, weil mein Urgroßvater Rudolf damals auch ein Hauptmann der 6000 Schweizer gewesen" (der Rückzug von Meaux nach Paris im 16ten Jahrhundert rettete

Carl IX. und den Hof vor den Hugenotten). Das gefiel Ludwig so, daß er am nächsten Morgen beim Lever es rühmte, und beifügte: Ihn selbst habe auch einmal als Kind ein Schweizergardist gerettet, als er, in der Abenddämmerung einst, im Park sich verirrt und in ein Bassin gefallen sei; fast ohnmächtig habe jener ihn herausgezogen." [1]) Dann giengs, immer „der Duc" und Waser voran, zurück durch den Saal der hundert Schweizer zur Audienz bei „beyden, der Alten und jetzigen Fraw Königin", jene Anna d'Austria, die Königin Mutter, diese Maria Theresia, spanische Prinzessinnen, die sie ebenfalls stehend, mit vielen Hofdamen, empfiengen. „Allhie müßte einer der Redkunst wolerfahrener allen seinen Kräfften aufbieten, wann die der alten Frau Königin an der Stirn herfürscheinende Demuth des Gemüeths als der Bekleydung; und danne die Schönheit, Sittigkeit, prächtige Edelgestein, Perlen und anderen Geschmuck, darmit die jetzige Gespihlin des großen Monarchen, nit anderst als die hellglantzende Sonn an dem Firmament das Zimmer erleuchtet und die Augen verblendet hat, der Gebühr nach sollte entworfen werden." Waser sprach einen einfachen Gruß. Nach seinem Regierungsformular hätte er sprechen sollen „von einem Pellikan, der mit Besprengung seines Bluts die Erstgebornen Jungen erfrischet und lebendig machet u. s. w." Nachdem sie so die „vortrefflichen Matronen mit sonderlichem Fleiß in Obacht genommen", giengs in ein oberes Zimmer zum Dauphin, erst zweijährig, bei ihm die Marquise von Montauzier, Gouvernante des Enfans de France, welchem Waser eine glückliche Zukunft anwünschte, worauf der Dauphin, „anfangs etwas vnmuthig und erschrocken (begreiflich vor den langen und breiten eisgrauen Bärten), auff Zusprechen aber seiner Regiererin beguetiget, allen Pottschaftern sein Königliches rechtes Händlin gegeben, und sie dieses geküßt, und er mit liebrycher Stimm zu vnsser etlichen Amy oder mon Ami, auch etwan adieu mon

---

[1]) Conservateur suisse 7, 375.

Ami gesprochen.“ Die Gouvernante dankte für ihn. Nach seinem Formular hätte Waser dem Kinde wünschen sollen „Davids fromme Tapferkeit, Salomons Weißheit, Ezechiels Gottesfurcht, Jossaphats Eyffer u. s. w.“ Der Duc begleitete sie nun wieder hinab bis an den Fuß der großen Louvretreppe.

Das war die Bewillkommungsaudienz beim König, der feierliche Bundschwur in Notre-Dame folgte erst acht Tage darauf.

Es war auch hier vorher noch allerlei abzuthun, wie früher zu Charenton.

Zunächst noch die Audienzen bei den Prinzen vom Geblüt. Gleich Montag Abends, den Tag nach der Königlichen, die bei Monsieur, Herzog von Orleans, des Königs Bruder, im Palais Cardinal, von Richelieu erbaut und daher so genannt, später Palais royal, weil von den nächsten Verwandten des Königs bewohnt; es war vorher wieder lange verhandelt worden über das Hutauffsetzen vor diesem ersten Unterthan des Königs; die Mehrheit der Gesandten, „leider“ sagt der Basler Bericht, „um eines so großen Fürsten disgust zu verhüten,“ behielten ab, die Minderheit: Uri, Schwyz, Basel, Freiburg, Abt von St. Gallen, Wallis, trotz De Labarde's Zureden, sich den Fürsten zum Freund zu machen, trotzdem, sobald der Herzog auffsetzte, setzten sie auch auf, „retiriertten sich aber ans Ende;“ sogar vor Madame, Tochter des unglücklichen Carl I. von England, setzten Basel und Freiburg den Hut auf. Dienstag Abends dann Audienz bei Condé, „einer der hertzhafftesten Helden Europae, der Alexander dieses Saeculi geheißen.“

Außerdem aber hauptsächlich waren vor dem Bundschwur die in dem überreichten Memorial enthaltenen Wünsche zu bereinigen, und damit auch dieses Letzte, wie alles Bisherige, für Frankreich recht glatt abgehe, wurden die Gesandten nun während dieser Woche von Anfang bis zu Ende, Tag für Tag gewaltiglich gastiert, wie das schon Sonntags, beim Kanzler begonnen, ja Samstags schon, zu Vincennes. Fernere Einladungen

kamen nun Schlag auf Schlag, außer zu Soissons, der bereits eingeladen hatte, auch zu den Marschällen von Turenne, von Grammont, von Villeroi und d'Aumont.

Beim Grafen von Soissons standen neben der Tafel mehrere Tische voll goldener und silberner Geschirre; das Confekt stand auf der Tafel „in silbernen Körblinen, mit Perlen und Edelsteinen, sowie mit seidinen Bändlin von etlich 1000 Ellen geziert;" der Musiklärm war „so toll" während der Gesundheiten, daß man wohl merkte, sie dienten dem Generaloberst der Schweizertruppen; und als am Schluß der Bernergesandte auch die Gesundheit der Kinder des Grafen ausbrachte, da wurden gerade „als ein sehr köstlicher lebendiger Nachtisch die drei jungen Herrlein zu einem lieblichen Schawessen aufgetragen," welche nun auf der Tafel von einem Gesandten zum andern spazierend, sich auf Hand und Mund küssen ließen. Prinz Eugen war aber kaum dabei, er war erst am 18. Okt. dieses Jahrs 1663 geboren.

Bei der Mahlzeit des Marschalls von Turenne wird besonders er selbst gepriesen, „deme die Freundt- und Liebligkeit in discursen angeboren, und die teutsche Sprach wol bekandt (die kannte er wohl von seinen Feldzügen in Deutschland her), aber der Martialische humor auß seinem heroischen ernsthafften Gesicht herfür blicket." Nach dem Essen bei Turenne, Dienstags, war dann, wie schon bemerkt, ihre Audienz bei Condé, so daß die Schweizer die beiden ersten Feldherrn des Jahrhunderts an einem Tag bewundern konnten.

Beim Marschall von Grammont giengs besonders lustig zu: Sie fanden zu ihrer großen Freude die Flaschen auf der Tafel in Schlachtordnung aufgestellt, mit zahllosen Fähnlein dazwischen, auf denen Sprüche standen, wie: „wenig essen, tapfer trinken!" u. s. w. Besonders Champagner floß in Strömen, aber den Schweizern schien er zu schwach und sah aus wie Wasser, weßhalb sie ihm unter den Weinen den letzten Rang gaben; der Aenisliqueur hingegen schien ihnen so beißend,

daß sie ihn ausspuckten, Wasser zum Ausspülen forderten und zornig wissen wollten, wer alle Schweizergesandten habe vergiften wollen. Dann lachten sie wieder aus vollem Halse, als nach Tische der Marschall ihnen „ein kurzweiliges Schawspiel, durch ein berühmten Comaediant, Namens Molière, fürstellen ließ," und legten einen Thaler (wohl einen Louisthaler zu drei Franken) zusammen, als Trinkgeld „für den Possenreißer." [1]) „Letstlich dann noch ein kunstreiches Feuerwerk außerhalb dem Pallast zu großer Satisfaction."

Beim Marschall von Villeroi kam nichts Besonderes vor.

Bei Marschall d'Aumont, es war ein Freitag wieder, da heißt es: „Daß die Mittel des Zeitlichen Wollebens nit nur in dem Geflügel des Luffts, oder Thieren des Erdbodens, sondern auch in dem Grund des fischreichen Wassers zu finden, das hat Herr Marschall u. s. w. erwisen; z. B. wurde aufgetragen „ein Karpff, vil Duplon, darff nit sagen, ob es schon der gemeine Ruff war, etlich 100 Franken werth; auch ein Pastetenwerk mit wohlriechendem Wasser künstlich angefüllt, welches über sich in die Höhe gedrungen und wie ein liebliches Tauw wieder herabgefallen." Der Wohlgeruch mochte nöthig sein, denn „nach der Mahlzeit bracht man Tabacpfeiffen, davon man trank." (Tabaktrinken damals der Ausdruck für Rauchen.)

Aber auch die Geschäfte „habend wir in wehrenden disser vilen Gasterreyen gleichwohl nicht underlassen." Doch das gieng nun bei solchen Magenstrapazen, wie sichs erwarten ließ. Während mehrerer Tage unterhandelten sie in des Kanzlers Haus mit einigen Ministern, Lyonne des Auswärtigen, le Tellier des Kriegs, Vater Louvois, welcher letztere erst später Kriegsminister wurde, mit Colbert der Finanzen, „einem der Oeconomey hochverständigen Kopff." Man verhandelte also über jenes Memorial, das noch einige Nebenwünsche der Schweiz enthielt über den

---

[1]) Vulliem. 10, 150.

Bundbrief und Beibriefe hinaus. Man erhielt nichts als allgemeine Versprechungen; wegen des Geldpunktes entschuldigte Colbert den König damit: Er habe die Finanzen im betrübtesten Zustand angetreten, 1661 sei bereits das Einkommen von 1662 und 1663 vorweggenommen worden, „jetzt lege der König selbs Hand an, werde punctuellement, ja mehr halten, als er versprochen, welches er (Colbert) oft repetirt." Es blieb also auch hier in Paris einfach beim Bundbrief und den Beibriefen, und auch hierbei beschlossen die Gesandten: „hat man es darbey bewenden lassen."

Nicht minder fanden Evangelische Konferenzen im Besondern statt, mit Lyonne, um für die Evangelischen in Frankreich und Piemont bestimmte Erklärungen zu veranlassen. Zürichs Regierung hatte für diese Sache ihren Gesandten ein wahrhaft eindringliches Formular mitgegeben.[1] Aber hier erreichten sie noch weniger,[2] obwohl vom Holländischen und Englischen Gesandten unterstützt, wie auch Ludwigs XIV. baldige Verfolgungen der Reformierten in Frankreich bewiesen.

Und so war für den „Hauptakt" des Bundschwurs nun ebenfalls nichts mehr im Wege, für Frankreich wenigstens nichts mehr.

Daher

„Sonntags den 18. November Action deß Pundtschwurs in vnser Frawen Kirchen.

„Es hatte daß hellscheinende Tagesliecht an dem Gestirn des blawen Himmels sich noch nicht blicken lassen," da erdröhnten schon zur Begrüßung des feierlichen Tags die Kanonen der Bastille, 35 Stück, so viel als Schweizergesandte waren. Und vom Louvre bis zu Notre-Dame stellten sich die schweizerischen und französischen Garderegimenter in Parade auf für die Auffahrt

---

[1] Zürcher Relation S. 447 u. f. w. I. 72.

[2] Z. B. Bulliem. 10, 151. 152 (44. 45). Kürzerer Basler Ber. H. 89. Pariser Brief, I. 42 d. S. 148. 149.

des Königs. Die Gesandten wurden in Königlichen Kutschen in den Erzbischöflichen Palast, dicht bei der Kirche, abgeholt und warteten hier bis der König zur Kirche gefahren. Um 10 Uhr geschah das mit gesammtem Hofstaat „unter gewöhnlichem Vortrab der hundert Schweitzern, in etlichen überauß kostlichen mit acht schwartz, graw, und anderfarbigen wunderswürdigen Pferden bespannten, den Alten Römischen Triumphwägen gleichsehenden Gutschen.“ Am Kirchenportal, von der hohen Geistlichkeit empfangen, wurde der König, zwölf Trompeter vor ihm her und vier Kriegshelden, so bezeichnen die Schweizerberichte die vier heraults d'armes oder Wappenherolde, wahrscheinlich nach dem Gehör übersetzend, so wurde also der König in den Chor geführt, in dessen Mitte ein Thron mit Baldachin und vor demselben ein Betpult, alles mit violetem Sammt, von goldenen Lilien durchstickt, überzogen. Der König trug ein schwarzseidenes silbergesticktes Kleid und Mantel. In den Chorstühlen rechts von ihm saßen die Königinnen nebst Hofstaat, sowie von fremden Gesandten am französischen Hof der Venetianische und Savoyische, weil ebenfalls mit der Schweiz in von Frankreich anerkannten Bündnissen stehend; sie hatten erst Schwierigkeiten gemacht, weil der König von ihnen bei diesem allerfeierlichsten Anlaß auch Hauptentblößung gefordert, und erst, als ihnen versichert worden, selbst Monsieur werde barhaupt erscheinen, nahmen sie Theil, den spanischen Gesandten aber hielt ein sehr gelegenes Unwohlsein ab. Die Chorstühle links vom König waren für die Schweizergesandten bestimmt, welche nun alsbald, von Condé im erzbischöflichen Palast abgeholt, erschienen. Das Schiff der Kirche war vollgedrängt von Volk. Zur Eröffnung stille Messe durch den Bischof von Chartres, während welcher die evangelischen Gesandten auf den Lettner abseits geführt wurden, und hier oben flüsterte ein Graf von Waldeck dem Baslergesandten zu: Voicy un grand jour qui vous peut rendre heureux ou malheureux; sehr wahr, zumal das Letztere. Nach der Messe begann die Schwurfeierlich-

keit. Der König stand auf, bedeckte sich, wie er auch also blieb, sogar während des Schwurs, vor Gott. Neben ihn traten Lyonne, französischer Minister des Auswärtigen, und Wagner von Solothurn, schweizerischer Gesammtsekretarius, beide auf violetsammtenen Kissen die pergamentnen Bundbriefe emporhaltend, in beiden Sprachen verfaßt, Lyonne den mit den silbernen Siegelkapseln der dreizehn Orte und Zugewandten, Wagner den mit den französischen goldenen Siegelkapseln. Zugleich traten die Gesandten vor den König. De Labarde, einleitend, berichtete von seiner Bundesarbeit in der Schweiz und wie jetzt diesem Werk die Krone aufgesetzt werde durch diesen feierlichen Schwur. Waser sagte, die Thaten der Schweizer während der frühern Bünde seien die beste Bürgschaft für Frankreich, was die Schweiz auch in diesem Bund leisten werde, darum „vil davon zu reden ohnnothwendig," und wünschte vor Allem, der Bund möchte ausfallen zu Gottes Ehren. Der König, nur kurz, verhieß der Schweiz im Fall der Noth die Hülfe Frankreichs mit aller Macht, und ließ das noch weiter ausführen durch den Alterspräsidenten des Ministerraths (Doyen du conseil) d'Ormesson, in Abwesenheit des kranken Kanzlers; dieser gute alte Herr, der „sein Bestes gethan," wegen Altersschwäche jedoch kaum verstanden wurde, hob seine Rede auf den Knieen an, was aber der König nicht duldete; er lobte den König wahrhaft ungeheuerlich, sowie auch dessen Vater Ludwig den XIII. „den Gerechten", der doch historisch eine Null gewesen, und setzte die Verheißungen der gewaltigen Hülfe Frankreichs für die Schweiz des Breitern auseinander. Jetzt geschah der Schwur. Allein hatte man bereits von d'Ormesson wenig verstanden, so nahm nun das Gedränge so überhand, daß, wie es scheint, der Eid etwas stürmisch abgethan werden mußte. Von der Schwurformel hörte man so viel als nichts, die doch gewiß vorher verlesen wurde, wie 1602, ebensowenig von Eidesworten der Gesandten.[1] Die Berichte schweigen von allem dem; nur das

---

[1] Vergl. Schaffhauser Bericht und Mühlhauser Bericht. 1602. H. 89. Der

sagen sie: Der Cardinal Barberini, Großalmosenier von Frankreich, legte ein offenes Evangelienbuch auf den Betpult vor den König; Waser, sowie nach ihm alle Gesandte, berührten das heilige Buch feierlich mit ihrer rechten Hand „und leisteten also den Eidschwur dem König;" darauf that dasselbe der König „mit diesen deutlichen gesprochenen Worten: Et moi j'en fais autant!" Der kurze Baslerbericht sagt: „Ich hörte nichts, auch den Eydt nicht verlesen, gieng also in dem getreng zu, macht dem König reverentz, legt die Hand auf das Evangelium, ohne Wort sprechen." Der Mann scheint von der heiligen Handlung nicht sehr erbaut gewesen zu sein. Nach dem Schwur Te Deum mit begleitendem Kanonendonner. „War hiemit disser Haupt-Actus in Gottes Namen vollbracht."

Dieser Haupttag der ganzen Pariser Reise wurde geschlossen durch ein Gastmahl, das ihnen der König gab im erzbischöflichen Palast, und wohin man sich aus der Kirche durcharbeiten mußte „in vnsäglicher Confusion," Prinz Condé saß Oben an. Der König selbst mit den Königinnen speiste in einem andern Saal. Es war „ein recht Königliche Mahlzyt zu vier Gängen." Beim dritten Gang, als die Gesandten übersatt schon aufstehen wollten, da erschienen die Königinnen, und „satzten sich auf einen erhabenen Ohrt" ein ebenso vortrefflicher Anblick als die Vortrefflichkeit der Speisen; sie kamen, das Außerordentliche zu schauen, denn alsbald erschien auch der Kö-

---

Schwur lautete: Ihr schwören und geloben zu Gott auf das heil. Evangelium Im Nammen Euwerer Herren und Oberen, daß Ihr den tractat der Vereinigung, wie die mit Ihnen zu Sollothurn beschlossen und allhie besiglet präsentirt wird, vollkommenlich und in guten trewen halten wollen, und darwider nimmer thun noch handlen, in kein weeg noch gestalt." Diesen Eid sprach der Dollmetsch deutsch vor, und die Gesandten sprachen nichts anders nach, denn „Ja." (Schaffhauser Bericht. Der Mühlhauser Bericht kürzer ungefähr ebenso. Wer den französischen Eid vorgesprochen, sagt keiner der beiden Berichte. Das sagen noch beide: Die Gesandten hätten ihre zween Finger aufs Evangelium gelegt.)

nig, wie 1602 Heinrich IV., „stellte sich Oben an die Taaffel, truncke seinen werthesten Gästen und allerliebsten Pundtsgenossen zu“ und redete freundlich mit ihnen eine Viertelstunde, des Hauptinhalts: „Wan seine Voreltern die Eydtgenössische Nation je geliebet, so wolle Er Sy noch mehrer lieben!“ Nach dem kurzen Baslerbericht: „Er trankh uns zu, schwätzt ein wenig und tratt wider ab.“

Die Stadt Paris freute sich dieses Tags durch „Anzündung der Freudenfewren und Stucklössung.“

Und Tags darauf gab der **Prevot** und Stadtrath (**Echevins**) ihnen erst das rechte Fest im Namen der Stadt im **Hôtel de ville** oder Rathhaus auf dem Greve-Platz. Hier war die ganze Tafel mit Springbrunnen von wohlriechendem Rosenwasser übersprengt, des Königs und der Kantone Wappen sogar auf allen Tellern angebracht; aus den pyramidalischen Zuckerthürmen des Nachtischs, „alß man solche verbrochen“ flogen überall Waldvögelein hervor mit Schellen an den Füßen „und ein natürliche Musik angestellt,“ dadurch sie „mehr befröhlichet“ worden, als durch die trompetende, paukende kanonendonnernde Tafelmusik. Das Volk indeß jubelte draußen auf dem Greve-Platz um die Brunnen, die weißen und rothen Wein den ganzen Tag ausströmten; auch Brod und Fleisch ward ausgetheilt und Geld ausgeworfen „so dem gemeinen Volk die Gedächtnuß der Schweitzern hinderlassen.“

Um so stiller gieng es einige Tage später zu bei der fürstlichen Wittwe, der Herzogin von **Longueville**, Gräfin von Neuenburg. Es war die letzte Mahlzeit. Die Gesandten fanden sie bei der Aufwartung in schwarzem Trauerkleid auf dem gleichfalls schwarz überflorten Bette sitzend, und konnten ihr nicht genug danken für die auf der Durchreise zu Neuenburg genossene Kostfreiheit. Und hier in Paris schien diese großmüthige Fürstin noch das in Neuenburg Begonnene übertreffen zu wollen; das bewies ihr Gastmahl, herrlicher als alle vorhergehenden: an Wildbrett und Geflügel 6 bis 700 Stück Bratis

(der gedruckte Bericht Waguers spricht von 6 bis 7000, ein Druckfehler). Aber keine „Spilleuth", weil der trauernden Dame wohl die Tafelmusik nicht schicklich erschien. Doch jedenfalls ein köstlicher Schlußring der langen Pariser Schmauskette.

Und nun der Königliche Schluß dieser Pariser Festlichkeiten: Eine prächtige Parade seiner Schweizerischen und Französischen Garderegimenter und der Garde-Reiter, besonders der herrlichen **Gardes du corps**, 7000 Mann zusammen, im Park zu Vincennes, den Schweizergesandten zu Ehren gegeben Dienstags den 20 November. Das Longuevillesche Fest war den Tag darauf. Die Berichte von 1602 sagen vom Vincenner-Park: Er sei so groß wie die ganze Stadt Paris, man brauche drei deutsche Meilen, ihn zu durchreiten; vor der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. um 1590 sei er belebt gewesen von 3500 Stück Wild, worunter viel weiße Hirsche und Damhirsche, aber die Liguisten hätten alles Wild getödtet,[1] wahrscheinlich um der Hungersnoth in Paris während jener Belagerungsjahre abzuhelfen.

Schon in der Morgendämmerung zogen die Truppen aus auf den Paradeplatz: „Daß finstere Gewülck der ungeheuwren Nacht war noch nit allerdings vorbei, da die allein zu des Königs Hoffhaltung gehörigen Kriegsvölker auff Vincennes zu marschiert." Bald darauf „erhebte" sich auch der König dahin, bestieg draußen zuerst ein kleines weißgraues Pferd, das ihm aber nicht zu gefallen schien, er vertauschte es mit einem dunkelgelben oder Isabellfarbigen, wie kein alter Römischer Kaiser oder irgend ein berühmter Kriegsheld der Weltgeschichte je ein schöneres bestiegen. Er selbst hatte einen blauen goldgestickten „Kittel" an, und einen schönen schwarzen Hut, darauf „ein **ponceau** oder füwrfarbener Federbusch", so groß, daß man ihn weithin im Feld erkannte. Er stellte die Truppen selbst in Schlachtordnung auf, nach der damaligen Weise, das

[1]) Schaffhauser Bericht 1602 und Mühlhauser Bericht 1602. H. 89.

Fußvolk in drei Reihen hinter einander, die Reiterei auf die beiden Flügel jeder Linie. (Das war auch die Ordnung der Berner in der zweiten Vilmergerschlacht 1712.) Während dessen waren die Gesandten in Königlichen sechsspännigen Kutschen auch zu Vincennes angelangt, und nach genossenem Frühstück im Schloß „so aber des Namens eines rechten Imbismahls wohl werth gewesen," ritten sie dem König entgegen, der mit entblößtem Haupt ihnen seine Freude bezeugte, daß er ihnen seine Haustruppen vorführen könne. Er durchritt mit ihnen die Linien und stellte sich dann mitten vor der Front auf, ihm zur Rechten der Hofstaat, aber Hutab, ihm zur Linken die Gesandten, doch dafür Hutauf. Und nun ließ er jede Linie dreimal „losbrennen" als dreimalige Salve den Gesandten zu Ehren. Hierauf Vorbeimarsch der Truppen. „Da dann die Officirer aufs Köstlichste angethan und mit ansehenlichen Federbüschen dem König die Reverentz gemacht, ist wunderschön zu sehen geweßt." Alles damit „die Herren Eydtgnossen Ihrer Nation verdienstliches Wolhalten heimbbringen könnten." Sie konnten auch „dieselben nicht genugsamb ansehen noch verwundern und haben offentlich bekendt, daß Sie aller Magnificentz der Gastmähleren und was Sie sonsten prächtiges in Pariß gesehen, in anschawung dieser gewaltigen und beförchtlichen Macht, so einer gantzen Armee wegen Erfahrenheit der Offizieren und Soldaten zu vergleichen, gleichsamb vergessen hätten."

Nach der Musterung Abschiedsaudienz beim König im Schloß von Vincennes. Waser wünschte nochmals, wie er das schon zweimal bei den feierlichsten Gelegenheiten gethan, und es war bei ihm gewiß keine Phrase, zum dritten- und letztemnal wünschte er Gottes Segen über das nun vollendete Bundesgeschäft, um dem König es recht eindringlich zu machen, daß er für die treue Haltung des vor Gott beschworenen Bundes auch vor Gott verantwortlich sei, und dankte dann kurz in einfach kräftigen Worten für alles vom König den Gesandten Erwiesene. Der König versicherte die Eidgenossenschaft seines

unerschütterlichen beharrlichen Wohlwollens, und reichte jedem Gesandten wieder die Hand wie bei der Bewillkommung; sie haben Abschied genommen, sagt der französische Bericht „avec des sentimens de tendresse incroyables."

Nach seinem Regierungsformular hätte Waser seine Rede beginnen sollen also: „Der Menschenhässige Momus hat aus unzeytiger Courjosität gewünscht, daß eines yeden Menschen Hertz durch ein Fensterlin Ihme möchte offen stehen. Wir möchten wohl leiden, daß Ew. Königl. Majest. Unssere Hertzen gleichsam durch ein Fenster sehen könnten, um unsere Aufrichtigkeit und Dankbarkeit ins Gesicht zu fassen u. s. w." Dem König seinerseits würde aber wahrscheinlich ein solches Herzensfenster nicht bequem gewesen sein.

An den folgenden Tagen nahmen sie die üblichen Königlichen Geschenke in Empfang und erstatteten die Curialia oder Abschiedsbesuche, bei welchen letztern sie auch den Prinzen Eugen zu sehen bekamen, indem der Graf von Soissons ihnen alle seine fünf Söhne vorstellte, unter denen jener der jüngste war, erst vier Wochen alt. Beim Minister Lyonne aber des Auswärtigen hatten sie heftig zu klagen über einige in Druck ausgegangene famose Zeitungen und Schriften, welche zu Paris öffentlich verkauft wurden, des Inhalts, als ob die Schweizergesandten gekommen wären, dem König das juramentum fidelitatis, den Vasallen-Eid, wie Unterthanen, abzulegen. Schon bei ihrer Ankunft hatte, wie früher bemerkt, der Unfug angefangen, es war aber seitdem noch ärger geworden; besonders ärgerte sie ein eben erst erschienener neuer Calender mit einem Kupferblatt „darinnen vnser Gesandtschaft mit gantz ungebührlicher Postur und Bekleidung repräsentiert wurde." Lyonne tröstete zwar, man solle dergleichen „inconvenientzen" zu Paris und andern großen Städten nicht achten; die spanische Gesandtschaft habe sich noch viel Aergeres gefallen lassen müssen. Die Schweizer aber fanden sich dadurch nicht getröstet und der Verfasser mußte ins Gefängniß, woraus er denn bald wieder durch der

Gesandten Vorwort befreit ward, und zugleich mußten alle jene Schriften „supprimiert“ und in der Gazetten die Insolenzen revociert werden.

Als Geschenk vom König erhielten sie durch Herrn **De Labarde** und einige Schatzmeister Colberts jeder Gesandte der dreizehn Orte eine vierfache goldene Kette mit Medaille oder „Pfenning“, 1800 Franken werth, die Zugewandten etwas geringere, und so abwärts die Söhne und Tochtermänner der Gesandten noch geringere, die einfachen Diener 18 Franken. Waser aber eine fünffache Kette mit Pfenning zu 2400 Franken nebst einem goldenen Medaillon, „in einer oval Form oder Eyer Ründe“, darin des Königs Bildniß von 112 Diamanten umfunkelt „so ein namhafftes geschätzt worden, 1521 Franken oder 918 gut Gulden.“ Der goldene Pfenning, 18 Dublonen schwer, zeigte auf der einen Seite den König und Dauphin mit den Gesandten im Moment des Bundschwures und die Umschrift:

Nulla dies sub me natoque haec foedera rumpet.

In den Berichten übersetzt:

So lang ich leb und mein Delphin,
Soll disser Bundt unbrüchig syn.

Auf der andern Seite des Pfennings des Königs Bild. Als Entschädigung für die Unkosten der Reise oder als Reisgelder erhielten die Gesandten der dreizehn Orte jeder 1200 Franken und so ferner abwärts. Diese Geschenke zusammen kosteten den König 117,000 Franken. Sie waren aber doch nicht recht zufrieden damit: Basel klagt: „Es sind weder die Kettenen noch die Medalien von Duplonengoldt, sondern von schlechterm gewesen“; und in Betreff der Reisgelder heißts: „haben wir viel mehr Vnkösten gelitten und ein mehreres verthan“; z. B. Zürich bekam ins Ganze an Reisgeld etwa 5000 Franken; hatte aber Ausgaben:

Von Zürich bis Paris	1600	Gulden,
Aufenthalt in Paris .	1700	„
Heimreise	800	„
Zusammen über	4000	Gulden,

wozu dann noch Einiges kam, so daß die Ausgaben gegen 5000 Gulden betrugen, also etwa 7000 Franken; den Ueberschuß trug der Staatsseckel. Und auch die Ehrengeschenke durften sie behalten.

So viel von den Königlichen Geschenken. Dagegen mußten die Gesandten auch allerlei schenken, an Trinkgeldern in den Herbergen, den Königlichen Trompetern, Kutschern u. s. w., auch für Verse und Lobsprüche, die ihnen „dedicirt" worden, lateinische und französische, welche den Bundschwur sammt allen Ceremonien besangen. [1]) Ein Dichter machte unter anderm die Verse:

> Un „je vous hais" en France est plus charmant,
> Que n'est un „je vous aime" en Suisse. [2])

So heißts z. B. in der Zürcherrechnung: „Einem Verßmacher widerum 1½ Gulden", und gleich darunter: „Dem Schumacher 2½ Gulden." Auch Ausgaben für Arme kamen vor, z. B. „Einer Gräfin auß Engelland 1½ Gulden", ein merkwürdiges Almosen. Auch nahm sich ein Königlicher Beamter die Freiheit, die sämmtlichen Gesandten zu Pathen zu bitten „sie möchten sein Söhnlein durch den heil. Tauff zu einem Christen machen helfen", sie bestellten dazu sechs katholische Gesandte. Kurz: Es waren gegen Ende der Trinkgelder und Ehrenausgaben so viel, daß sie, besonders weil sie keinen gemeinen Seckel hatten, fast gar nicht Meister wurden, „ist erfolget, das es ohnordenlich hargangen, dennenjenigen, dennen mehreres gebührt, weniger, und denen das weniger, das mehrere, anderen gar nichts worden, und man alßo wenig Ehr davon gehabt."

Bei diesen Geldsachen hier auch etwas von einigen Preisen in Paris:

Ein Pfund Hausbrod . . . 1 alter Batzen.

---

[1]) Haller Schweizerbibl. V. Nr. 1230 bis 1232.

[2]) Bulliem. 10, 148 (37).

Ein Pfund Rindfleisch . . .	2	alte	Batzen.
Eine Maaß besten Weins . .	6	"	"
Ein Pfund frische Butter . .	4	"	"
100 Eyer	28	"	"

Eine zweispännige Kutsche täglich 10 alte Franken u. s. w.

In der Schluß-Session der Gesandten, bei **Mad. de Brif**, entschuldigte sich Bürgermeister Waser „wasehrn er wegen seines hohen Alters das nit verrichtet, was man von Ihme erwartet, wie dann der Willen gantz geneigt gewesen were, wann die Leibskräfften mit demselben correspondiert hetten"; sie aber dankten ihm herzlichst wegen „loblich vertrettener Commission" und nahmen von einander freundlichen Abschied.

Die Rückreise geschah in vereinzelten Gesellschaften, still; aber in ihren Heimatorten wurden sie meist laut und mit militärischen Ehren empfangen.

Zürich reiste über Mümpelgard, und wunderte sich sehr „daß es weder von dem anwessenden Hertzog (von Würtemberg) noch yemand von den seinigen nur nit visitiert worden." Dafür ward es in Basel entschädigt, dessen Gesandte bereits vorher heimgekommen waren; „Sonntags den 16. Dez. waren wir zur Kirchen geführt, und beim wilden Mann gastfrei gehalten." Zu Baden herbergten sie „im hinderen Hoff." Zu Zürich wurden sie militärisch empfangen durch die „Musquetierer von der Schmiedenzunfft" und verschiedene Zünfte gastierten sie, eine Nachfeier der Pariser Militärschauspiele und Eß-Thaten.

Basels Bericht schließt:

„Gott sey gedankht, daß Er Uns so gnädiglich behüete hat, Ihme sey Lob, Ehr und Preyß gesagt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Diese Lobpreisungen galten der glücklichen Heimkunft von der Reise zum Bundschwur, nimmermehr diesem Bundschwur selbst. Niemand war mißvergnügter über diese Hauptthat dieser Reise, als eben sie die Gesandten. Sie hatten auf diese Reise

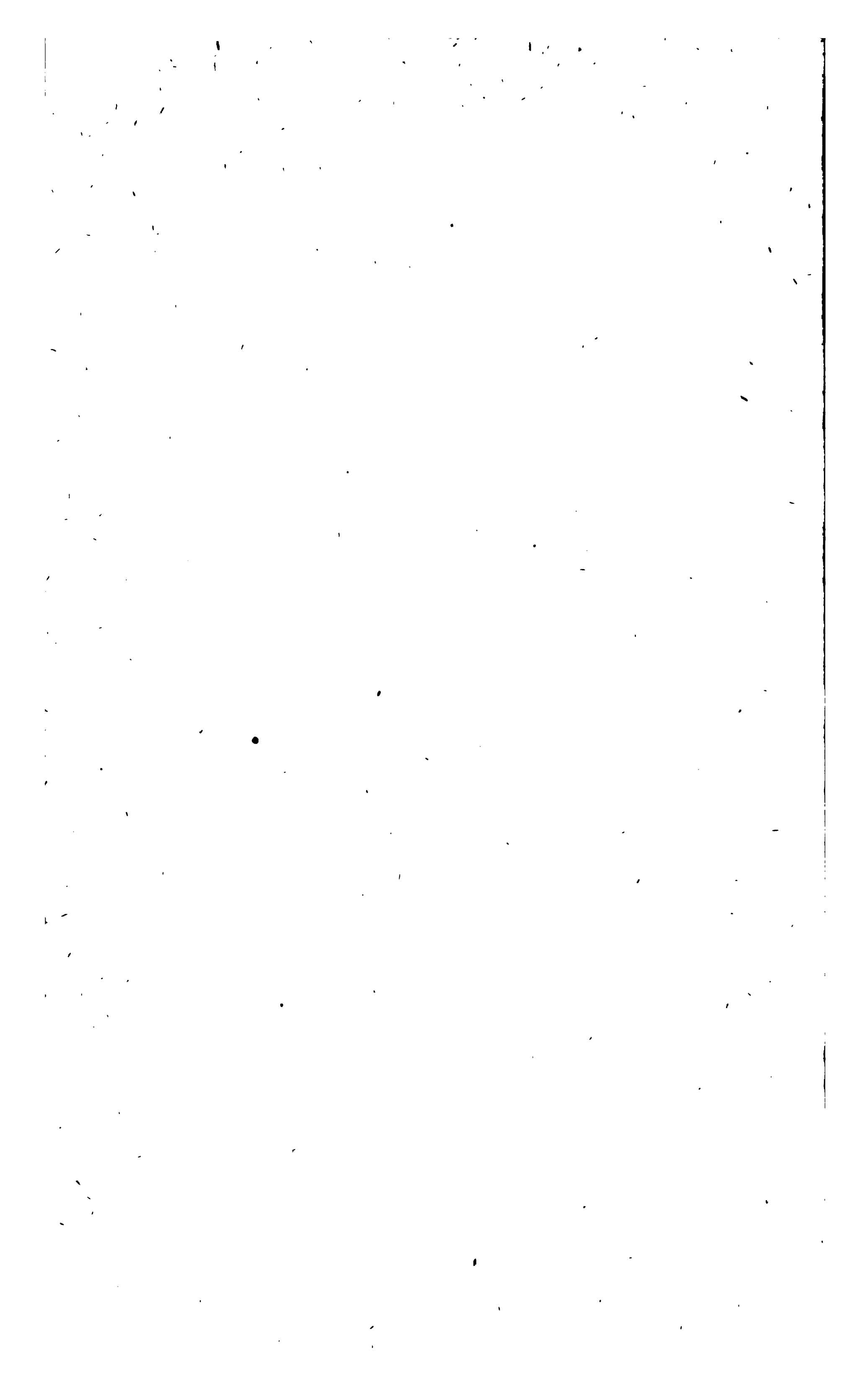
ihre letzte Hoffnung gebaut, jene anderen Wünsche auch noch zu erlangen, die sie im Bundbrief und den Beibriefen nicht hatten erlangen können, und diese Hoffnung war völlig gescheitert. Und die größte Schuld suchten sie richtig da, wo sie war: bei sich selbst. „Sie hätten," heißts in den trüben Schlußbetrachtungen des Zürcherberichts, „zuvor zu Haus alle diese Sachen mit Frankreich abmachen und nicht erst darüber disputieren sollen vor des Königs Pforten;" und ferner: wie giengs zu bei den Geschäftszusammenkünften? „Mit Noth und keinem Lieb hat man die Gesandten zusammenbringen können; wenn die Einen um 7 oder 8 Uhr vorhanden, so kamen die Andern erst um 9 Uhr, und blieben doch nicht bei der Stell, giengen ihren Sachen nach, andere der Mäss u. s. w."; aber begreiflich that auch der König sein Bestes, die Geschäfte zu hemmen: „Königlicher Seiths hat man die Eydtgnössischen Gesandten von dem Ersten Tag an Ihrer Ankonfft mit alltäglichen Gasthereyen aufgehalten, biß und mit dem Freytag vor dem Sonntag, da der Pundtschwuhr geschehen sollen, den man alßo nit wohl hindderhalten können." Und so kam es denn, wie es kam: Die Schweizer beschworen Alles, was der König wollte, der König aber nicht Alles, was die Schweizer wünschten. Am stärksten drückt sich über das eigentliche Mißlingen dieser Pariser Reise ein französischer Brief aus, von einem zu gleicher Zeit in Paris in andern Geschäften anwesenden Schweizer; der Name des Schreibers ist nicht genannt, sowie auch nicht an wen in der Schweiz der Brief gerichtet war. Datum: Paris, 24. Nov. 1663; also aus den Tagen, da die Gesandten im höchsten Saus und Braus schwelgten:

„Ich habe Ihnen über den guten Ausgang der Gesandtschafts-Verhandlungen zu berichten versprochen, allein ich habe mich getäuscht mit vielen Andern (je me trouve trompé avec plusieurs autres). Was die alten Schulden betrifft, so hat man keinen Heller baar erhalten, nur Versprechungen. Den Kaufleuten wegen der Zölle ist Alles bewilligt auf dem Papier,

wird jedoch nichts gehalten werden. Die Neutralität von Burgund aber ist geradezu abgeschlagen worden (la Neutralité est entierement refusée à Bourgogne, soubs pretexte, qu'Elle n'en abesoing; wie davon früher schon die Rede war). Und zu Gunsten unserer Religionsverwandten (Quant aux nos pauvres gens de la Religion), so hat man damit gar nicht einmal vor den König kommen dürfen und sich begnügen müssen, den Gesandten von England und Holland durch ein denselben eingehändigtes Memoire diese Sache zu übertragen. Ueberhaupt: Man schämt sich dieser Gesandtschaft so und spricht von ihr mit solcher Verachtung, daß einem angst und bang werden könnte (Au reste on porte tout de honte et de mepris de cette Ambassade, que cela fait peur)." Der erbauliche Brief schließt: „Das Neueste ist, daß der König auf einen großen Schlag sinnt, für den man im Stillen gewaltig rüstet; Jedermann spricht davon, aber Niemand kanns ergrübeln, wem das Unwetter gelten soll (on ne peut penetrer, ou se dechargera la tempeste)."

Das war also die letzte Gesandtschaftsreise der Schweizer nach Paris, zur Beschwörung eines Bundes mit Frankreich, diese Reise von 1663, die glanzvollste aller bisherigen, aber auch die schattenreichste.

Und nun nach diesen letzten grellen Sonnenblicken unaufhaltsam tobten die Gewitter los, welche dreißig Jahre lang, fast ohne Unterbrechung, Europas Grundfesten erschütterten, und aus deren finsterem Schooß das Frankreich Ludwigs XIV. hervorgieng, mächtig, prächtig, wie vordem kein Europäischer Staat noch solche Höhe erschwungen. Alles mit Hülfe der Schweiz. Zum Heile Frankreichs Alles, und Alles zu der Schweiz Unheil. Die aufsteigenden Gewitter aber haben bereits in den Schlußworten jenes Briefes von ferne zu donnern angefangen.



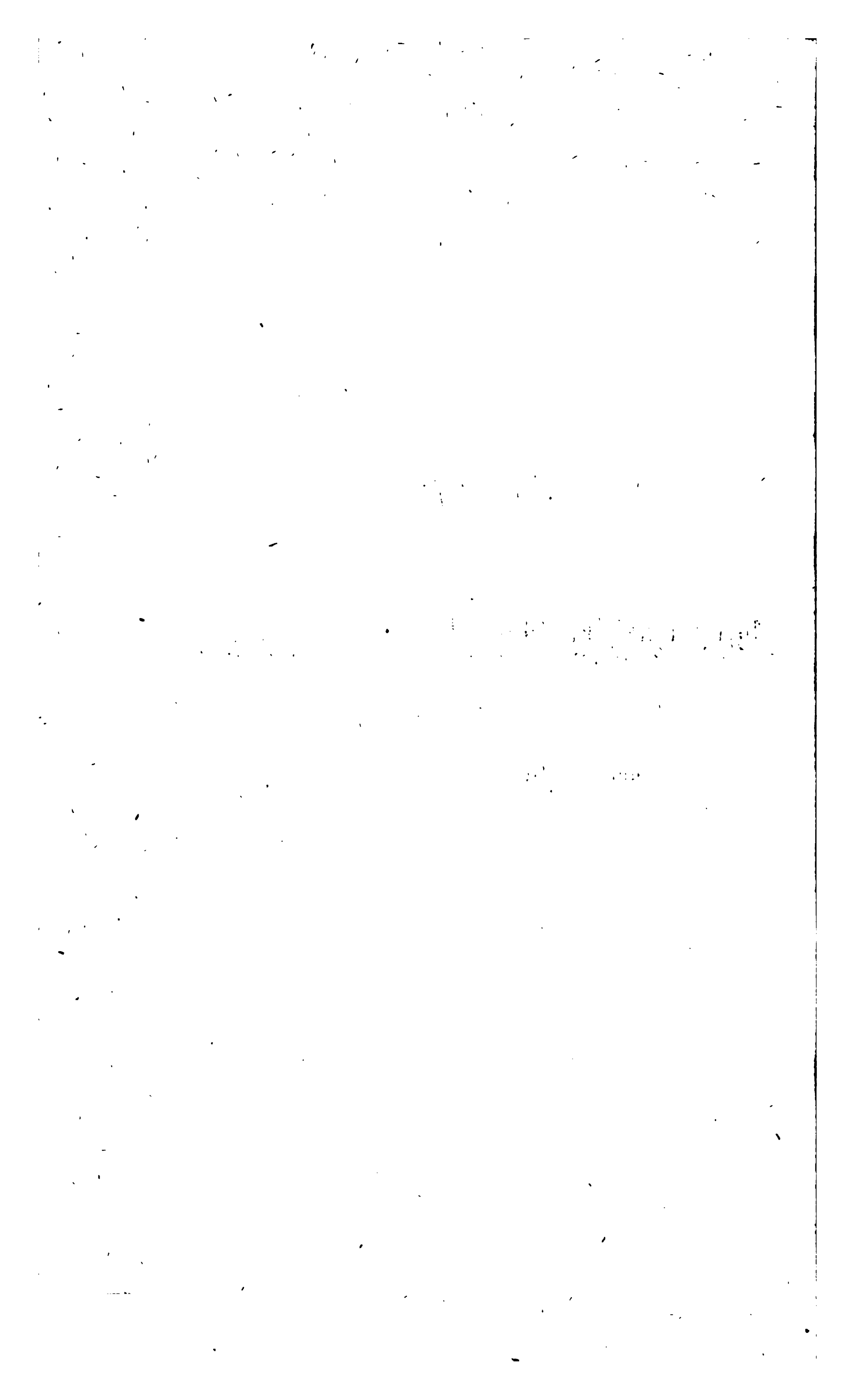
Briefe

von

Bürgermeister Joh. Heinrich Wieland,

J. U. D.

aus den Jahren 1797—1803.



Briefe von Bürgermeister Joh. Heinrich Wieland, J. U. D.

Wenn ich mit diesem einige Briefe meines Großvaters, die derselbe während der Jahre 1798—1803 geschrieben, theils im Auszuge, theils vollständig der Oeffentlichkeit übergebe, so weiß ich wohl, daß ich damit kein neues Licht auf jene Ereignisse während der helvetischen Republik werfen kann und daß diese Aktenstücke nicht hinreichen, um den einen oder andern Vorfall schärfer und richtiger zu beleuchten, als dieß bis jetzt möglich gewesen. Auch kann ich wenig über die Wirksamkeit Wielands zu jener Zeit berichten, die vielleicht des Interessanten Manches bieten würde. Allein zu allem diesem sind die mir zu Gebote stehenden Materialien nicht hinreichend. Wieland selbst hat sehr wenig, beinahe nichts über sein Leben aufgeschrieben, und außer während seines Aufenthaltes in Paris 1813 und in Wien während des Congresses durchaus keine Tagebücher geführt, sich im Gegentheil gesprächsweise oft sehr sarcastisch über die geistreichen Leute geäußert, die mit ängstlicher Genauigkeit alle ihre Handlungen Abends notieren. Was mir zu Gebote steht, sind Briefe, die Wieland an seinen Schwiegervater, den Buchhändler und früheren XIII Herr Johannes Schweighauser, vom November 1797 — Hornung 1798 und im Sommer 1802 — März 1803 geschrieben hat. Zu jener Zeit war er Stadtschreiber in Liestal, zu dieser Senator und

Finanzminister in Bern; in beiden Anlässen war er also wohl im Falle genau zu beachten und die herrschende Stimmung zu prüfen. Und als solche Zeugnisse sind diese Briefe immerhin von allgemeinem Interesse; in manchen Beziehungen mögen sie die Ansichten einer numerisch großen Parthei wiedergeben, die aber bei dem wilden Toben der damaligen sich um die Herrschaft streitenden Partheien sich nicht geltend machen konnte. Die meisten bis jetzt aus dieser Zeit erschienenen Briefe rühren von Männern her, die auf irgend einem Partheistandpunkt sich befanden, sei es rechts oder links. Man wird aber aus diesen Briefen selbst ersehen, daß Wieland gesucht hat sich nicht durch Partheileidenschaft sein Sehvermögen trüben zu lassen. Er legte in diesen Briefen seine Befürchtungen und seine Hoffnungen nieder über Ereignisse, die damals das Vaterland erschütterten, theilte seine Ansichten mit über das, was zum Wohle des Vaterlandes zu thun sei und was, um Uebel abzuwenden, hätte vermieden werden sollen. Wie richtig er zuweilen vorausgesehen und wie leidenschaftslos er durchschnittlich auch mitten im Sturme sich ausdrückte, das mögen die Briefe selbst beweisen. Einzelne Ereignisse bespricht er darin weniger, sondern bezieht sich meistens nur auf die gesammte öffentliche Lage. Es ist dabei natürlich, daß in diesen Briefen eben auch die persönliche Stellung des Schreibenden besprochen wurde, und absichtlich habe ich einzelne davon mit aufgenommen, da solche nur dazu dienen können, denselben näher kennen zu lernen.

Was die Stellung Wielands zur helvetischen Revolution, um dieß kurz zu besprechen anbelangt, so geht aus Allem hervor, daß er von Anfang an, ein Beförderer, ein Freund dieser Umwälzung gewesen. Und wie hätte es auch anders sein können? Die Besten, die Edelsten der Nation nahmen ja daran Theil und nicht aus selbstsüchtigen Absichten, sondern weil sie einsahen, wie unendlich vieles faul sei im Vaterlande und wie nur eine gründliche Reformation in Haupt und Gliedern Heilung und Besserung schaffen könne. Die damaligen Staats-

einrichtungen waren so sehr im Widerspruch mit dem damals herrschenden Geiste, daß man sich nur wundern muß, wie sie so lange sich halten konnten. Wenn es richtig ist, was Rengger schreibt, daß die französische Revolution schon fertig gewesen, bevor noch die erste Zugbrücke der Bastille gefallen, so ist nur zu verwundern, wie der neue Wein sich so lange in den alten Schläuchen halten konnte. Trotzdem daß Wieland in den damaligen Ideen aufgewachsen und großgeworden war, sehen wir ihn nie zu den eigentlichen Radicalen, nie zu den sogenannten Patrioten, auch nicht zu der spätern sogenannten republikanischen Parthei sich halten, die rücksichtslos das Central-System durchführen wollte. Ich glaube, er verdankte diese Mittelstellung, die freilich in solchen Zeiten eine gefährliche und undankbare ist, seiner ruhigen Beobachtungsgabe, seinem nüchternen Sinne, seiner Mäßigung in jeder Beziehung und wohl auch seinen soliden historischen und juridischen Kenntnissen, die ihm zeigen mußten, daß Verbesserungen im staatlichen Leben nicht über Nacht eingeführt werden können und daß auch hier wie in der Natur, auf den Winter nicht gleich der Sommer folgen könne. Er besaß zwar wohl in hohem Grade die damalige elegante Bildung — war er doch längere Zeit in seiner Jugend Privatsekretär Pfeffels gewesen — allein er hatte auch in Göttingen die Gelegenheit nicht vorübergeben lassen, sich solides deutsches Wissen anzueignen. Und dabei ward er nicht vom Ehrgeize getrieben, seine Ansichten um jeden Preis durchzuführen, sein Streben war, seine Kenntnisse und seine Talente — deren er sich wohl bewußt war — auf eine für seine Mitbürger nützliche Weise zu verwerthen — um diesen Ausdruck zu gebrauchen. Mag er auch früher beim Beginne dieser Epoche zu Manchem mitgewirkt haben, was uns jetzt als fehlerhaft erscheinen muß, so zeigt dagegen sein späteres Wirken, daß er durch die Ereignisse eines Bessern vielfach belehrt wurde und daß er sich belehren ließ. Dürfen wir doch bei Beurtheilung jener Männer nicht vergessen, daß die damalige Zeit von an-

dern Anschauungen ausgieng, als die heutige. Daß er später von manchen Lieblingsideen abgieng und namentlich einer rücksichtslosen Durchführung der Centralisation eher entgegenarbeitete mögen seine spätern Briefe darthun und einzelnen Notizen zufolge war er nicht unbetheiligt an dem von der Basler Kantonal-Tagsatzung 1801 eingegebenen Verfassungs-Entwurf und dem im föderalistischen Sinne abgefaßten Memoire. Wenn in dieser Hinsicht manches vielleicht seinen Ansichten widerstritt, so ist dieß doch ein Beweis, daß er den Volkswillen ehren lernte und Jenen opponirte, die ihren doctrinären Ansichten zu Liebe den demokratischen Anschauungen zuwider eine Aristokratie der Bildung und der Vernunft einführen wollten, wie Rengger und seine Freunde dieß versuchten.

Diese Worte mögen genügen, um den Charakter des Verfassers der Briefe zu schildern, die ich ohne weitern Commentar nur mit Angabe des Zeitpunktes, in welchem sie verfaßt worden, mittheilen will.

Das Jahr 1797 traf Wieland als Stadtschreiber in Liestal, wo er seit 1796 sich befand. Es war natürlich, daß er hier das Herannahen eines Sturmes fühlen mußte, früher und deutlicher als es in der Stadt möglich war. Doch schien es ihm noch möglich durch zeitige und vernünftige Concessionen denselben zu beschwichtigen. So schrieb er am 12. Dezember 1797: „Noch sehe ich zwar nirgends Rauch und bin überzeugt, daß mit Abschaffung drückender Mißbräuche und lästiger Verordnungen allen Reclamationen ganzer Gemeinden könnte vorgebogen werden. Allein freilich ist dieß die Meinung unserer dießmaligen Steuermänner nicht, Sie warten lieber auf Sturm und schmeißen dann alles Ueberflüssiges und Nothwendiges über Bord." Ueberhaupt war er mit dem Gebahren der Patrioten-Parthei nicht zufrieden und konnte nicht umhin, sich über sie lustig zu machen: „Wie ich höre, so schreibt er, soll am Neujahrstag ein großes patriotisches Fest sein, wozu auch freiheitsliebende Landleute eingeladen werden. Es nimmt mich Wun-

der, ob dem freiheitsliebenden Einlader, Herrn F. L. Linder, der Toast auf Unterdrückung aller Monopolien, besonders im Weinhandel zuträglich scheinen würde." Ernster drückt er sich in einem Briefe vom 4. Jenner 1798 aus:

„Noch immer leben wir in unserer Clause ruhig und zufrieden und freuen uns jeden Abend, daß uns der Tag, den wir so nur uns gelebt, doch so vergnügt und harmlos vorbeigegangen. Dieses stille eingezogene Leben, zu welchem die immer frohe, muntere Laune meiner lieben Gattin vorzüglich paßt, war von jeher das Ziel meiner Wünsche. Von Herzen möchte ich wünschen, daß ich die Lage unseres Vaterlandes so reizend wie die meinige finden könnte, aber, wenn mich nicht alle Ahnungen trügen, so stehen uns böse Zeiten bevor. Ich sehe unsere Volksmänner ganz den Gang gehen, den die Orleansche Parthei in Frankreich genommen oder, um ein treffenderes Beispiel aus der neueren Geschichte zu wählen, ich fürchte die Scenen erneuert zu sehen, welche Genua zur ligurischen Republik umgewälzt haben. Anfangs suchte man Trennung, ja sogar öffentliche Anmaßung zu begünstigen, allein als sich die Mehrheit des Volkes für die Verfassung vertheidigte, trat der dreifarbige Mann hinter dem Vorhange hervor und dictirte dem freien Volke eine neue Regierungsform. Den gleichen Gang wird man bei uns gehen wollen und, um doch égard gegen die alten getreuen Freunde zu bezeugen, vielleicht nur zu lange für unsere Ruhe, den Weg der Verführung, der Aufwicklung und der Zwytracht wählen. Aber billig zerbricht man sich den Kopf warum giebt man sich so viele Mühe um uns unglücklich zu machen und wie kann unsere kleine Laufbahn die Beherrscher der großen Republik so ernstlich beschäftigen. Enthusiasmus für Menschen-Wohl und Menschen-Rechte! Wer wird sich so was nur träumen lassen? Aber 1) Intriguen von unseren Volksmännern. 2) Was ich am meisten fürchte und am gewissesten glaube — Staatspolitik. Die französische Nation will von kleinen Freystaaten umgeben sein, welche wie die Socii der

Römer von ihrem Winke abhangen. Nun gehorcht das Directorium im Haag, zu Mailand, in Genua, wenn die fünf Selbstherrscher in Paris befehlen. Aber langsamer muß der Geschäftsbesorger in der Eidgenossenschaft jede Regierung der XIII Orte zu schrecken suchen und es könnte auch geschehen, daß einzelne und besonders Popular Regierungen sich weder schrecken, noch befehlen ließen. Diese Umschweife auszuebnen sucht man ein Directorium in der Schweiz auf Unkosten der einzelnen Unabhängigkeiten zu begründen und gebraucht uns (scil. Basler) um die Landleute aller Cantone in Gehrung zu setzen. Glimmt dann das Feuer an allen Enden, so wird der Deus ex machina hervortreten und wir werden mit dem Fluch aller unserer Verbündeten, deren Treue wir mit dem schnödesten Undank belohnt haben, beladen, vielleicht die Ehre haben Jemanden aus unserer Mitte in das Directorium verpflanzt zu sehen."

„Ich wünsche von Herzen falsch zu ahnden, mir scheint dieß alles so klar, daß ich Gott danke, daß meine Pflichten mich nicht mehr nöthigen, meine Meinung öffentlich zu sagen. Ob aber und wie zu helfen, ist eine schwerere Frage? Vorerst keinen Anlaß zu fremder Einmischung durch etwaige Zwangs-Mittel gegen Volks-Männer zu geben. Sodann aus selbseigener Bewegung und zu Bezeugung hoher Zufriedenheit dem Landmann die gegründete Ursache der Beschwerden heben. Auf dem Lande jeden Unterschied zwischen Bürger und Unterthan aufheben, Freiheit der Gewerbe, des Weinkaufs gestatten, die Waldt-Commission neu organisiren und in eine Aufsicht umändern und die Straffähigkeit der HH. Landvögte auf ein Maximum von zehn Pfund einschrenken. Alle diese Anordnungen im Namen des Großen Raths durch eine feyerliche Publication vornehmen und nicht wie wegen der Fasnachthühner geschehen nur im Namen HHerrn Häupter Anweisungen geben. Denn diese Art verfehlt die Absicht und beweist nur Nachgiebigkeit in der Not, die man bei andern Umständen wieder umzustoßen sich geneigt zeigt."

Wie wahr damals Wieland vorausgesehen, das haben die spätern Ereignisse dargethan. Allein damals verharrte man noch immer in Unthätigkeit, so daß Wieland in einem folgenden Briefe schrieb: „Ich fürchte die Volksstimmung sei nun so drohend, daß Ruhe und Ordnung schwer zu erhalten seien. Alle Mittel so den 31. December noch ohne Anstand besänftigt hätten, sind dato unwirksam, entweder wird man alles cediren oder ihnen die Hoffnung fremder Hilfe entziehen müssen.“ Nach den bekannten Vorgängen in der Kirche zu Liestal, als durch die Grobheit des einen Deputirten der Zweck der Gesandtschaft, die hätte beschwichtigen sollen, nun aber das Volk aufreizte, verfehlt wurde, schrieb Wieland: „Unumgänglich nothwendig wird es aber sein einen Schritt gegen das Land zu thun und ihm mehr einzuräumen als sie vorher gefordert haben. Zum Widerstand ist es zu spät; das ganze Land wird eine und dieselbe Meinung äußern und gewiß durch Gewalt oder durch altpolitische Kunstgriffe von Zwietracht und eingestreuten Schwierigkeiten sich nicht irre machen lassen. Es ist nun zwar heute nach dem gestrigen Sturm wieder alles ruhig und ich bin überzeugt, daß ohne den unzeitigen Eifer des Herrn Deputirten den Prediger zu machen, welches die Liestaler, die seine eigene Moralität nur zu wohl kennen, nicht vertragen konnten, auch gestern alles ruhig geblieben wäre.“

Und am 14. Jenner schreibt er:

„Durch Versuche von Gewalt oder Aehnliches würde man denselben Erfolg wie in Frankreich erfahren und das neue Band nur fester schlingen. Gerne hätte ich den Zeitpunkt einer Wiedergeburt unserer morschen Staatsverfassung auf Tage aufgespart, wo mehr Aufklärung im Allgemeinen geherrscht hätte. Aber nun ist der Ball in Bewegung. Unaufhaltbar wird er sich fortwälzen und ich wünsche nur, daß die Weisen und Guten im Volk sich von dieser Wahrheit überzeugen möchten, um statt durch Widerstreben die Gewalt noch zu vergrößern oder durch kaltes Zusehen schlimmen Leitern Raum zu lassen, sich zu vereinigen

und mit Weisheit und Manneskraft das Vaterland zu retten. Schwierigkeiten und Anstände werden sich noch genug geben, denn ich sehe wohl, daß Aufopferungen von allen Seiten nothwendig sind, aber der Privatvortheil muß dem Wohle des Ganzen aufgeopfert werden. Und das große Beispiel der Franken sollte uns lehren jene Wege zu vermeiden, durch welche der Hof und der Adel sich und den Staat unglücklich gemacht haben.

„Sie wissen, daß ich mit ruhigem Herzen unsern Großen Rath verließ, weil ich befürchtete, daß meine Grundsätze und meine freimüthigen Meinungen die Blößen unserer Verfassung zu frühe enthüllen könnten. Itz, da der Drang der Umstände diesen gefürchteten Zeitpunkt herbeizuführen scheint, thut es mir leid meinen Posten verlassen zu haben, wo ich wahrscheinlich mehr als hier hätte nützen können. Ich lebe im Brennpunkt der Gährung ruhig, weil ich wie ein Einsiedler lebe und ruhig abwarten will bis U. G. H. und Obern einen Entschluß gefaßt haben. Als Beamter und Basler kann ich zwar kein Zutrauen genießen, aber ebensowenig fühle ich Haß oder Abneigung gegen mich. Alles wird sich in wenig Tagen entscheiden müssen, wenn man Unordnungen, Unglück und wie ich fürchte, fremde Einmischung verhüten will und schwerlich wird dießmalen der sonst so beliebte Mantel U. G. H. der XIIIer hinreichen, um einer Antwort auszuweichen und Zeit zu gewinnnen. Es thut mir leid, daß ich ein so guter Wahrsager gewesen bin, wenn ich die herrschende Politik getadelt habe."

Als nun endlich von Seiten der Stadt den Wünschen des Landes nachgegeben wurde, entwickelte er in einem Briefe vom 17. Jenner seine Ansichten über die Grundzüge einer Verfassung:

„Es freut mich herzlich, daß U. G. H. und Obern sich so willig bezeugen dem Geiste der Zeit und der Billigkeit nachzugeben und Freiheit und Gleichheit über Stadt und Land auszubreiten. Gott segne die Bemühungen der Edeln, die aus

reinen Absichten trachten Menschen=Wohl und Menschen=Glück zu befördern. Denn gewiß, ich mag es überdenken, wie ich will, der Stadtbürger kann dieß Opfer seinem bisherigen Pflegsohn bringen, ohne selbs etwas zu verlieren. Nur sollte man von beiden Theilen die Begriffe bestimmen, die man mit den Ausdrücken verbindet:

„Freiheit im Gegensatz von Unterthänigkeit und mit aller der Ausdehnung, welche die französische Constitution vom Jahre 3 den Bürgern gestattet. Sie läßt sich zuverlässig mit Ordnung und Gerechtigkeit vereinigen.

„Gleichheit in Ansehung der Rechte, jeder in seiner Municipalität; daß der Basler in Liestal eben so wenig bürgerliche Rechte treiben kann, als der Liestaler in Basel, hingegen alle Beschwerden trägt, welche der Eingeborne duldet, Handel und Gewerbe frei und von den Zunftrechten uneingeschrenkt.

„Die Landversammlung auf eine vortheilhafte Wirksamkeit engeschrenkt, wie es die heutige Erkanntniß gethan hat, damit sie Gutes stiften, Beschwerden heben und Rechte begründen kann, ohne alles umzustoßen und sich zur Volksversammlung zu constituiren.

„Herzlich freue ich mich dieser Vereinigung und hoffe, daß enge Vertraulichkeit alsdann Stadt und Land verbinden werden. Beide Theile haben Mangel an bürgerlichen Rechten; bei keinem ist Person und Eigenthum durch Gesetze geschützt und Einer wie der andere ist unwillkührlich repräsentirt.

„Soweit wünschte ich die fränkische Staatsverfassung zum Muster zu haben; aber wenn man weiters gehen, Directoren und Minister ernennen wollte, so würde mehr durch die Neuerung verloren als gewonnen werden. Nur noch im Finanzwesen muß auch geholfen, Ordnung eingeführt und genaue Rechnung fachweise gehalten werden. Die Arbeiten der Commission umfassen ein weites Feld, wo ich gerne, wenn nur die Zeit nicht zu kurz wäre, mein Schärfchen beitragen möchte. Hier kann mit allem Zutrauen wenig negotirt werden. Unsere

Ausschüsse haben die besten Absichten, aber die Federn der Uhr sind in Basel. Die Mehrheit der Gemeinden liebt ihre Obrigkeit und wird gewiß, wenn U. G. H. und Obern Freiheit und Gleichheit zusichern, einen Theil der Abgaben, als Burgkorn, Bachhaber, Bierumgelt nachsehen, das Siegelgeld im Wallenburger Amt, sowie die Strafen der Herrn Landvögte bestimmen und die Edle Wald-Commission ihrer mühsamen Dienste entlassen, mit Treue und Anhänglichkeit an Basel hangen. Gott gebe es und stürze alle Pläne, die Eigennutz und Ehrsucht zu gegenseitigem Unglück aufbringen."

In allen folgenden Briefen spricht er seine Freude über die schnelle und leichte Weise der Umwälzung aus, obgleich er sich nicht verhehlt, daß die Abfassung der neuen Verfassung kein so leichtes Werk sei; daneben beschäftigt ihn auch, wie billig, seine eigene Zukunft, da er wohl voraussieht, daß seine Stelle aufgehoben wird, hingegen das spätere ihm noch verborgen ist. Dennoch ist er Dank dem glücklichen Humor seiner Gattinn ohne große Sorgen und kann unterm 18. Jenner seinem Schwiegervater schreiben: „Ich danke Gott, daß er mir Gesundheit und Kräfte erhalten hat, um etwann auf die eint oder andere Weise wieder Unterhalt zu finden. Meine Frau hat die gleichen Gesinnungen und wir schätzen uns wegen unsres Leichtsinnes glücklich." Den Schwiegervater beunruhigten aber diese Angelegenheiten mehr als das einsiedlerische Paar in Liestal, wie sich Wieland oft nannte, und so schrieb denn seine Gattinn unter einen der Briefe: „Ich wünsche von Herzen, daß alle diese unangenehmen Dinge Sie, lieber Vater, nicht zu stark angreifen; wir sind auf alles gefaßt."

Am 20. Jenner schreibt er:

„Im Taumel der Freude sind die hiesigen Volksausschüsse zurückgekommen und konnten den Empfang der Basler Mitbürger nicht sattsam loben. Gottlob daß die einseitige Spannung so glücklich gelockert und uns Hoffnung läßt, daß wir die Freude des Lebens nicht allzu theuer bezahlen müssen. Nur

ist zu wünschen, daß Ordnung bald hergestellt und die Anarchie nicht allzusehr über Hand nehmen möge. Hier sind wir ruhig und gesetzlich. Gehen Hand in Hand mit den Ausschüssen, welche die Ober-Amtlichen Verrichtungen nicht stören und unser Ansehen nicht zu verdunkeln suchen. Die Gemeinde wird mit des Herrn Schultheißen Bewilligung zusammenberufen. Er trägt vor und ich bin noch immer Lectory ornary.

„Morgen werden wir die Wahlmänner ernennen lassen und sind über den Modum einverstanden, so daß die Ausschüsse werden bestätigt werden. Auf die Ernennung der 15 Repräsentanten bangt mir mehr, besonders da die Feierlichkeit mit den Kanonen und des Freibriefes in die Queere kommen wird. Ich habe meine Secretariatsdienste anerboten und werde wahrscheinlich Willfahr erhalten. Ich bin recht begierig die Stimmung meiner alten Mitbürger in der Nähe zu sehen, denn aufrichtig gesagt, muß ich bekennen, daß mir der Ton, worin das Comité zum Bären Befehle zu ertheilen scheint, nicht behagt. Status in statu führt zur Anarchie. Erneuerung einer ausübenden Gewalt und Organisirung der National-Garde von Stadt und Land scheint mir dringendes Bedürfniß, besonders auf den Zeitpunkt, wo fünfzehn der besten Volks-Anführer in die Stadt gehen werden.“

Mit einem Briefe vom 1. Februar schließt sich die Reihe dieser Briefe.[1]) In demselben ist er noch sehr unentschlossen, was er bei einem etwanigen Rufe in die National-Versammlung machen, ob er annehmen oder ausschlagen soll. Am 2. Februar wählte man ihn in der Stadt in diese Behörde; er nahm diesen Ruf an und siedelte in die Stadt über.

Aus der nun folgenden Periode, die ihn zuerst in der Basler National-Versammlung, dann als Präsident der Basler

---

[1]) Der Curiosität halber sei doch angeführt, daß Wieland in einem Briefe schreibt, er habe während der letzten drei Tage keine Epistel senden können, da der Bote nicht in die Stadt gegangen.

Verwaltungs-Kammer, als Deputirten an die helvetische Tagsatzung im Spätjahr 1801, kurze Zeit auch als Regierungs-Statthalter von Basel, und in der Notablen-Versammlung saß, bis er im Sommer 1802 als Senator nach Bern kam, hebe ich zwei Briefe hervor, die er in seiner Stellung als Präsident der Verwaltungs-Kammer an den Director Legrand und an den Senats-Präsidenten Ochs schrieb. Es hatte damals der gesetzgebende Rath die Ueberlieferung des Vermögens sämmtlicher Kantone an die Central-Kasse beschlossen. Er schrieb daher sub 25. April an Ochs: er stellte ihm die gedrückte Lage Basels vor in Folge des Durchmarsches von 50,000 Franzosen, erinnerte ihn wie das Stadtvermögen nur durch Lasten und Steuern aller Art langsam erworben worden sei und wie das Municipal-Eigenthum vom Staats-Eigenthum nicht getrennt sei. „Soll unser gesellschaftlicher Vertrag, fuhr er fort, eine Ausdehnung erhalten, welche man billig unter einzelnen Bürgern als eine Verletzung der Rechte und der Billigkeit ansehen müßte! Denn wenn diese rückwirkende Kraft im Allgemeinen anerkannt wird, so stehen auch unsere Kornmagazine auf der Waage und uns bleiben bloß die Augen, um im Genusse der Freiheit und Gleichheit den Verlust unseres im Verlaufe von Jahrhunderten mühsam erworbenen Eigenthums zu beweinen. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen, Bürgerpräsident, unsere gerechten Klagen vorzustellen und Ihrer bekannten Vaterlandsliebe und Bürgerliebe die Milderung derselben anzuempfehlen. Freilich weiß ich, daß wir nun Helvetier sind, daß unser Basler Sinn als altmodisches Vorurtheil belacht wird und daß brüderliche Theilnahme Tugend ist, aber wenn der neue Stand nur durch Opfer bekannt wird, wer wird ihn lieben? Welcher gutgeartete Sohn wird auch, in Ritterstand erhoben, seines ehrlichen alten Vaters vergessen, bei dem er so lange und so glücklich gelebt? Und wie selten theilen Brüder ihre Ersparnisse?"

Im nämlichen Sinne schrieb er am 27. April an Legrand:

„Die Logik unserer Gesetzgeber ist wenigstens nicht in der Lehre der Rechte noch der Billigkeit gegründet und noch nie ist einem Gemeinder eingefallen, auch das vorherige Vermögen in die Gesellschaft zu ziehen."

Und am 29. April: „Sollte unsere Stadt Geld, Salz, Früchte, Zeughaus nach Aarau liefern, denen in der Folge noch die Armengüter, für welche die Constitution keine Sicherheit gewährt, nachwandern müßten, so kann Basel seine Straßen für Spätweiden an die Neudörfer vermiethen. Ich beschwöre Sie, Bürger-Präsident, um reifes Nachdenken, Basels und Zürichs Schicksal liegt auf der Waage. Dieses haben Aristocraten unglücklich gemacht, sollten wohl Demokraten jenes in Armuth stürzen wollen?"

In ähnlichen Ausdrücken ist ein Schreiben der Verwaltungs-Kammer an das Directorium abgefaßt, in welchem hauptsächlich eine Darstellung der eigenthümlichen finanziellen Verhältnisse Basels niedergelegt ist. Allein alle diese confidentiellen und offiziellen Bemühungen blieben ohne den von den Schreibern gewünschten Erfolg. Die Republik brauchte Geld und konnte sich wenig um die juristischen Erörterungen der Basler Verwaltungs-Kammer kümmern. Es scheint mir übrigens bezeichnend für die damalige politische Auffassungsweise, daß Wieland die rechtlichen Grundsätze drr Societät auf die Erörterung derartiger politischer Maaßregeln anwandte.

Die Reihe der Briefe aus Bern beginnt ein solcher vom 31. August; es giebt derselbe aber sogleich eine klare Darstellung der damaligen Verhältnisse, sowie auch seiner Stellung zur Föderativ-Parthei wie zu den Einheitsfreunden:

„Leider geht es von Tag zu Tag schlimmer, Unordnung und Verwirrung nimmt überhand und mit Besorgniß oder Hoffnung berechnet jeder, nach seinem Glauben oder seiner Lage, wie lange unsere Constitution noch erhalten werden könne. Seit einigen Tagen trägt man sich außert den bekannten Vorfällen in Glaris, Bündten und Appenzell, auch mit Unordnun-

gen in den Kantonen Aargau, Baden und Bern. Und vorgestern erhielt man die Trauer-Post, daß die dreiortischen Milizen den Posten an der Rengg auf dem Pilatusberg überfallen und weggenommen haben. Der Vollziehungs-Rath eröffnete gestern dem Senate diesen Vorfall, welcher allgemeine Trauer und Bestürzung verbreitete. Man beschloß eine Commission zu ernennen, welche die Lage der Republik und die zweckmäßigsten Mittel, die Ruhe herzustellen, berathen und einen Bericht vorlegen sollte. Unglücklicher Weise wurde ich, fast einstimmig, zum Präsidenten durch das Stimmenmehr ernannt, ungeachtet ich mich deutlich erklärt habe, daß ich das bisherige Benehmen des vollziehenden Raths mißbillige, und in der vorigen Commission bloß zur Genehmigung des Geschehenen gerathen habe, weil es nicht mehr geändert werden könne.

„Man sieht fast allgemein ein, daß das Personal der Regierung vielen Antheil an der mißlichen Lage des Vaterlandes habe, allein es ist nun zu spät zu Hilfe zu kommen. Die revolutionären Maaßregeln helfen bloß für wenige Tage und wer kann die Folgen vorausbestimmen, welche eine Abweichung von der Constitution nach sich ziehen würde. Der Minister der fränkischen Republik bleibt ganz in seiner diplomatischen Hülle und ohne seine Einmischung kann ich wenigstens kein gedeihliches Ende voraussehen. Die kleinen Kantone sind militärisch organisirt und handeln mit Einigkeit und Freiheitsgefühl. Ihre Sache ist die fast jedes Schweizers und nur die Selbstliebe unserer Herrscher kann sich einigen Erfolg von dem Eliten-Wesen versprechen. Laut den neuesten Nachrichten hat der Congreß in Schwyz eine Deputation nach Bern ernannt. Der Vollziehungs-Rath ist noch nicht entschlossen dieselbe anzunehmen, allein ich werde zum Gegentheil rathen. Der Krieg gegen Brüder ist mir ein Gräuel. Seiner Dauer muß vorgebogen werden. Mein zweites Mittel ist eine Aeußerung der fränkischen Republik über unsere Constitution, wo ich deutlich erklären werde, daß das alte Föderativ-System unsere Ruhe sichern

könne, daß die Regierung keine Rechte zu behaupten habe und daß wir die Verfassung nur als Palladium vertheidigen, weil uns dieselbe von Frankreich gerathen und aufgedrungen worden. Mein drittes wird schnelle Organisation der Kantone sein und zwar ohne Correctur. Behalte ich meinen Credit länger und überlebt die Republik diesen Sturm, so muß das Miliz-Wesen organisirt und bloß das Zutrauen des Volks die Stütze des Centrums sein. Freilich werde ich trachten, diesem die Nägel zu beschneiden und den Kantonen ihre Haushaltungs-Befugnisse zu erweitern. Könnte ich nur den Bürgern und den Kantonal-Behörden Weisheit und Mäßigung einhauchen. Auf ihnen beruht das Glück der kommenden Geschlechter und die Erhaltung des Vaterlandes."

Mit betrübtem Herzen berichtet er am 2. September, daß man genöthigt sei die fränkische Regierung um Vermittlung anzugehen. „Ich lasse Sie urtheilen, wie wehe es mir thun mußte, zu einem solchen Bekenntnisse unserer Ohnmacht und Zerwürfniß zu stimmen, allein unsere Lage ist verzweifelt und dieß Mittel könnte noch helfen."

In einem folgenden Briefe vom 11. September setzt er diese verzweifelte Lage noch näher auseinander, und legt auch die geheimern Triebfedern des großen Aufstandes im Spätjahr 1802 klar vor Augen:

„Wenn es nicht Pflicht gegen Anverwandte und Freunde wäre, in schlimmen wie in guten Umständen sich mitzutheilen und selbst die Verlegenheiten, in denen man sich herumtummelt, zu eröffnen, so würde ich mich kaum mehr entschließen können, auch nur ein Wort über unsere politische Lage zu schreiben. Wir haben seit meiner letzten Zuschrift weder unsern Standpunkt verändert noch irgend einen Theil unserer Kräfte angestämmt, um die überall sich mehrenden Schwierigkeiten zu bekämpfen. Ich weiß gar wohl, daß das Einheits-System dem Schweizervolk nicht behagt und werde gewiß keine Gelegenheit versäumen, um unsere Verfassung jener der vereinten Amerika-

nischen Staaten so nahe als möglich zu bringen, allein erstlich muß ich bemerken, daß der Senat ohne Gefahr von gänzlicher Anarchie sich nicht von der angenommenen Verfassung entfernen kann. Gelingt es uns eine wohlwollende Vermittlung von der fränkischen Regierung zu erlangen, so bin ich nicht ohne Hoffnung, daß Verninac in Vielem zum Besten der Kantone noch nachgeben werde.

„Zweitens betrifft der dießmalige Unmuth sämmtlicher Kantone, weder Föderalismus noch Einheit, diese bekannten Schildhalter ehemaliger Partheien lehnen bloß den Namen um Personal-Haß und Personal-Interesse, ehemalige Vorrechte und Volks-Regierung minder gehässig einzuhüllen. Die Organisation des Vollziehungs-Raths ist der Urstoff des Unwillens der Städte und der Grund der Unthätigkeit der Regierung. Gegen alle Klugheit wurden verhaßte Partheimänner gewählt und ihnen sogar die Mehrheit im Vollziehungs-Rathe zugesichert, mit ihnen verbanden sich drei Minister zu gleicher Absicht: Dolder zu stürzen und ihre Parthei herrschend zu machen. Dieser Endzweck beschäftigte sie ausschließend. Die Geschäfte kamen weit weniger in Anschlag als die Abänderung der Stellen. Ueberall wählte man Republikaner und besonders bei Ernennung der Cantonal-Commissionen zur Entwerfung der Verfassung mißbrauchte die Vollziehung das Zutrauen des Senats, und bewirkte in allen Kantonen der revolutionären Parthei die Mehrheit. Uns strich man Burckhardt, Münch und Pfaff, um Legrand, Gisendörfer und Brodtbeck einzuschalten. Natürlich mußte dieses den schlimmsten Eindruck hervorbringen und den Haß gegen die Regierung und den erneuerten Partheigeist aller Orten anfachen; besonders war dieses der Fall in den ehemaligen Hauptstädten, welche die Cantonal-Organisationen in Händen sahen, von welchen sie nur Haß und Unterdrückung befürchten mußten. Man benutzte Redings Einfluß auf die kleinen Kantone, um Unruhen anzuzetteln, welche durch die falschen Maaßregeln der Regierung zu einem Bürgerkrieg

ausarteten. Allein man stritt nicht um Föderalismus, sondern um bessere Cantonal-Verfassungen. Hier war alles zu einem Ausbruche bereitet, auch Solothurn und Freiburg zu gleicher Masnahme gestimmt, als wir die fränkische Vermittlung begehrten und hiedurch einen Ruhestand bewirkten. In Zürich, wo Usteri die Constituirende Commission präsidirte, kam die Gährung auf den höchsten Punkt und ich stehe in banger Erwartung, was der General Andermatt ausgerichtet habe. Die Stadt hat ihre Thore den helvetischen Truppen geschlossen und Deputirte anhergesendet. Auch die schweizerischen Deputirten sind hier, allein man wird wenig schlichten, bis die Antwort von Paris anlangt, welche man Dienstags erwartet. Indessen muß man sich nicht verhehlen, daß es hier bloß um Vorzüge der Städte gegen die Landgemeinden zu thun ist, und die Central-Regierung mitverflochten wird, weil sie sich gegen ihre Pflicht zu einer Parthei herabgelassen hat. Der Senat hat in dieser Lage das schlimmste Spiel, entweder muß man durch revolutionäre Maaßregeln die Vollziehung beseitigen, oder abwarten bis die Volksstimme und fränkische Vermittlung einige Mitglieder zu einem Austritte vermögen. Wir hoffen das Letzte und besorgen bei dem Ersten Anarchie und Bürgerkrieg, denn wenn nicht fremde Gewalt oder Machtsprüche die nöthigen Cantonalen Einrichtungen unterstützen, so ist ein Aufstand des Landvolkes gegen die Städte unvermeidlich. Auch bin ich zum Voraus gewiß, daß bei der dißmaligen Stimmung unseres Vaterlandes keine Personal-Abänderung den Streit beenden und keine allgemeine Constitution uns Ruhe verschaffen würde, man will von allen Seiten keine Aufopferungen bringen. Die Städte wollen ihr Uebergewicht zugesichert haben, statt dasselbe von der Zeit oder dem Zutrauen zu erwarten. Das Volk will nicht nur Sicherheit seiner Rechte, es will selbst genießen. Kein Theil will gehorchen, alles selbst herrschen. Nicht nur Kantone, selbst Districte und Gemeinden wünschen unabhängige Theile der Schweiz zu bilden. Und ohne Uebertreibung stehen

wir auf dem Punkte einer allgemeinen Auflösung, wenn Frankreich uns seine Vermittlung verweigert. So unbehaglich für mich meine passive Rolle ist, so danke ich doch täglich Gott, daß er mich vor dem Vollziehungs-Rath bewahrt hat. Denn innigst ist meine Ueberzeugung, daß nur durch Terrorismus dem täglich sich mehrenden Uebel könnte gesteuert werden.

„Ich hoffe, daß Basel sich ruhig verhalten und den allgemeinen Erfolg abwarten werde. Sollte sich Frankreich günstig für eine billigere Repräsentation der Städte erklären, so würde es Zeit genug sein auch unsere Vorstellungen einzugeben, denn durch die nun bestimmte Trennung der Landgemeinden des Distrikts Basel bei der Erwählung in den Kantons-Rath hat die Stadt auch gegen zwei Drittel der Landbürger zu kämpfen. Ueber die gerichtlichen Einrichtungen mag ich nichts sagen, als daß sie mir ganz nicht gefallen.“

Die Einnahme von Bern durch die aufständische Armee und die folgenden Ereignisse berichtet er ganz kurz und bezog sich auf Briefe an einzelne Freunde, wie Gisendörfer, Stehlin rc., welche mir jedoch nicht vorliegen. Er blieb übrigens am längsten von allen Senats-Mitgliedern in Bern. Am 20. September schrieb er: „Ich fürchte die fränkische Regierung wird sich nun die Mühe einer Vermittlung gar nicht mehr geben, sondern einfach mit militärischen Mitteln Ruhe gebieten.“

In einigen folgenden Briefen spricht er sich hauptsächlich über seine Stellung aus zu diesen Ereignissen; er verspricht seinem Schwiegervater keiner Regierung angehören zu wollen, die dem Volke durch fränkische Bajonette aufgedrungen werde.

„Unzweideutig, schreibt er am 25. September, äußert sich der Wille des helvetischen Volkes, ob derselbe aber werde geachtet werden, wenn es nicht in den Plan paßt, macht mir Kummer. Ich sehe keine Möglichkeit meinen Posten zu verlassen, um den Willen der Nation gegen Parthei-Geist und Leidenschaft geltend zu machen. Schon lange wollte eine Par-

thei fränkische Truppen fordern, und doch konnte ich beständig diesen Entscheid abwenden."

Daß Basel sich auch der Contre-Revolution angeschlossen, am 14. September die alte Frei-Compagnie wieder errichtet, an Burtorfs Stelle den ehemaligen Oberstzunft-Meister Merian zum Präsidenten der Municipalität ernannt und den Regierungsstatthalter Ryhiner aus der Stadt getrieben, mißbilligte Wieland sehr. „Alle diese Ereignisse schmerzen mich tief, die Contre-Revolution und ihre Führer können mir kein Zutrauen einflößen." Er bittet seinen Schwiegervater doch allem aufzubieten, damit Basel auf dem frühern Pfade der Mäßigung bleibe.

Am 18. October, nachdem die Anerbietungen Bonapartes bekannt waren, schrieb er: „Es scheint das Loos unseres unglücklichen Vaterlandes zu sein, immer einen Theil seiner Uebel durch eigene Fehler zu veranlassen. Wahrscheinlich hätte diese letzte Anstrengung des National-Gefühls einen günstigern Erfolg erreicht, wenn Mäßigung und Klugheit Gehör gefunden und Reding, Hirzel, Zellweger, Salis und Merian ihre Empfindungen dem allgemeinen Wohl aufgeopfert hätten. Was nun erfolgen wird, das kann kein helvetischer Seher ergründen. Nach meinem Urtheil ist noch nicht alle Hoffnung verloren, wenn nur nicht unmächtiger Trotz den Einmarsch fremder Truppen erzwingen und Bonapartes friedliche Vermittlung nicht auszuschlagen die Oberhand erhält. Schon lange habe ich die Gründe derjenigen meiner Freunde geprüft, welche nichts von Vereinigung hoffen und gänzliche Zurückhaltung von den Geschäften angemessen erachten. Allein da ich dieselben nicht überzeugend gefunden und größten Theils die Dauer unseres Unglücks daraus erkläre, so kann ich dieselben auch dießmalen nicht befolgen. Mit tiefem Schmerz erfahre ich, daß meine Mitbürger meinen Ansichten wenig Gerechtigkeit angedeihen lassen und daß sie, die meine ganze Laufbahn beurtheilen konnten, weniger Zutrauen gegen mich äußern, als ich in der übrigen Schweiz

zu finden das Glück hatte. Ich fühle die ganze Härte dieser Parthei-Wuth, allein ich würde mich sehr tadeln, wenn sie auf mein Betragen für die Zukunft Einfluß haben würde."

Die Nachricht vom Widerstand der schweizerischen Tagsatzung gegen des Consuls Vermittlung erschien ihm nicht bloß als eine thörichte Partheihandlung, sondern eigentlich als eine Vaterlandsverrätherei. „Mit offenen Augen, schreibt er, eilen wir aus Partheigeist und Personalhaß einem Abgrunde zu, welcher unser Vaterland verderben wird. Beide Partheien handeln mit gleicher Leidenschaft, und noch nie ist der Einfluß Gemäßigter geringer gewesen, als jetzt."

Und am 29. October schrieb er:

„Ungeacht wir hier, im Mittelpunct der Republik, unser Wesen treiben, so geschieht es öfter daß uns die Begebenheiten erst durch den Nouvelliste Vaudois bekannt werden. Besonders ist dieses mein Fall seitdem der Parthei-Haß so rasend wieder angeblasen worden. Ich mag weder Dolder noch den fränk. Minister täglich besuchen. Mit Schmid, Rengger und Consorten habe ich ganz keinen Umgang. Ich erfahre also nur die Geschäfte des Senats, welcher sich selten versammelt, und bringe meine meiste Zeit in dem Cirkel meiner Familie zu. Wir erwarteten eine Vertagung des Senats, bei unsrer Rückkunft, allein weder die fränk. Behördten, noch unsre Vollziehung, wollten diesem Vorschlag beystimmen. Wir sollen ferners als Schale einer faulen Nuß dastehen und eine Blöße decken, die das Geheimniß von ganz Helvetien ist. Ueber unser künftiges Schicksal bin ich mehr denn je in Sorgen. Meine einzige Hofnung, die in einer Vermischung der Parteyen bestand, ist vollkommen zertrümmert, die Aristocraten und Republikaner halten sich fester als je zusammen. Jene werden der fränkischen Vermittlung trotzen, keine Deputirte nach Paris senden und keine Stellen annehmen. Diese werden sich an die Stelle der Nation drengen, blos für sich sorgen und Staatswirtschaft, Polizey und Kriegswesen auf dem bisherigen Weg fortsetzen. Was

bei einer solchen Verfassung aus mir werden wird, läßt sich nicht voraussehen. Der Staarsinn unsrer Ehmaligen schadet uns mehr als beschrieben werden kann, weil Frankreich die Jakobiner dadurch zu unterstützen gezwungen wird. Die gleiche Würkung muß auch im Innern erfolgen und die gemäßigten werden genöthiget werden, sich mit der herrschenden Partey zu vereinen oder zurückzutretten. Seit einigen Tagen befinde ich mich in dieser peinlichen Lage. Die Vollziehung sucht mir eines der erledigten Ministerien, der Polizey oder der Finanzen aufzudringen und mein Gefühl widersetzt sich, der Minister einer Faction und der College von verhaßten Männern zu seyn. Natürlich muß man diese Gründe übel aufnehmen und mich bey einer neuen Organisation bei Seite zu bringen trachten. In einigen Tagen werden, Sie, mit den Mitgliederen der Tagsazung von 1801 und 1802 versammelt werden um über die Deputation nach Paris zu entscheiden. Ich hoffe nicht daß die Stimmung von Bern hiebey Einfluß finden und die Frage verneinend werde beantwortet werden. Die Absendung wenigstens von einem Deputirten ist notwendig und seine Auswahl ist für die Cant.-Organisation wichtig.

„Mit dem neuen Minister General Ney bin ich als Deputirter des Senats zu seiner Bewillkommung bekannt worden. Ich wage es nicht ihn zu beurtheilen, doch finde ich denselben mehr Kriegs-Mann als Diplomat. Seine Aeußerungen sind sehr bestimmt und wenn nicht die Behandlungs-Art einen ungünstigen Einfluß auf seinen Caracter bewürkt, so halte ich es für einen Vortheil daß Bonaparte in der dißmaligen Lage nur einen Agenten in der Schweiz angestellt hat. Verninac wird ehester Tage abreisen.

„30. October. Gestern ist General Ney nach Zürich abgereist und wird vermutlich selbs nach Schweiz gehen."

Zu dieser Zeit wurde ihm durch Senats-Decret das Finanz-Ministerium überbunden. In der Hoffnung in diesem Chaos etwas Ordnung schaffen zu können, und so seinem Vater-

lande und seiner Vaterstadt nützlich zu sein, unterzog er sich dieser höchst widerwärtigen Arbeit. „Ich vergrabe mich in die Acten des Departements um alles Widerwärtige um mich herum zu vergessen."

Während einiger folgenden Briefe beschäftigte er sich mit der künftigen Organisation des Kantons Basel, wie sie sich wohl durch die Berathungen in Paris gestalten möchte. „Das Repräsentativsystem, schrieb er am 2. November, wird ohne Zweifel genehmigt werden. Sollte dieses bloß auf Volksmenge eingeschrenkt bleiben, so ist die Stadt jeweilen überstimmt. Könnte man es aber dahin bringen, daß für die ehemaligen aristocratischen und gemischten Kantone Güterbesitz, Handel und Industrie, sowie Gelehrsamkeit zur Grundlage der Repräsentation gemacht würde, so wäre das Uebergewicht der Stadt in dem großen Rathe erworben." Es mag uns dieser Vorschlag etwas engherzig vorkommen, jetzt zu einer Zeit, wo man das allgemeine Stimmrecht ꝛc. als Palladium der Freiheit proclamirt; allein damals noch fürchteten die bedeutendsten Republicaner, wie ein Rengger, sich vor dem allzugroßen Bauern-Einfluß und suchten sich dem gegenüber durch einen Wahl-Census zu schützen. Keine helvetische Verfassung wußte etwas von dem allgemeinen Stimmrecht, wie wir es heute in unsern Verfassungen sehen.

Doch daß er den Bauern-Einfluß nicht allzusehr fürchtete, im Gegentheil es für eine Nothwendigkeit ansah, die Stadt mit einem zahlreichen ackerbautreibenden Cantone zu umgeben, das zeigt seine Hoffnung, den District Rheinfelden mit Basel vereinigt zu sehen; und wie sehr er an diesem Projecte hieng, das mögen die harten Worte beweisen, die ihm in die Feder kamen, als er das Scheitern desselben vernahm. Die nämlichen Gründe sind jetzt nicht mehr oder nicht mehr in dem Maaße wie früher maaßgebend. Doch dürfte der Ausbruch des Aergers nicht ganz ohne Interesse sein: „Daß M. H. G. A. Herr Sarasin bewirken konnte, daß der District Rheinfelden

unserm Cantone entzogen worden, das macht seinem Zunftgeiste mehr Ehre als seinem Verstande. In 10 Jahren wird der Bauern-Einfluß auf die Wahlen zuverlässig in demjenigen Nichts sein, in welchem wir den Schneider-Einfluß bei unserer alten Verfassung sahen. Da hingegen das Bedürfniß von Holz und Getreide sich täglich mehren, und länger als jede politische Combination dauern wird. Ich wenigstens möchte diesen kleinköpfigten Staatsstreich bei unsern Enkeln nicht verantworten."

Die folgenden Briefe enthalten beinahe fortwährende Klagen über seine höchst peinliche Stellung: „Das Ministerium ist eine fürchterliche Galeere und es kostet schreckliche Mühe um etwas Ordnung in diese Maschine zu bringen." Aus den allgemeinen Geschichten über die helvetische Republik, hauptsächlich Tillier, ist es hinlänglich bekannt, in welch heillos verwahrlostem Zustande die helvetischen Finanzen sich damals befanden, so daß man Wieland's Klagen wohl begreifen kann. Bezeichnend für seine damalige sowohl als spätere Denkungs- und Handlungsweise scheint mir folgender Brief vom 12. Dec.: „Wir leben an politischen Nachrichten sehr arm, ärmer aber als arm an öconomischen. Kein Tag vergeht, der meinen Kummer für das künftige Fortkommen meines Vaterlandes nicht mehrt, und kein Geschäft wird untersucht und beendet, ohne daß ich seufze, daß so lange nicht für den Staat, sondern bloß für Particular-Interessen gesorgt worden. Gerne möchte ich jene Tadler der gutmüthigen Personen, die sich zu Stellen in der neuen Ordnung der Dinge gebrauchen ließen, in mein geheimes Archiv führen und ihnen die Summen vorrechnen, welche dem Staate erhalten worden wären, wenn sich rechtschaffene und brave Beamte von Anfang an hätten anstellen lassen. Es bleibt bald nur noch der Trost des Misanthropen."

Die schöne Lehre, die in diesem Briefe enthalten ist, nie, auch unter Umständen, die gegen unsern Willen entstanden sind, sich ganz vom Dienste fürs Vaterland zu entziehen, war Wieland's Maxime auch in spätern Jahren noch. Und in einem

folgenden Briefe lesen wir: „Wenn nur die Consulta nicht gar zu lang debattirt, sonst weiß ich kein Geld mehr aufzubringen. Denn diese ewigen Verzögerungen sind für mich am lästigsten, da Niemand mehr zahlen und jeder nur ziehen will.“

Ueber die Stimmung, die in der Schweiz herrschte, während Bonaparte der Consulta seine Meinung mit seiner schneidenden Schärfe eröffnete, und über Wieland's Ansichten in Bezug auf die neue Pariser Verfassung, darüber mag folgender Brief vom 26. December Auskunft geben.

„Die Aeußerungen des ersten Consuls sind äußerst bedeutend, und obschon ich mich gern mit den Bürgern der souverainen Städte über den Sturz des Einheits-Sistems freuen möchte, so will mir doch das Lachen nicht recht von Herzen gehen. Ich fürchte es gehe uns wie im Jahr 1798. Man rathet zu einem Gebäude das sich nicht wird halten können und am Ende wird man uns beweisen, daß wir zum Selbsstehen vollkommen unfähig geworden. Im Siz der Regierung erfahre ich am wenigsten die Neuigkeiten des Tags. Meine Partey ist in Paris nicht repräsentirt. Dolder gleicht einem geschlagenen General. Die Jakobiner rühmen die Bemerkungen nicht so ihnen Bonaparte soll gemacht haben und auch die Aristocraten finden das Sistem politischer Gleichheit allzu unpolitisch, um über den Sturz ihrer Gegner laut zu lachen. Sowohl die Zuschrift des Consuls als seine Erleuterung gegen die Deputirten brachte mir die Göttergespräche meines Vetters in Weimar in Erinnerung, wo Momus jedem die derbsten Wahrheiten ins Angesicht sagt. Ueber alle derley Gegenstände sehe ich gleichgiltig weg, weil die Personen im Ganzen ohne Bedeutung sind, allein der Grund der Sache behagt mir als Schweizer nicht. Ich ahnde ein böses Ende und besorge immer daß keine Partey und selbs die ruhigen Bürger, denen es blos um Ruhe und Sicherheit zu thun ist und die blos den Wohlstand des Vaterlands im Auge haben, ihre Rechnung bey der neuen Verfassung nicht finden werden. Die Cantonal-Organisationen

müssen viele Unzufriedenheit und ewige Keime zu Zänkereien erregen. Die Unabhängigkeit der Cantone wird diese Anstände zu diplomatischen Negotiationen erheben. Der Vermittler wird immer angerufen werden und die natürliche Central-Behördte bilden. Mit dieser politischen Abhängigkeit wird sich ein so auffallender Schutz der fränkischen Einsaßen verbinden, welcher unsre guten Zunftgenossen gewaltig einschrenken wird, und wenn nun zu diesem eine Central-Post und Central-Salzregie und ein planmäßiges Bestreben, unsre Handlung und unsre Fabriques zu schmälern gestellet wird, so darf der wahre Vaterlandsfreund nur mit Wehmut an die Zukunft denken. Gott weiß daß meine Bestimmung keinen Einfluß in mein Urtheil hat. Ich habe mich bestrebet meine Pflichten zu erfüllen und erwarte mit Begierde den Augenblick, wo ich die politische Laufbahn für immer verlassen kann. Aber an dem Wohlstand meines Vaterlandes hange ich mit voller Seele und sehe mit banger Ahndung dem Zeitpunkt entgegen, wo die endliche Bestimmung unseres Schicksals wird entschieden werden. Die häufigen Geschäfte meines Departements verhindern mich gesellschaftliche Erholung zu genießen. Alle Täge sitze ich bis 9 Uhr auf dem Bureau um in den Stand zu kommen, eine Jahrrechnung abzulegen und der künftigen Behördte Rede zu stehen. Es ist schändlich wie bisher gearbeitet und gehauset worden."

Daß hierin Wieland in vielen Punkten richtig vorausgesehen, haben die folgenden 10 Jahre unter der Mediations-Acte hinlänglich bewiesen. Die folgenden Briefe enthalten meistens Aeußerungen der Freude, nun bald aus der Galeere befreit zu werden. „Meine Lage wird täglich unausstehlicher, sowohl um den Bedürfnissen zu begegnen, als gegen 1000 Mißbräuche und Verschwendungen mich anzustemmen, welche man von der höchsten Behörde her durchsetzen möchte. In einer äußerst wichtigen Salznegotiation mit der fränkischen Regie hat man dem Minister angezeigt, daß ich mich allein gegen die Entsprechung setzte. General Ney hat sich deßhalb freundschaftlichst mit mir un-

terhalten und meine Weigerungsgründe bei einer Sache so über 2 Millionen beträgt pflichtgemäß befunden." — „Ich bin übrigens stolz darauf, meldet er am 27. Februar, daß bei diesen Salz-Entreprisen sich Niemand unterstanden hat, auch nur eine Offerte an mich ergehen zu lassen, da doch die Gegenstände über 2 Millionen betrugen und jedermann wußte, daß ich allein zurückhielt."

Die Erlösung aus der Galeere kam übrigens noch schneller, als er gehofft hatte. Seine Berufung in die Regierungs-Commission machte eine baldige Abreise von Bern nothwendig, da mit dem 10. März die dießfallsigen Arbeiten beginnen sollten. Er schrieb darüber: „Wie dieß zu machen sei, weiß ich nicht, am 10. März soll ich dem Landamann d'Affry Archiv und Rechnung übergeben und am gleichen Tage in Basel sein bei Constituirung des Organisations-Comites; auch scheint mir die Constitution noch sehr dunkel und unvollkommen. Mir gefällt darin bloß die Beibehaltung der Zünfte ohne Handwerkszwang, es giebt dieß ein geräumiges Feld für Vogt und Armen-Unterstützung."

Der Briefwechsel schließt mit einem Briefe von Fraubrunnen, der gewissermaßen merkwürdigkeitshalber verdient angeführt zu werden. Er meldet darin, er sei glücklich mit seiner Familie zum Mittagessen dort angelangt, werde in Ballstall übernachten, am andern Tag hoffe er den Hauenstein zu übersteigen, zu Liestal Mittag zu machen und wenn kein Reise-Zufall stattfindet Abends 6 Uhr in Basel zu sein.

Seine Stelle als helvetischer Finanz-Minister und Senator vertauschte er nun mit derjenigen eines Basler Staatsschreibers, und von nun an wirkte er ausschließlich in seiner Vaterstadt, bis ihn die Ereignisse in den Jahren 1813—1815 wieder auf ein weiteres Arbeitsfeld riefen.

Beatus Rhenanus

von

Jacob Mähly, Dr.

„Non enim ex eorum numero sum, qui aliud blaterant, aliud in pectore clausum gestant; sentit animus cum calamo, lingua cum corde."

Rhenanus an Reuchlin.

Beatus Rhenanus.

Die Aufgabe einer Lebensbeschreibung würdig zu erfüllen, hat von jeher für eines der schwierigsten Unternehmen gegolten — und mit Recht; denn ein Leichtes ist es zwar und bedarf höchstens einigen Fleißes, äußere, in der Zeit gegebene Lebensverhältnisse zusammenzutragen und, im höchsten Falle noch, das Trockene und Unkünstlerische einer solchen Masse durch hie und da eingestreute Notizen über den innern Kern und geistigen Gehalt des zu Schildernden flüssig zu machen und gleichsam durch Staffage zu beleben — ein Anderes aber freilich ist es, sein Object in eine solche Beleuchtung zu rücken, daß alle seine Theile und Glieder nicht nur in höchster Klarheit und Durchsichtigkeit vor uns stehen, sondern auch alle Farben der Umgebung an sich wiederspiegeln und uns deren Verhältnisse wie in einem Microcosmus schauen lassen. Denn nichts steht für sich vereinzelt da, sondern ist geknüpft mit den Banden der Kindschaft an seine Umgebung und seine Zeit, mit den Banden der Verwandtschaft an Aehnliches, was neben ihm sich hervorthut; am allerwenigsten läßt sich aus der Zeitgeschichte heraus ein großer Mann schälen, von dem man oft zweifeln kann, hat seine Zeit ihn oder hat er seine Zeit geschaffen. Und wenn hier der Coincidenzpunkt seines Wirkens mit dem seiner Zeit oft ungesucht einem Jeden vor die Augen tritt, so müssen wir bei Andern unsern Blick schon mehr schärfen, die, wenn gleich große Männer, doch nicht so unmittelbar in das Getriebe des Zeit=

stromes sich hineingestürzt haben, und die Schwierigkeit eines solchen Auffindens steigt in demselben Verhältnisse, als die thatkräftigen sichtbaren Aeußerungen der zu Schildernden seltener und geringer sind Einen Mann nun, der in die eben erwähnte Klasse gehört, hab' ich mir zu schildern vorgenommen und mich Anfangs der Hoffnung hingegeben, daß, wenn auch die Berechtigung seiner Biographie nicht in dem Maaße vorhanden sei, wie bei andern ihn überstrahlenden und weit nachhaltiger wirkenden Zeitgenossen, sie doch auch zugestanden werden müsse; und nicht diese Hoffnung ist es, die mich jetzt am Ende meiner Arbeit getäuscht hat, sondern eine andere, die aber vielleicht auch jener den letzten Schimmer raubt: Ein längst entschwundenes Leben wieder auszufüllen und als ein rundes Bild dem geistigen Auge hinzustellen, braucht es Stoff zu allererst und dieser hat sich im Verlaufe der Untersuchung nicht so reichlich herausgestellt, als ich zu Anfang wünschte und hoffte; Umrisse habe ich wohl konstruiren können, aber sie sind vielleicht schattenhaft und farblos, und um mit Fleisch und Blut auszufüllen hab' ich links und rechts aus Nähe und Ferne Inhalt herausgreifen und in die Lücken meines Gegenstandes einschieben müssen. In diesem Geständniß liegt ein Vorwurf, aber auch ein Trost; ein Vorwurf, weil ich trotz diesem gefühlten Mangel meine Arbeit vorzulegen wage, ein Trost aber, weil meine Leser dadurch genöthigt sind, alle Ansprüche, die man sonst mit Recht an eine vollkommene und abgerundete Lebensbeschreibung stellt, bei Seite zu lassen — und was nun jenes Wagniß betrifft, so möge die Pietät ersetzen, was der wissenschaftlichen Berechtigung vielleicht abgeht, ist doch der Mann, den ich zu schildern gedenke, mit unserm Vaterlande, der Schweiz, besonders aber mit unserer engeren Heimat Basel [1]) auf mannigfache Weise verknüpft und

[1]) Der Umstand, daß der Verfasser vorliegender Schrift ein Basler ist, mag die darin vorkommenden, hie und da ins Detail gehende Basiliensia entschuldigen.

verbunden durch die Nähe seiner Vaterstadt, durch den regen, besonders von ihm bis ans Ende seines Lebens treu unterhaltenen Verkehr zwischen den beiden Städten, ja durch sein vieljähriges Verweilen und Wirken in unserm Basel selbst, welches dadurch seine andere Heimat geworden ist. Von Beatus Rhenanus spreche ich, dem Mitarbeiter und treuen Freunde desjenigen Heroen, um dessen willen er allein schon eine Stelle in unserm Andenken verdient, der Zierde, wie seines Jahrhunderts, so unserer Stadt — des Desiderius Erasmus. Daß die Zeit, innerhalb welcher sein Leben sich bewegte, das fünfzehnte, zumeist aber das sechszehnte Jahrhundert, an einer Fülle großartiger Ereignisse und weltgestaltender Ideen eines der reichsten ist, welche die Weltgeschichte kennt und somit stets erneuter Betrachtung würdig, weiß Jeder, der an den Namen Luthers und an die von ihm ausgegangene Bewegung denkt. Freilich war unser Mann ein Gelehrter, und diese ist man gewohnt um so mehr zurückgezogen in die Stille ihres Studierzimmers zu sehen, je wilder draußen die Fluth der Begebenheiten vorübersaust; aber oft müssen sie heraustreten, sei's daß die Mahnung des Gewissens zu mächtig ist, sei's daß sie wider Willen in den Strudel mit hineingerissen werden. Und dieses traf theilweise bei Erasmus ein; in wie weit sein Freund davon berührt wurde, werden wir sehen. Aber wo sollen wir die Spuren suchen? Der eigentlichen und allgemeinen Geschichte sind sie nicht so deutlich aufgedrückt, daß sie an jedem Menschenalter stets wieder frisch vorüberzögen, sie geben sich nicht kund in der lebendigen Ueberlieferung, sondern müssen zusammengelesen werden aus Wort und Schrift, denn diese sind es vor Allem, wodurch der Gelehrte sich sein Andenken sichert. „Die Vorbereitung" — sagt Meiners in seiner Geschichte des Humanisten Agrippa — „die Vorbereitung zu dieser Biographie haben mich von Neuem überzeugt, daß man keine wahrhaft befriedigende und belehrende Lebensbeschreibung eines Gelehrten liefern kann, wenn man nicht alle Werke desselben mit Aufmerksamkeit gelesen." So wahr

dieß ist, so sehr muß ich bedauern, daß wir nicht alle — wenn gleich die meisten — zugänglich gewesen sind, und wenn man Briefe mit Recht auch zu den Werken rechnet und sie besonders in diesem Falle hinzurechnen muß, so gewährte die in Schlettstadt aufbewahrte Correspondenz Rhenan's weniger Ausbeute als man erwarten dürfte,[1] da sie sich meist in den damaligen allgemeinen Zeitverhältnissen bewegt, welche schon andersher hinreichend bekannt sind, oder aber wenn sie sich zum Detail herbeiläßt, oft hieroglyphisch wird; denn Jeder, der sich einmal mit Briefen, besonders einer vergangenen Periode beschäftigt hat, weiß, wie Vieles hier dem Bestand des Augenblickes anheimfällt, der in der Folgezeit keine sichtbaren Spuren mehr hinterläßt. Dankbar müssen wir es darum anerkennen, daß ein jüngerer Zeitgenosse Rhenans, Sturm, seine Biographie zu schreiben unternommen hat, die er zwar weniger aus eigener genauer Kenntniß und freundschaftlichem Umgange mit dem Manne schöpfte, als aus der Schilderung, die dessen Freunde ihm machten[2] („Itaque tantum annotavi, quantum a me per triduum cognosci a familiaribus potuit"). Freilich ist diese etwas dürftig ausgefallen und kaum mehr als ein kurzer Abriß, die Ergänzungen dazu mußten aus den Werken, welche sich auffinden ließen, und aus den Briefen von Zeitgenossen und Freunden, sowie aus seinen eigenen zugezogen werden.[3] Was diese betrifft, so haben sie lange Zeit vernachläßigt und unbenützt, wie im Schutte vergraben, dagelegen und verdanken ihre Wieder-

---

1) Verfasser dieser Arbeit war überdieß während der knapp zugemessenen Zeit seines Aufenthalts in Schlettstadt krank.

2) Sie findet sich in den Rer. Germ. lib. III. des Rhenan, die Sturm besorgte und abgedruckt in Adami vitae phil. German. pag. 61 sqq.

3) Als Merkwürdigkeit verdient angeführt zu werden, daß in der so reichhaltigen Briefsammlung unserer öffentlichen Bibliothek von Rhenan sich wenig oder keine Notizen vorfinden, kaum etwas über ihn; dagegen enthält die Bibliothek des hiesigen Antistitii einen schönen Beitrag in den aufbewahrten Briefen des Rhenan — Autographa — an Bonifacius Amerbach.

geburt dem unermüdlichen Eifer Schöpflin's, der sie im Jahre 1754, mit der Bibliothek seines Landsmannes, wieder ans Licht zog.

Beatus Rhenanus war geboren im Jahr 1485 zu Schlettstadt im Elsaß, wohin sein Vater aus der Nähe, aus Rheinau, übergesiedelt war. Als Grund dieser Uebersiedlung wird angegeben die gefährliche Lage jener ersten Heimat, welche beständig der Ueberschwemmung des Rheins ausgesetzt war. Das jetzige Rheinau liegt auch nicht mehr an derselben Stelle (4 milliaria supra Argentoratum) aus dem gleichen Grunde. (Schöpflin Alsat. illustr. p. 155). Ueberhaupt scheint der Rhein früher oberhalb und unterhalb Straßburgs vielen Schaden angerichtet zu haben; so riß er im dreizehnten Jahrhundert das unterhalb belegene Dorf Honau und einen Theil des dasigen Stiftes weg, und die geistlichen Herren verlegten den Stift nach Rheinau, von der Charybdis in die Scylla. „Und wärnt" — heißt es in Königshavens Chronik von Schilter — von Honowe gezogen gen Rinowe, da derselbe Stift und Dummherren un sint, und tut in der Rhin aber gar we und hat ein gros teil von der Stadt gessen und isset in kurzer Zit gar me abe, das villicht nüt geschehe werent sü selige Münch blieben, alsö ir vorderen."

Lange Zeit nachher, noch im Jahr 1749, sah man bei niederem Wasserstande die Gemäuer, Thür- und Fenstergestelle und Thürmlein emporragen.[1] Die Erinnerung an die Stadt der Väter blieb in dem Namen Rhenanus, der schon vom Vater angenommen, nun auf den Sohn überging, obwohl es diesen später reute, den Familiennamen Bild nicht wieder zu Ehren gebracht zu haben. Die Latinisierung ist übrigens glücklich, denn „Bild" war früher ein gangbares Wort in der Bedeu-

[1] Aug. Stöber Sagen des Elsasses S. 140—141. — Vgl. auch Dorlan: notices historiques sur l'Alsacé et principalement sur la ville de Schlettstadt. Colmar 1843.

tung „Glück", während unser Sprachgebrauch nur noch die Negation beibehalten hat, „Unbild." Der Vater war seines Handwerks Fleischer, erwarb sich jedoch durch Fleiß und gewissenhafte Sorge für seinen Haushalt nicht nur ein bedeutendes Vermögen, sondern auch die Ehrenstelle eines Bürgermeisters. Die treue Pflege der Mutter gieng dem jungen Beatus ab; denn schon im Jahre seiner Geburt, 1485,[1]) starb diese, und das lebenslängliche Wittwerthum seines Vaters brachte ihm keine zweite. Um so mehr ist es bei Beatus anzuerkennen, daß der Gang seiner Entwicklung und sein inneres Leben durch diese Verwaistheit nicht gehemmt und verkümmert worden ist, denn gleich seiner Gelehrsamkeit hat auch sein Charakter und seine moralische Persönlichkeit bei den Zeitgenossen, so viel wir den Spuren nachgehen können, die allgemeinste Anerkennung gefunden — ein Doppellob, das dem Erasmus selten zugekommen ist, jedenfalls vor dem Forum der unpartheiischen Geschichte nicht zugetheilt werden darf. — Seine erste Bildung hatte Rhenan dem Crato von Udenheim und hernach dem Hieronymus Gebwiler zu verdanken, die beide an der Schule in Schlettstadt angestellt waren. Freilich war bei diesen Männern der Eifer und die Pflichttreue größer als die Gelehrsamkeit und der Schüler hätte, auf ihre Anleitung und Disziplin einzig beschränkt, schwerlich über die breite Stufe der Mittelmäßigkeit jemals sich hinaufgeschwungen. Betrachtet man indessen jene Zeit in ihrer eigenen Beleuchtung und nicht in derjenigen, in welcher unser eigenes aufgeklärteres Jahrhundert uns erscheint und eben auch oft für das gewissenhafte Urtheil verblendet, so muß man sagen, daß jene Männer im Besondern vortrefflich waren, so wie im Allgemeinen die Schule in Schlettstadt einen

---

[1]) Sein Geburtsjahr ist keineswegs, wie man hie und da angeführt sieht, contravers (1474 oder 1487) da seine von einem Freunde und Lebensgefährten — Vertzius — gefertigte Grabschrift in Schlettstadt sowohl das Todesjahr als das Alter unzweifelhaft angiebt.

bedeutenden Rang unter den ähnlichen Anstalten damaliger Zeit einnimmt. Es bietet sich hier ungesucht die Gelegenheit dar, ihrer Geschichte mit einigen Worten Erwähnung zu thun.

Schlettstadt, auf der Grenze des obern und unteren Elsasses belegen, war im fünfzehnten Jahrhundert eine der beträchtlicheren von den kleineren Reichsstädten des unteren Theils. Sie erfreute sich eines blühenden Wohlstandes und dieser war größtentheils die Folge des Transithandels mit Weinen, die in die norddeutschen Gegenden abgeführt wurden, so wie auch mancher von den habsburgischen Kaisern erhaltenen Begünstigungen an Zöllen auf der Ill. So ist sich nicht zu wundern, wenn sich Mittel zur Gründung und Erhaltung einer gelehrten Schule fanden; welche besondere Ursache indeß den Magistrat zu dem Unternehmen bewog, ist nicht bekannt. Jedenfalls fand die Stiftung schon vor 1460 Statt. Als erster Vorsteher derselben wurde aus Westphalen der bekannte Ludwig Dringenberg berufen, der bis an sein Lebensende, ungefähr vierzig Jahre, dort wirkte.

Obschon seine Unterrichtsweise schon vielfach von dem wohlthätigen Einfluß des damals eben erwachenden Humanismus berührt war und vortheilhaft von der althergebrachten Mönchsmethode abwich, so war sie doch noch nicht zur Vollkommenheit durchgedrungen und in manchen Stücken noch unter dem Bann, der seit Jahrhunderten die Disziplin in seine starren, eisernen Regeln zwängte. Dringenbergs Nachfolger im Rektorat war nun der schon erwähnte Crato (Kraft) Hoffmann von Udenheim, — nicht verwandt mit dem Geschlecht des Baslerbischofes — der Lehrer Rhenans, welcher letztere ihm auch im Verein mit andern dankbaren Schülern ein Denkmal in der Kirche zu Schlettstadt setzte.[1]) Crato war nun aber so wenig

---

[1]) Vergl. Röhrich: die Schule in Schlettstadt; in Ilgens Zeitschrift von 1834 Band IV. Diesen Aufsatz hat der Verf. seitdem verändert und viel vermehrt in seinen „Mittheilungen aus der Gesch. des Elsasses",

wie sein oben erwähnter College Gebwiler, der in Basel studiert hatte, der Mann dazu, Dringenbergs Mängel in den Schulreformen zu beseitigen und alten Ballastes sich zu entschlagen. Rhenan sammt Mitschülerschaft mußten noch unter dem schweren Joch des **Alexander de villa Dei** seufzen und aus dessen **Doctrinale** ihre ersten Rudimente mühsam schöpfen. Dieser Alexander, ein französischer Franciscaner aus dem dreizehnten Jahrhundert, hatte in seinem erwähnten Lehrbuch (vgl. Burckhardt: **de lingaue latin. fat. I, 285**[1]) den ganzen Vorrath grammatikalischer Regeln ohne System und Ordnung in leoninische Verse — man kann sich denken wie unsäglich geschmacklose — zusammengeschweißt. Sein Anfang lautete:

Rectis *as es, a* **dat declinatio prima**

Atque per *am* **propria quaedam ponuntur Hebraea.**

Es hatte sich unter dem Einfluß der Mönche eine solche unbestrittene Geltung zu verschaffen gewußt, daß nicht nur Commentare dazu verfaßt, ja im fünfzehnten Jahrhundert allein 49 Auflagen gedruckt wurden, sondern daß selbst ein Comentator, der sich erlaubte hie und da die schlechten Verse zu corrigieren, bei den Scholastikern sich den Ruf eines Ketzers zuzog, und nun vollends über Hermann Busch, der seine Abschaffung bezweckte und auch wirklich durch sein **vallum humanitatis** am meisten zu derselben beitrug, ein wahres Anathema ergieng. Ein Glück aber muß es gewesen sein, daß es endlich verscholl, wenn Bebel sagen konnte: „O du bejammernswerthes, vernachläßigtes Deutschland, das den Alexander, den Verderber seiner Jugend schätzen kann." Kaum viel besser übrigens, wenigstens kaum geeigneter für die Jugend, als dieses **Doctrinale** scheinen die Bücher zweier anderer Männer gewesen zu sein, welche damals gleichfalls in der Schule Kurs hatten — des Petrus Hispanus

---

Straßb. 1855, I, 78 u. f. — Raumer: Geschichte der Pädagogik I, p. 110 folgg.

[1]) Ibid. II, 407 seqq.

nämlich und des Tartaretus. Jener, sonst unter dem Namen Johann XXI. als Papst bekannt, von dem die Geschichtschreiber gesagt haben, er sei ein besserer Arzt als Papst gewesen, schrieb außer medizinischen Schriften noch sogenannte summulae logicae, ein vollständiges System der Schlußmodi, und Tartaretus, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Rector der Universität Paris, gab dazu Expositionen. Trotz diesen beengenden Fesseln machte Rhenan in seinen Kenntnissen solche Fortschritte, daß er neben seinem Lehrer und von diesem auserwählt eine Art von Aufsicht und Controle über die andern Schüler erhielt, ja sogar ermächtigt wurde, ihnen von seinem Wissen mitzutheilen und nöthigenfalls sie durch die Zuchtmittel des strafenden Wortes sowohl, als durch anderweitige argumenta ad hominem in Respekt zu erhalten. Sapidus, zu deutsch „Witz", ein treuer Anhänger des Erasmus und Freund Rhenans, später als tüchtiger vielverdienter Schulmann anerkannt, hat damals unter Rhenans Auspizien als jüngerer Mitschüler gedient. Ueberhaupt aber ist merkwürdig und rühmlich hervorzuheben, wie viele Männer neben Rhenan das kleine Schlettstadt hervorgebracht hat, die durch alle Hemmungen eines noch unvollkommenen Schulunterrichts sich hindurch gerungen haben zur Freiheit des Denkens und der Höhe reiner Wissenschaft. Unter ihnen nimmt nun allerdings Rhenan die erste Stelle ein — „litteratorum in oris his facile princeps," sagt Schöpflin von ihm — aber Männer [1]) und Zeitgenossen wie Wimpheling, der oben erwähnte Sapidus, Majus, Spiegel, Phrygio sind doch immerhin auf so beschränktem Kreise bedeutende Erscheinungen; und wenn Schlettstadt auch kein so zahlreiches Contingent stellen konnte, wie Erasmus in seinem Encomium auf die Stadt es dichterisch beschreibt, wenn er sagt, daß sie so viele hervorragende Geister auf einmal zu Tage gefördert habe, als viele andere überhaupt, oder daß für diese

[1]) Alsat. illustr. II. 386, siehe daselbst auch die übrigen Namen.

Heroen der Bauch des trojanischen Pferdes nicht ausgereicht hätte, — wenn, sage ich, dieses Compliment auch auf Rechnung des Dichters fallen mag, so ist doch der Umstand, daß ein Erasmus zu solchem Lobgedicht sich veranlaßt sehen konnte, sowie auch dessen reger ununterbrochener Verkehr mit den Schlettstädtern Beweis genug, daß dort Geist und Gelehrsamkeit hinreichend zu finden war. Uebrigens bildet auch in diesem Gedicht, jedenfalls mit Absicht, den Schluß und die Krone Rhenan: **Ut sileam reliquos** — endet es — **non te satis ille Beatus Rhenanus, lingua doctus uterque, beat?**

Wie lange Rhenan in dieser Schule zubrachte, wissen wir eben sowenig, als die Zeit seines Aufenthaltes, den er zur Fortsetzung seiner Studien nunmehr in Paris nahm. Um dieselbe Zeit war auch Erasmus dort anwesend; ob schon damals zwischen ihm und dem beinahe zwanzig Jahre jüngeren Rhenan freundschaftliche Beziehungen sich angeknüpft haben, ist mir sehr zweifelhaft.[1]) Die vor Kurzem erfundene Buchdruckerkunst erfeute sich auch in Paris eines regen Betriebs und in der Druckwerkstätte des Heinrich Stephanus sehen wir auch unsern Beatus, wahrscheinlich als Corrector beschäftigt. Wenn ihm auch später — ob mit Recht oder Unrecht bleibt dahingestellt — eine gewisse Zähigkeit im Festhalten seines Eigenthums und Mangel an Freigebigkeit im Veräußern desselben vorgeworfen wird, so scheint doch jene Anstellung sich noch auf andere Gründe zurückführen zu lassen, als den des bloßen Gelderwerbs. Die Werkstätte des Stephanus war gewiß ein Vereinigungsort vieler Gelehrter und gebildeter Männer, von deren Umgang man um so eher sich etwas aneignen und zu seiner eigenen Ausbildung erbeuten durfte, als die Lehrstühle der Universität nicht immer mit Zierden der Wissenschaft besetzt und wissenschaftliche Fächer nicht immer durch Vorlesungen vertreten waren. Gerade über classische Schriftstellerei — ein Gegenstand, der doch den Bea-

[1]) Den Dichter Faustus Andrelinus lernte er dort kennen.

tus besonders anziehen mußte — wurden im größten Theil des fünfzehnten Jahrhundert keine Vorlesungen gehalten, und als nun endlich nach der Vertreibung Fichet's, durch welchen die Universität einen kleinen Aufschwung erhalten hatte, um's Jahr 1473 Georg Hermonymus von Sparta nach Paris kam und einen Curs für Alterthumswissenschaft eröffnete, indem er seinen Homer und Isocrates erklärte, so war er erstens einmal der einzige, welchem diese Lehrthätigkeit anheimfiel, dann aber hatte der Gegenstand an ihm keineswegs einen seiner Würde entsprechenden Vertreter gefunden. Erasmus wenigstens spendet ihm kein Lob, wenn er sagt, er habe griechisch gestammelt und im Uebrigen weder lehren können, noch auch, wenn er es gekonnt hätte, lehren wollen.[1] Wenn übrigens selbst er, als Lehrer, es nicht unter seiner Würde hielt, durch seine saubere Hand sich Geld zu verdienen, indem er selbst seinen Zuhörern gegen Honorar Exemplare der behandelten Schriftsteller abschrieb, so kann den Beatus noch viel weniger ein Vorwurf treffen, wenn er für seine Beschäftigung in einer berühmten Druckerei Geld sollte angenommen haben. — Neben Georgius Hermonymus, und wahrscheinlich mit mehr Erfolg, hörte Rhenanus zu Paris den durch sein Verhältniß zu Erasmus bekannten und durch ziemlich allseitige Gelehrsamkeit ausgezeichneten Faber Stapulensis, welcher Dialectik und Physik vortrug. Zu ihm muß Rhenan in sehr freundschaftlichen Beziehungen gestanden haben, wie dieser es in einem Brief an Reuchlin selbst ausspricht; auch der briefliche Verkehr, welchen nach Beat's Rückkehr in seine Heimat beide unterhielten, zeugt dafür. Durch ihn wurde Rhenan, wie in das Studium der Philosophie im Allgemeinen, so in das des Aristoteles im Besondern eingeführt, und die Verdienste seines Lehrers in beiden Richtungen schätzt er so hoch, daß er ihn in jener für eigentlich bahnbrechend und für einen Restaurator erklärt, in dieser aber seine Commentare den bisher

[1]) „Non tam disciplina, quam patria clarus" urtheilt über ihn Rhenan in einem Briefe an Reuchlin.

maaßgebenden des Ammonius, Simplicius, Philoponus weit vorzieht, ja diese fortan für überflüssig und beseitigt ansieht. Leider fehlen uns aber weitere Nachrichten über sein Leben und seinen Studiengang zu Paris, während z. B. die Quellen über die Studiengeschichte seines spätern Freundes Amerbach in dessen eigenen Briefen so reichlich fließen. Gewiß ist, daß für Erweiterung seiner Kenntnisse der Aufenthalt auf der Universität nicht fruchtlos blieb, denn in dem vorhin erwähnten Brief an Reuchlin, den er im Jahr 1509 als 24 bis 25jähriger Jüngling von Schlettstadt aus schreibt, zeigt sich schon eine Herrschaft über die lateinische Sprache, ein Urtheil über die Fähigkeit bekannter Lehrer und eine Einsicht in die alte Philosophie, welche nur wissenschaftliche Reife verleihen kann. — Seines Bleibens in Schlettstadt war übrigens nicht sehr lange, denn nachdem er sich noch längere Zeit — einige Jahre — in Straßburg, wir wissen nicht unter welchen Verhältnissen, aufgehalten, finden wir ihn schon Anfangs des Jahres 1513 in unserer Vaterstadt Basel. Dieß wenigstens ist das Jahr eines Briefes, welchen er an Matthias Schurer nach Straßburg schrieb [1]) in Sachen eines zu druckenden Schriftchens, das ihm empfohlen worden war. In diesem Jahre kam auch Erasmus nach Basel [2]) und die Bekanntschaft beider Gelehrten scheint gleich nach dessen Ankunft ins Leben getreten zu sein, denn in einem Schreiben des Erasmus an den Freiburger Juristen Zasius, vom folgenden Jahr (1514), läßt Rhenan diesen schon durch Vermittlung seines Freundes grüßen, und das Jahr darauf dediziert ihm Erasmus den Commentar zum ersten Psalm. Wahrscheinlich, daß der Druck von Erasmus Adagia, um dessen willen dieser

---

[1]) Bei Freherius script rer. germ. I 2, 573.

[2]) Nicht erst 1514, wie es in dem betreffenden Artikel der hallischen Encyclopädie heißt, und auch Stockmeyer meint (Basl. Buchdruckergesch.): denn unter dem 22. Dez. 1513 adressiert Zasius an ihn einen Brief nach Basel.

nach Basel kam, die nächste Veranlassung zu ihrer Bekanntschaft wurde, denn Rhenan setzte seine Pariser Beschäftigung in Basel fort und besuchte fleißig die Buchdruckerwerkstätten; das erste Haus, in welchem wir ihn finden, ist das des Johannes Amerbach. Im Uebrigen war dieß so wenig wie in Paris der Zweck seines Aufenthalts, dieser hatte einen rein wissenschaftlichen Charakter und dient unserer Vaterstadt zur höchsten Ehre. Nämlich Rhenan wählte Basel, weil er hier seine Studien zu vervollkommnen und eher als in Paris und Straßburg für seine wissenschaftlichen Bestrebungen Nahrung und Anregung zu finden hoffen durfte. Eines solchen Rufes genoß damals Basel und mit Recht. Schon Reuchlin war im Jahr 1474 nach Basel gekommen und schrieb auf Anregung Amerbach's sein lateinisches Wörterbuch,[1] ein Grieche, Andronicus Contoblacas, hatte damals den Lehrstuhl der griechischen Sprache inne, Basel allein unter allen deutschen Universitäten hat das Glück gehabt, die geflüchteten oder ausgewanderten Griechen, welche nach Frankreich ihre Sprache und Litteratur verbreiteten, innerhalb seiner Mauern zu sehen. Zum Glanz und zur Förderung des wissenschaftlichen Lebens trug allerdings die hier schnell in Blüte gekommene und von gebildeten Meistern eifrig, sogar mit Aufopferung betriebene Buchdruckerkunst bei — und unter diesen war der erste Johannes Amerbach, an den sich nun Rhenan anschloß. Erasmus Ankunft und die bald darauf erfolgende Oecolampad's erhöhten den Glanz, und die Opposition, die von gewissen Seiten her schon damals gegen die freieren Regungen des Geistes, die jene Leute brachten und weckten, ankämpfte, diente nur dazu, die Thätigkeit zu befördern und die Geister in beständiger Spannkraft zu erhalten. — Im Hause Amerbachs hatte Rhenan das Glück, einen für seine Zeit ausgezeichneten Mann als Lehrer von Amerbachs Söhnen zu finden — den Johannes Conon, dessen Interpretationen der grie-

[1] Und schon vor Reuchlins hebräischer Grammatik war die Pellicans erschienen.

chischen Schriftsteller er nunmehr in Gesellschaft der Amerbache anhörte.

Conon war gebürtig aus Nürnberg und gehörte dem Orden der Dominikaner an. Wir finden ihn aber zuerst in Italien als eifrigen Schüler des Musurus und Scipio. Durch Vermittlung Reuchlins kam er hernach nach Basel und unterstützte hier zunächst durch seine gediegene Kenntniß der classischen Sprachen den Amerbach, der ihn früher schon in Pavia getroffen hatte, in der Herausgabe der Kirchenväter.[1])

Rhenan stellt ihn als feinen Sprachkenner und glücklichen Verbesserer über Reuchlin.[2]) Leider dauerte seine Wirksamkeit nicht lange, am kürzesten für Rhenan, denn schon im Jahre 1513 starb er. Der dankbare Schüler ließ ihm auf das Grab[3]) die Worte setzen: Den Guten muß man auch nach ihrem Tode Liebesgaben spenden (τοὺς ἀγαθοὺς καὶ θάνοντας εὐεργετεῖν δεῖ). Das Verhältniß zu den Gebrüdern Amerbach blieb auch nach Conon's Tode fortbestehen, und Bruno's Hinschied im Jahre 1519 gieng unserem Rhenan sehr zu Herzen; es möge aber einer kundigern Feder als die meinige vorbehalten sein, hier noch etwaige Lücken zu ergänzen, und ich muß diese Hoffnung um so eher aussprechen, als jene Arbeit über Bonifazius Amerbach, die ich hier im Sinne habe, gerade ihrer Gediegenheit wegen die Fortsetzung so schmerzlich vermissen läßt.[4])

---

[1]) Fechter in den Beiträgen der historischen Gesellsch. von Basel Bd. 2, p. 180 seq.

[2]) Rhenan in seiner Zuschrift an Carl V., vor der Ausgabe der Werke des Erasmus.

[3]) In der Predigerkirche. — Die vollständige Inschrift siehe bei Toniola Basilea sepulta.

[4]) Besonders intim war — um hier einiges zu bemerken, das Verhältniß zu Bonifazius Amerbach, dem berühmten Juristen. Er steht in der Reihe von Rhenanus Freunden jedenfalls oben an. Ihr gegenseitiger Briefwechsel leidet kaum eine Unterbrechung. Alles Mögliche wird darin mitgetheilt, was gerade einen jeden interessirte oder ihm begegnete: Fra-

Auch mit Froben hatte Rhenan viel zu verkehren; er wohnte und speiste sogar lange Zeit in seinem Hause, obschon mit Unterbrechungen, denn im Jahre 1516 schreibt er an Erasmus, seit seiner Rückkehr aus Schlettstadt sei er nicht mehr Tischgenosse des Buchdruckers gewesen, und im folgenden Jahre berichtet er an denselben, Froben sei zu ihm in sein Haus gekommen. Wo er einstweilen seine Wohnung aufgeschlagen hat, habe ich nicht ermitteln können, gewiß ist, daß er sich wieder bei Froben einlogierte, denn von den Briefen Zwingli's an ihn aus dem Jahre 1519 sind mehrere mit der Wohnungsadresse „zum Sessel" bezeichnet, wie ja bekanntlich Froben's Haus hieß. Es mochte ihm am bequemsten geschienen haben, da Tisch und Bett aufzuschlagen, wo er fortwährend beschäftigt und in Anspruch genommen war, sei es durch den Druck eigener, sei es durch Besorgung fremder Schriften, welche die Pressen der Werkstätte bewegten. Besonders von Erasmus ist nicht leicht ein Werk herausgekommen, das nicht zuerst die Hände Rhenan's passierte und dessen Ueberwachung, Beförderung zum Druck, Correctur nicht dem Freunde vom Verfasser selbst empfohlen war. Kleine Szenen zwischen beiden Männern, Rhenan und Froben, mag es wohl hie und da gegeben haben, denn dieser war im Feuereifer für den Glanz seiner Werkstätte etwas

gen über juridische Gegenstände neben Anliegen des gewöhnlichen Lebens, Bitten um Codices, Empfehlungen an berühmte Männer wie Zasius, Alciat, neben Ereiferungen über das Mißgeschick der Zeiten, Vorschläge zu Epitaphien für Vater Joh. Amerbach und Bruder Bruno, neben Besprechungen über Drucklettern, Auseinandersetzung interessanter Prozesse und Ansprechen um juridischen Beistand für bekannte Pesonen, neben der Bitte, den Schutzbefohlenen die Merkwürdigkeiten Basels, das Zeughaus (Arsenal) und die Holbeinischen Wandgemälde im Rathhaus zu zeigen u. a. m. Der Brief frühesten Datums (1515) ist griechisch geschrieben (von Rhenan) und gut stylisiert, leidet aber an einigen grammatikalischen Unrichtigkeiten, so ὥστε σὲ παροξύναι (statt παροξῦναι), φαῦλα ἂν δόξοι (statt δόξαι), οἴσπερ (statt οἵσπερ), ψῆφος προσθέτεται (statt προστέθειται).

aufbrausend und wußte seinen Gleichmuth nicht immer zu bewahren, wenn ein Fehler vorfiel oder die Presse etwa einmal aus augenblicklichem Mangel an Beschäftigung stockte. Rhenan war jedoch milder Natur und setzte den Expectorationen des guten Herrn kein Ungestüm entgegen. „Zwischen Froben und mir — schreibt er an Erasmus — wär' es beinah zum Krieg gekommen. . . . . Außer Athem kommt er in mein Haus und bittet mich um Gottes Willen, ihm etwas zum Druck zu geben. Denn das — fährt Rhenan fort — ist so seine Sitte, dann erst irgend ein Werk zum Druck zu verlangen, wenn seine Arbeiter keine Beschäftigung mehr haben." Der Brief erzählt dann weiter, wie Froben gescholten und ihm Vorwürfe gemacht habe, daß er gar nicht auf sein, Froben's, Interesse bedacht sei und ihm nur fliegende Blätter, statt großer Bände einhändige — wie Rhenan auf diese Ausbrüche hin sich zusammengehalten und den allzu eifrigen Drucker endlich durch Bitten und schmeichelnde Worte, aber auch durch Drohungen, zum Schweigen gebracht habe. Im Folgenden liegt vielleicht auch ein kleiner Vorwurf für Froben. Rhenan klagt nämlich über die kleinen Lettern, womit der Erasmische Hieronymus gedruckt wurde. Auch hier treibe das Glück, wie in allen irdischen Vorkommenheiten, sein Spiel. Das Geschreibe von Betrügern und anderen Lumpen werde immer aufs sorgfältigste gedruckt und aufs schönste ausgestattet, während den gediegenen Werken von Gelehrten keine Spur von Sorgfalt zu Theil werde; es sei nicht genug, daß diese schon in den Verhältnissen des äußern Lebens kümmerlich genug, jene dagegen aufs üppigste ausgerüstet seien — nein, auch nach dem Tode, in ihren litterarischen Denkmälern müßten sie noch die Ungunst des Geschicks erfahren. — Jene erwähnte Eigenthümlichkeit im Charakter Froben's berührt auch Rhenan's Amanuensis, Burer, indem er nach Schlettstadt schreibt: Froben ist mir zwar lieb, aber seine Zunge hasse ich, **„quod soleat nonnunquam ex eodem ore calidam et frigidiorem efflare."** Was aber das Essen angeht, so räth er sei-

nem Herrn bei Froben's zu Tische zu gehen, denn dort werde eine ausgezeichnete Tafel geführt. Von der Wohnung war nicht mehr die Rede, denn Rhenan hatte sich eine andere gemiethet, die ihm und seinem Famulus gut zugesagt zu haben scheint — die Wohnung nämlich „zum Rosenberg" in Klein-Basel. Schon 1519 muß er diese bezogen haben, denn Burer schreibt in diesem Jahre einen Brief an Rhenan „e Monte Rosario", worin er sich bitter beklagt über einen gewissen Schabler, eine scabies, der in seinen Calender eingetragen habe, wie viel Rhenan dem Froben für die Kost während dreier oder vier Jahre schuldig sei.[1])

Das Haus zum Rosenberg hatte die Aussicht auf einen dazu gehörigen sehr anmuthigen Garten, daher der Eigenthümer ihm auch diesen Namen gab. Diese Annehmlichkeit reizte übrigens auch Andere, in dem Hause, sogar, wie es scheint, widerrechtlich sich anzusiedeln. Wenigstens meldet Burer seinem Herrn Angriffe, die diesen Charakter tragen. Beatus Rhenanus war nämlich damals durch Nachrichten über seines Vaters bedenklichen Gesundheitszustand bewogen worden, nach der Heimat zu reisen, und kam gerade recht, ihn vor seinem Hinscheid noch zu umarmen, denn Tags darauf starb dieser. Seine Abwesenheit aber setzte den Famulus in gewaltige Verlegenheit. Zwei Pfaffen nämlich — schreibt er ihm — von demselben Schlage wie ungefähr alle Priester unserer Zeit, kommen täglich mit Schelten und Schimpfen, weil wir nicht aus dem Hause weggehen, und behaupten, an sie sei auf kommende Frohnfasten der Platz vermiethet, nicht an uns. Ich aber stemme mich aus allen Kräften, mit Händen und Füßen dagegen und weiche nicht von der Stelle, wenn ich nicht auf dem Wege Rechtens ausgetrieben werde, oder Du anders entscheidest. Denn wir Studenten — heißt es weiter — haben Privilegien von der löb-

[1]) Weiterer Aufschluß ist aus dem Briefe kaum zu erhalten, da das Detail uns dunkel bleiben muß.

lichen Universität Basel, nach denen wir befugt sind, aus einmal gemietheten Häusern nicht anders zu weichen, als wenn der Eigenthümer sie beziehen will. — Wie es in dieser Geschichte weiter ergangen, ist nicht bekannt, nur erfahren wir aus einem Brief des Episcopius, der den Rhenau damals schon genau kannte und oft zum Frühstück einlud, daß wirklich Lumparter — so wird der Eigenthümer genannt — das Haus an jene Pfaffen vermiethet habe. Des Briefstellers Urtheil über diese Miethsherrn ergänzt übrigens auf wenig zweideutige Weise die Andeutungen Burer's. Sie seien, sagt er, Dirnenjäger (insignes scortatores), die da wegen der isolierten Lage und des geringen Verkehrs auf der Straße ihre Wirthschaft um so ungestörter zu betreiben hofften. — In der Werkstätte Froben's, um auf diese zurückzukommen, scheint auch nicht gerade jeder Augenblick dem Dienst der Wissenschaft gewidmet gewesen zu sein. Wenigstens wurde es oft dem Burer sehr unheimlich und unbehaglich, um anderer Dinge willen, die daselbst gesprochen und getrieben wurden. Als Urheber des Scandals nennt er Galli lenones und findet sie deßwegen so unerträglich, weil sie ohne Scheu ihr schmutziges Handwerk selbst in Gegenwart von Knaben und jungen Leuten betrieben. Kurz vorher schien das Verhältniß Burer's zu seinem Herrn sich auflösen zu sollen, wir wissen nicht durch wessen Schuld oder auf welche Veranlassung hin. In dieser Angelegenheit schreibt der Famulus an Rhenan, wenn er ihn durchaus aus seinem Dienst entfernen wolle, so möge er ihn wenigstens mit sechzig Goldgulden unterstützen, um ihm dadurch einen Aufenthalt in Wittenberg bei Melanchthon zu ermöglichen. Wenn er beifügt, daß diese Summe dem Rhenan ja keinen Abbruch thue, ihm dagegen einen beträchtlichen Dienst erweise, so läßt sich daraus ein Schluß auf die günstigen Vermögensverhältnisse des zuerst Genannten ziehen.[1] Das Verhältniß hielt sich indeß noch eine Zeitlang,

[1]) Seine Hinterlassenschaft an Geld belief sich auf 8000 aurei (Freher rer. german. script.)

wenigstens bis der Druck des Vellejus beendet war. Später finden wir den Burer als Schulmeister im Niedersiebenthal.

Um das Leben eines Gelehrten zu würdigen, ist unumgänglich nothwendig, auch auf diejenigen Kreise einen Blick zu werfen, innerhalb deren sein wissenschaftliches Leben sich bewegt und durch die Ebenbürtigkeit mit andern Gleichgesinnten ein ihm entsprechendes Feld der Thätigkeit, des geistigen Wetteifers findet. Besonders die Zeit, in welcher Rhenau lebte, bot Gelegenheit, ja drängte beinah jedem, welcher überhaupt an den Zeitinteressen Antheil nahm, die Nothwendigkeit auf, sich Gesinnungsgenossen anzuschließen und an ihnen einen Halt zu finden, denn die großen Fragen, welche damals die Welt bewegten, mußten auch an die stille Zelle des Gelehrten pochen und ihn herausrufen aus der Stickluft des todten Bücherkrams auf den bewegten Markt des Lebens, wo Kampf und Widerstand, Parthei und Gegenparthei das Losungswort war. Die Reformationsideen, die damals anfingen in dem Chaos der Traditionen zu gähren, rüttelten, wie sie zunächst ihr Entstehen dem wiedererwachenden wissenschaftlichen Streben verdankten, nun auch die Gelehrten aus ihrer Ruhe auf und warben sie zu Vorkämpfern; durch sie waren sie ins Leben gerufen, durch sie wollten sie auch vertheidigt und in ihren Rechten gesichert sein; keiner, der nicht taub war für die Stimme der Zeit und abgestorben den Interessen der Menschheit, konnte ihre Mahnung überhören; er mußte entweder als Freund wünschen, daß sie durchdrängen, oder als Feind, daß sie verstummten. Natürlich beutete aber der damalige Gelehrtenstand die Schätze der Wissenschaft nicht ausschließlich im Geiste der Reformation oder zum Kampfe gegen dieselbe aus, sondern betrieb auch, wie früher und später, seine unabhängigen, von keiner Tendenz geleiteten oder dem Interesse einer Parthei geweihten Studien — kaum aber in Verbindung mit anders Gesinnten. Fassen wir nun zum Zwecke unseres speziellen Gegenstandes jene Verbindungen oder Gesellschaften Gelehrter ins Auge, so scheint zu-

nächst in Basel sich eine solche gebildet zu haben, der wenigstens Erasmus und Rhenan angehörten, denn in einem (Anno 1518) geschriebenen Briefe äußert sich der letzt Genannte bei der Erwähnung von Erasmus Abreise von Basel in der Weise, daß er sagt, das „Sodalitium . litterarium" dieser Stadt sei durch jenen Weggang sehr schmerzlich berührt worden; auf keinen Fall aber trug dieses „Sodalitium" einen so ausgeprägten Charakter, als dieß in den Gesellschaften von Beat's Vaterstadt Schlettstadt und von Straßburg der Fall war. Denn von diesen beiden wissen wir die Namen der sie constituirenden Mitglieder; dort war das Haupt und die Zierde, wie er genannt wird, Jacob Wimpheling, ein bedeutend älterer Freund Rhenans, der übrigens zu derselben Zeit mit ihm in Paris studierte, ferner war dabei Paul Phrygionius, der Reformator Schlettstadt's,[1]) unser Rhenan, Jacob Wolf, Martin Bucerus,[2]) der schon erwähnte Sapidus, Beatus Arnoaldus, Paul Volzius, Johannes Gunther, Lazarus Schurer, Jo. Restatius, Martin Egerinus, Jo. Majus, Lazarus Jgerinus und Jo. Priscus.[3]) Unter diesen sind dem Rhenan aus alter Bekanntschaft die am nächsten stehenden Wimpheling und Sapidus, und es wird gerechtfertigt sein, hier einige Andeutungen über sie zu geben. Der erst Genannte war zuerst Prediger in Speyer, hernach Lehrer zu Heidelberg und kam mit den Augustinermönchen, die ihm auf alle Weise zusetzten, so sehr in Conflict, daß er von diesen der Ketzerei wegen sagar vor dem päpstlichen Stuhle

---

[1]) Ueber diesen lautet übrigens Rhenan's wissenschaftliches Urtheil nicht am schmeichelhaftesten: minime quidem malum — nennt er ihn in einem Briefe an Amerbach — tamen non eo judicio praeditum quo hic (in rebus philologicis) opus est.

[2]) Der unermüdliche Vermittler zwischen den deutschen und schweizerischen Reformatoren.

[3]) Vergl. Riegger, das Leben des Zasius S. 1220 und die Dedicationsepistel von Spiegel an Jacob Villinger, Rathsherrn und Schatzmeister Carls V., vor dem Hymnus Prudent. de mirac. Christi.

verklagt wurde, ein Prozeß, der durch die Verwendung seines einflußreichen Verwandten Spiegel und Peutinger's keinen weitern Fortgang nahm. Die Ketzerei war übrigens eine sehr unschuldige und bestand lediglich darin, daß sein freier Geist schlechterdings die Ueberzeugung nicht in sich aufnehmen konnte, der heilige Augustin habe schon eine Kapuze getragen, wie seine Mönche. Trotz seiner freiern Denkungsart indessen konnte er der Reformation sich nicht in die Arme werfen, denn sein Streben nach Wahrheit lag in beständigem Conflict mit dem eben so tief in ihm wurzelnden Respekt vor der Autorität der Kirche und Tradition. Für uns mag noch die Notiz interessant sein, daß er in der Schweiz gewaltigen Lärm erregte durch eine Schrift,[1]) worin er, ein Anhänger des deutschen Kaiserthums, die Schweizer glaubte ermahnen zu müssen, einmal zur Vernunft zu kommen, und bei dieser Gelegenheit sie nicht gerade von der vortheilhaftesten Seite darstellte. Das Buch rief natürlich Gegendemonstrationen hervor. Die am meisten patriotische wurde ihm in Wien zu Theil, wo die studierende Schweizerjugend ein Autodafe über dasselbe verhängte. Glarean schrieb auf den Titel desselben bloß die Worte: Crescat, vivat, vigeat gloria Helvetiorum. — Eine ganz anders geartete Natur war Sapidus, der das Sprüchwort nomen et omen an sich bewahrheitete. Mit großem Talent des Witzes und Spottes begabt, richtete er diese zumeist gegen ernsthafte Dinge, welche er durch diese Waffen bekämpfen wollte, und sprach oft über religiöse Ceremonien und altkirchliche Institute mit so schneidender Schärfe, daß dem gut konservativen Wimpheling angst und bange ward und er ihn mit Verklagung vor dem Ketzergericht bedrohen mußte.[2]) Sonst war er ein tüchtiger Schulmann und hatte im Jahre 1517 nicht weniger als neunhundert Zöglinge unter Zucht und Controle — (auch den Thomas Platter). — Mit

---

[1]) Pro pace Christianorum et pro Helvetiis.

[2]) Rhenan an Zwinglt.

Erasmus stand er auf so vertrautem Fuß, daß er dem Oecolampad einen Empfehlungsbrief an ihn mitgeben konnte; auch Zwingli hielt große Stücke auf ihn;[1]) er betrachtet ihn als einen der Auserwählten, welche von Gott reichlich begabt sind mit dem Talent für Sprachen und Auslegung, um segensreich in ihrem Amte zu wirken. Dieser Stand, sagt er, ist im höchsten Grade nothwendig, und gleichwohl nie im Verhältniß zu seinem Werthe honorirt.[2]) Sapidus scheint übrigens auch Momente gehabt zu haben, wo sein Beruf und seine Stellung in Schlettstadt ihm wie ein Alp auf der Seele lagen. „Glücklich ihr — schreibt er in einem an Erasmus Freunde gerichteten Gedichte — und unter guten Sternen geboren, denen ein solches Loos zu Theil wurde, in Basel zu leben, ich mühe unter einem unwissenden Schulvolk mein armes Leben ab!“ — Es ist von keinem Interesse, die Daten anzugeben, die uns den Rhenan bald in Schlettstadt im Kreise dieser Freunde, bald wieder in Basel, bald weiter unten in Straßburg zeigen; sie lassen sich zur Noth aus seinen und seiner Zeitgenossen Briefen zusammenstellen, aber geben durchaus keinen Gewinn ab für die Geschichte seines Lebens. Daß bei der verhältnißmäßig geringen Entfernung beide Orte, der eine als seine Heimat, der andere als eine durch mehrjährigen Aufenthalt ihm wohlbekannte Stadt, öfter von ihm besucht wurden, versteht sich von selbst. — Von Otto von Brunfels, der durch seine Vertheidigung Hutten's gegen Erasmus bekannt geworden ist und später als Doctor Medicinae in Basel sich aufhielt, ist noch ein Schreiben an Rhenan vorhanden, worin er diesen um Aufnahme in die Gelehrtengesellschaft zu Schlettstadt bittet: „Ich weiß nicht — heißt es — wie viel Dir an mir liegt, Du aber, um die Wahrheit zu gestehen, hast ganz Besitz von meiner Seele genommen. Uebrigens kenne ich Dich nicht von Angesicht, aber wenn ich einmal das Glück hätte, Deine weisheitverkündenden Züge und

---

[1]) In einem Briefe an Rhenan. [2]) Also damals schon!

Deinen fein gebildeten Geist in der Nähe zu sehen, und wenn ich Theil nehmen dürfte an jenem so geselligen Schlettstadter Verein und vor meinem Tode einmal von Angesicht zu Angesicht jenen herrlichen Beatus zu sehen mir vergönnt wäre, so würde ich mich für glücklich und selig halten."

Der Gesellschaft zu Straßburg präsidirte ebenfalls Wimpheling; die hauptsächlichsten Mitglieder derselben nennt Erasmus in einem Briefe an denselben,[1]) wo er sich in ungemeinen Lobeserhebungen über sie ergeht und den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, als einen durchaus günstigen schildert. Auch Beatus rühmt die freundliche Aufnahme, die ihm während des Aufenthalts einiger Tage in Straßburg zu Theil wurde. „Ich vergesse nicht — äußert er sich[2]) — wie wohlwollend und gastfreundlich die litterarische Gesellschaft mich aufnahm und mit welch stattlichem Mahle sie mich bewirthete. Du kannst denken, mein lieber Luscinius, wie angenehm es mir sein mußte, so viele gelehrte, die Wissenschaft so hoch schätzende Männer beisammen zu sehen, die theils griechisch verstehen, theils unter Deiner Leitung glücklich nach jenem Verständniß hinsteuern." — Es scheint darnach, daß Beatus nicht selbst eigentliches Mitglied war. Hören wir noch Erasmus darüber:[3]) „Glaube mir,

[1]) In fine lib. de copia rerum.

[2]) Beat. Rhen. an Luscinius; vor den zwei Brevets Leo's für Erasmus (vergl. Schöpflin II, 344 seqq.

[3]) Sämmtliche Namen siehe bei Koch, Mémoires de l'institut national, sciences politiques et morales, tom. IV, p. 356. Es waren darunter Sebastian Brant, Jacob Sturm, Matthias Schurer. Zu dieser rührigen Gelehrtengruppe, welche den Oberrhein von Straßburg aus bis nach Schaffhausen zum Mittelpunkte des oberen Deutschlands machte, gehörte auch der aus Straßburg gebürtige Johann Adelphus, ein Jugendfreund Rhenan's, über welchen, da er sonst wohl schwerlich einen Biographen finden wird, hier einige Notizen am Platze sein werden, welche ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. Aug. Stöber verdanke. Er gab Einiges von Erasmus

in keinem Gespräch, geschweige denn in einem Brief könnte ich das Vergnügen schildern, das ich empfand bei dem Anblick, der mir das Bild eines alten philosophischen Staates darstellte: so viele vortreffliche Männer von den edelsten Familien, die durch ihre ganze Haltung einen außergewöhnlichen Verstand, die größte Unbescholtenheit und eine völlig majestätische, aber mit wunderbarer Bescheidenheit gemischte Erhabenheit beurkunden. Agamemnon glaubt bei Homer, er würde glücklich sein, wenn er zehn Nestore in seiner Umgebung hätte — um wie viel glücklicher ist unser hohe Kaiser Maximilian, der in einem Staat so viele Nestore, oder Scipione, oder Catone, oder wo möglich noch weisere und ehrenfestere zählt. Wenn ich die Würde und Gemessenheit jener Männer anstaunte, so glaubte ich völlig die alten Areopagiten zu sehen; sah ich auf den ruhigen, ernsten Charakter, so kamen sie mir wie lauter Fabiusse vor. Dann, wenn ich an die Mäßigkeit ihres Mahls, an die Nüchternheit und ärmliche Einfachheit ihrer ganzen Lebensweise dachte, so schwebte wieder das Bild der alten Lazedämonier vor meinem innern Auge. Hierauf, wenn ich gewahr wurde, in wie wunderbar glücklicher Mischung die Strenge durchhaucht war von

---

Schriften deutsch heraus, „Von bitt wegen und Angebung Beaty Rhenany, meines insunders lieben Herrn und Schulgesellen" wie er selbst sagt, (1520) — nachdem er früher schon Geiler's „Passion des Lebkuchens", dann dessen „Pater noster" edirt hatte. Er war später Stadtphysikus in Schaffhausen, das, gleich Basel und dem nördlichen Theil der Schweiz, mit dem Elsaß eng verbunden war. (Vergl. Wimpheling in seiner conclusio zu Peter Schott's Lucubratiunculis: „Ad omnes Helveticos id est Alsaticos, praesertim Argentinenses optimarum litterarum studiosos.") Im Jahre 1535 ließ er (in Straßburg) sein aus dem Lateinischen übertragenes Leben Barbarossa's, mit Holzschnitten, erscheinen, und nennt in der Vorrede „Rohbissers History" als von ihm verdeutscht, so wie er auch das baldige Erscheinen einer Lebensbeschreibung „Keiser Augusti" ankündet.

der Milde der Sitten, und diese Milde wieder gehoben war durch den Ernst, so stellte sich mir jene gepriesene Republik Massilia dar, die in allen möglichen Lebensrichtungen römische Zucht mit griechischer Urbanität verschmolzen hat u. s. w."

Wir erfahren auch, daß nicht nur wissenschaftliche Fragen oder überhaupt Gegenstände ernster Natur in diesem Kreise behandelt, sondern zur Erholung auch die leichten Musen, die des Gesangs, herbeigerufen wurden. Das Angeführte wird übrigens genügen, auch aus dem Rhetorischen und Compliment-artigen der Schilderung eine sehr günstige Beurtheilung des Briefstellers herauszulesen und uns selbst hoffentlich anzueignen. Fast muß ich aber fürchten, daß uns mittlerweile unser Beatus beinah aus dem Gesicht entrückt worden ist, und um sein Bild nicht zu sehr nach allen Gegenden hin zu verflüchtigen, wollen wir lieber in einem enger gezogenen Kreise, in Basel, verweilen und hier und von hier aus die Fäden verfolgen, die den Mann mit Andern verknüpften. Seine eigentlich gelehrte Thätigkeit wird später zur Sprache kommen, so weit sie mehr eine Frucht seines eigenen Geistes ist und in selbständigem, rein wissenschaftlichem Boden wurzelt; hier mögen zunächst, im Anschluß an das Vorhergehende, seine weitern und nähern freundschaftlichen Beziehungen ihre Erledigung finden. Zugleich wird sich, da auch diese mehr oder weniger durch die Zeitereignisse, die Reformation, bedingt sind, sein Verhalten zu derselben darthun und in natürlicher Folge die Hauptseiten seines Charakters entwickeln lassen, der, wie jeder andere seiner Zeit, an jenen Kämpfen seinen Probirstein finden mußte. Der Zeit und dem Rang nach steht die Freundschaft mit Erasmus als die erste da. Der Umgang war, aus einzelnen Ausdrücken dieses zu schließen, so ziemlich ein täglicher, und wenn Jemand bei Erasmus sich empfehlen oder einführen wollte, so geschah es am sichersten durch Vermittlung Rhenan's, wie z. B. bei Peutinger. Kaum eine größere Arbeit des berühmten Gelehrten ist aus seinen Händen, ist aus der Offizin des Druckers

hervorgegangen, woran Rhenan nicht direct oder indirect, durch Rath, durch gelehrte Unterstützung, durch genaue Prüfung und Durchsicht Theil genommen hätte. Schon im Jahre 1515 nennt Erasmus in dem Bericht an Leo X. über seinen Hieronymus als Mitarbeitenden den Beatus, „einen Jüngling von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und richtigem Urtheil", und wenn etwas von der Ferne aus zu besorgen war, was bei Erasmus Reisen sehr oft vorkam, so ging es durch Beatus Hände so sicher als durch Erasmus eigene. Darum durfte auch dieser, wenn er dankbar sein wollte, sehr gut an den Bürgermeister von Basel schreiben, „daß er ihm für alle Zeichen von Rücksicht, Gefälligkeit, Dienstleistung, die er dem Beatus erweise, so verbunden sei, als hätte er sie ihm selbst erwiesen." War er doch, wie Erasmus ihn selbst nennt, sein alter ego. Das Verhältniß war ein so vertrautes, daß Beatus sogar in Abwesenheit des Erasmus und ohne ihn vorerst anzufragen sich vollkommen in seinem Rechte glaubte, Werke des Erasmus nach seinem Belieben an Freunde öffentlich zu dediziren, so das Compendium der Theologie. Erasmus indeß nahm ihm dieß übel, weniger aber, als ob er es als einen Eingriff in seine Provinz betrachtet hätte, sondern weil die mit der Dedication bedachte Person ihm nicht die genehmste war. Und weil sich die Familiarität eines Verhältnisses sehr oft in Bekenntnissen beurkundet, welche ihrer Natur nach mehr vor zwei Ohren als vor die Oeffentlichkeit gehören, so haben wir auch in dieser Sache sprechende Zeugen, und so sprechend, daß wir sie gern etwas leiser und weniger geschwätzig wünschten — für unsern Geschmack. Erasmus litt bekanntlich an einem Uebel, das man nicht gerade gern zur Schau trägt, obwohl damals die Gelehrten besonders davon heimgesucht waren. Dieses befiel ihn aufs heftigste auf seiner Reise nach Löwen — und nun die Beschreibung desselben mit allen Symptomen bis ins kleinste Detail in einem Briefe an Rhenan, freilich den Leidensgenossen! Zwei, antike oder moderne, Wöchnerinnen mögen einander mündlich alle Vor-

kommenheiten und Zwischenfälle ihres Kindbetts vertraulich mittheilen — in einem Briefe aber ähnliche Erscheinungen mit allem Aufwand des treffenden sprachlichen Ausdrucks zu schildern, dazu gehört mehr als antike Naivetät. Genug: Beatus war der Vertraute.[1])

Nicht nur als Gelehrten finden wir ihn von Erasmus gelobt und geschätzt, sondern auch seine rein menschlichen Eigenschaften machten ihn dem Freunde angenehm. „Als Gesellschafter ist er der anmuthigste von Allen; denn wann lacht er nicht? Ich will nicht gesund sein, wenn ich je in meinem Leben einen zuvorkommendern, leutseligern Charakter, einen feineren Geist getroffen habe." — Freilich, der Name des Erasmus und seine geistige Ueberlegenheit, so sehr sie auch einen Glanz auf seine Umgebung warfen, trug doch oft dazu bei, den freundschaftlichen Beziehungen zu ihm einen mehr oder weniger sichtbaren Stempel der Abhänglichkeit und Unselbständigkeit aufzudrücken, die auch dann ihm seine Parthei sicherte, wenn das Recht nicht so unbestritten auf seiner Seite war. Auch Rhenan hat sich die Unbefangenheit des Urtheils hier nicht immer bewahrt, so in dem bekannten Streit des Erasmus mit dem Engländer Lee. Mochten auch die Ausstellungen dieses jüngern Gelehrten an den erasmischen Ausgaben des neuen Testaments sehr oft ungegründet sein, so berichtigten sie immerhin hie und da auch Fehler, die sich der große Mann hatte entschlüpfen lassen, und deckten Lücken auf, die bei der Unvollkommenheit alles Menschlichen auch bei einem Erasmus sich vorfinden mußten. Zudem erlitt der Glaube, zunächst an unbedingte kirchliche Autorität, damals überall, und auch durch Erasmus, solche Anfechtungen und Erschütterungen, daß man ihm natürlich auf menschlichem, d. h. wissenschaftlichem Gebiete noch weit weniger

[1]) Er durfte es übrigens um so eher sein, da er, wie gesagt, selbst Zeitlebens am gleichen Uebel litt, so daß er „perpetuo urinam vasculo vitreo excepit" (Freher, script. rer. germ. s. voce Rhenanus).

glaubte huldigen zu müssen. Ein Auftreten gegen Erasmus, wo seine Leistungen mangelhaft waren, war daher immer gerechtfertigt. Aber wie wurde es dem armen Lee angesehen? Zasius, der Freiburger Rechtsgelehrte, nennt ihn einen „Himmelsstürmer“ gegen Erasmus, „den höchsten Gott“, oder er vergleicht sein Auftreten mit dem des Caligula, der dem ganzen römischen Volk einen Nacken wünschte, um mit einem Streiche ihn herunterhauen zu können. — „Was sinnt der anders — ruft er in einem Briefe an Erasmus aus — als Tod dem gesammten Christenglauben, dem gesammten Christenvolke, der allen Gelehrten, die von Dir abhängen, den Kopf abschlagen will?“ — Etwas milder allerdings, aber doch auch mit allzugroßer Connivenz gegen Erasmus, äußert sich Rhenan (an Spiegel im Jahre 1520).[1]) „O mehr als heroische Bescheidenheit — sagt er. — Seit langer Zeit kenne ich durch vertrauten Umgang den Erasmus. Ich wußte, daß er ein rechtschaffener Mann war, welcher den Ruhm verachten(?) und Unrecht ertragen könne; aber jetzt hat er sich mir noch glänzender erprobt, da er auf einen so ungerechten und schnöden Angriff sich nicht mit denselben Waffen rächte in allzugroßem Vertrauen auf seine Worte und Gelehrsamkeit. Geht mir weg mit euerm Rühmen des Sokrates, weil er sich einst von irgend einem Kerl ins Gesicht spucken ließ, ohne zu zürnen. Ist es nicht noch viel größer, so bittere Schimpfreden, womit ein verworfener Lästerer nicht nur das Gesicht, sondern den Ruf des reinsten Mannes begeifert hat, hinzunehmen, ohne mit Schmähungen zu entgegnen?“ — Auch Capito (Köpflein), ein weiterer Landsmann Rhenan's — er war aus Hagenau im Elsaß — ließ sich herbei, dem Erasmus zu Liebe gegen Lee Opposition zu ergreifen; für das Ansehen Rhenan's auch in dieser Angelegenheit spricht der Umstand, daß Capito erklärt, nichts in die Welt hinausschicken zu wollen, was nicht zuvor

---

[1]) **Epist. erudit. viror. de Lei virulentia.**

dessen Billigung erlangt habe. Wer zu jener Zeit in Basel lebte und nur einigermaßen eine über das Niveau der Alltäglichkeit hervorragende Stellung einnahm, mußte mit hineingezogen werden in das Gewirr der Partheien, welche in Folge der kirchlichen Neuerungen auch in unsrer Vaterstadt in heftigem Kampfe begriffen waren. Erasmus Rolle in dieser hochwichtigen Angelegenheit ist bekannt und hat auch auf seine freundschaftlichen Verhältnisse gewirkt, indem sie dieselben theils lockerte, theils aber auch hier ihren bestimmenden Einfluß geltend machte. Es kommt nun darauf an, seines Freundes Rhenan Verhalten genauer zu fixieren: Gewiß ist, daß er sich in dem Kampfe zwischen Aufklärung und dem Obscurantismus, dessen Prinzip in Basel besonders durch einzelne Scholastiker der Universität — Sophisten, wie man sie hieß — vertreten wurde, entschieden auf Erasmus Seite schlug, der als der gewaltigste und einflußreichste Gegner jener Dunkelmänner betrachtet wurde, und zwar war Rhenan's Stellung hier nicht etwa eine Sache der Gefälligkeit und ihm durch die Autorität seines Freundes dictirt, sondern sie entsprang seiner Ueberzeugung, die im Umgang mit seinen Freunden und in Folge früherer Lebensverhältnisse schon längst in ihm gereift war und auch schon offen sich ausgesprochen hatte. Für die Mißbräuche und heillose Zuchtlosigkeit, welche damals unter den Vertretern der Kirche eingerissen war, hatte er ein offenes Auge, und bei Gelegenheit konnte selbst seine angeborene Milde und Friedensliebe ihn am scharfen Aussprechen der Wahrheit und seines unpartheiischen Urtheils nicht hindern. So hatte er schon im Jahre 1510 in seiner Lebensbeschreibung Geiler's von Kaisersberg das Treiben des Collegiums der büssenden Jungfrauen mit den gebührenden Ausdrücken gewürdigt und durch seine Freimüthigkeit einen solchen Sturm heraufbeschworen, daß er beinah Straßburg zu meiden gezwungen war. Indeß die Reformation hatte während der Zeit Fortschritte gemacht, und das Erkennen, selbst die öffentliche Rüge einzelner Mißbräuche

in der kirchlichen Einrichtung genügte nicht mehr zur Partheistellung. Man verlangte — und durfte es — im ganzen innern religiösen Leben eine Umwandlung, eine neue Gestaltung desselben, welche Jeder an sich erfahren sollte, und das Stehenbleiben bei jener erstgenannten mehr verstandesmäßigen Opposition galt je nach Umständen bald für Gleichgültigkeit, bald für Feigheit, bald sogar für Feindschaft gegen die Reformation selbst. Vor Allem mußte Erasmus diese Beurtheilung erfahren — und nicht mit Unrecht.

„Freilich meinten manche — sagt Pfizer im Leben Luthers — Erasmus habe mit seinen bittern Spötteleien und Witzen der Kirche mehr geschadet als Luther mit seinem Eifer; aber die Wirkungen von jenen wären doch nur vorübergehend gewesen, wie schmerzlich sie auch trafen. Untersucht man genauer gegen welche Seite des Mönchslebens die Feindseligkeiten des Erasmus hauptsächlich gerichtet waren, so muß man gestehen, daß ihn weniger der Mangel an ächter Religiosität und Sittlichkeit, wie wohl auch er darüber klagt, als die tiefe Unwissenheit und Rohheit der Sitten aufbrachte, und auch die Art seiner Bekämpfung mit den Waffen des Witzes zeugt davon, daß es ihm nicht so sehr Anliegen des Gemüths als seinem Verstande und Geiste Aergerniß war." — Ja, man kann sagen, daß die ängstliche Scheu, mit einer der Partheien in offenen Bruch zu gerathen, den großen Gelehrten zu einer achselträgerischen Rolle verurtheilt hat — ein Vorwurf, der den Beatus niemals treffen wird. Dieser hat mit seinen Freunden, welche seine innere Ueberzeugung ihn wählen ließ, niemals, so viel mir bekannt, gebrochen, sondern ist, wenn auch in vielleicht stillerer Zurückgezogenheit und mit mehr Beschränkung auf kleinere Kreise als Andere, seiner einmal getroffenen Wahl, sich selbst und seinen Freunden treu geblieben; jener hat infolge seiner Rolle frühere Freunde theils förmlich desavouiren müssen, theils sie abtrünnig gemacht.

„Hüte dich, schreibt ihm Capito, sein früherer Verehrer,

daß du nicht in deinem Bestreben, beiden Partheien zu genügen, beide feindselig stimmst; die päpstlich Gesinnten verabscheuen dich als den Quell und Ursprung des ganzen Uebels, die Anhänger Luthers als einen Verräther an der bessern Parthei." — Wie benahm sich Erasmus gegen den würdigen Oecolampad, weil dieser ihn in irgend einem Werke mit der traulichen, gewiß unverfänglichen Bezeichnung „der Unsrige" angeführt hatte, worin der argwöhnische Mann eine ungebührliche Fixierung der Parthei erkannte! Ganz anders war und blieb allem Anschein nach das Verhältniß des Basler Reformators zu Rhenanus, wie wir gleich sehen werden. Daß dieser deßwegen mit Erasmus sein Verhältniß nicht abbrach, lag theils in seiner friedlichen Natur, theils im Gefühl der Dankbarkeit gegen den großen Mann begründet, aber auch der Umstand war maßgebend, daß er seinem Studiengang und seiner eigentlichen Beschäftigung nach mehr auf das philologische Gebiet hingewiesen war und zumeist auf diesem seine Berührungspunkte mit Erasmus fand. Hinderte ihn doch die katholisch gefärbte, später immer entschiedener das Päpstliche und Antireformatorische hervorkehrende Gesinnung des Freiburger Zasius [1]) nicht, mit ihm gelehrte Beziehungen zu unterhalten und sich gemüthlich in einer Darstellung des römischen Wahlmodus in comitiis curiatis, centuriatis und tributis zu ergehen. Freilich wurde der Verkehr nicht gerade fleißig betrieben, obwohl Zasius Rhenan's Gelehrsamkeit und sein Urtheil gelegenheitlich in den lobendsten Ausdrücken erwähnt und seine Autorität nach der des Erasmus am meisten bei ihm gilt; nachdem es aber dem Freiburger Herrn beliebt hatte, in seinem Eifer den Oecolampad [2]) auf alle mögliche Weise herunterzuziehen und ordentlich oder unordent-

[1]) Bei dem er auch einmal zu Gast war.

[2]) Bei dieser Gelegenheit möge erwähnt werden, daß nach einem Briefe des Erasmus an Zasius vom Jahre 1514 die Ankunft Oecolampad's nach Basel in benanntes Jahr zu setzen wäre, während Herzog in seiner Biographie das Jahr 1515 annimmt.

lich auf ihn zu schimpfen, in Ausdrücken wie **Oecolumpius, Occator lampadis, Satanae proles** und dergl. finden wir zwischen beiden Gelehrten keine Verbindung mehr und freuen sollte es uns, wenn Rhenan um des geschmähten Freundes willen abgebrochen hat.[1]) Aus der Ebernburg, dem Schloß Franz von Sickingens, wohin Oecolampad auf seiner Flucht aus Altenmünster sich gewendet hatte, schreibt er an Rhenan (a. 1525), indem er auf einen vorhergehenden Brief weist, worin er Rechenschaft gegeben habe über seine sogenannte Apostasie, jener möge so viel wie möglich die Sache bei sich behalten, da es ihm genüge, in Bezug auf seinen Weggang sowohl die Gültigkeit der Gründe, als die Zustimmung der Seinigen zu haben. „Denn die Fürsten — fährt er fort — stellen sich nun, als hätten sie mir sehr wohl gewollt und bieten mir eine schöne Stelle in Ingolstadt an, wenn ich der Parthei Luthers entsagen und vom Papst Verzeihung erlangen könnte. Ich aber sehe nicht ein, was ich vom christlichen Gesichtspunkt aus an Luther verdammen könnte, wenn ich auch keineswegs Lutheraner genannt werden will. Uebrigens handelt es sich, wenn ich nicht irre, darum, daß ich die Anstifter und Urheber meines Abfalls nicht öffentlich bezeichne. Denn sie wollten in gutem Geruch bei den Anhängern bleiben, und den Mächtigen in allen Stücken sich willfährig erweisen, wie es so der Lauf der Welt ist, und hernach, wenn sie auch sehr viel verschuldet haben, unschuldig genannt werden. Daher wollen wir sie, bitte ich, nicht länger erbittern, damit dieß nicht unter die Leute komme, denn sonst kommen wir kaum zum Frieden, obschon ich diesen nach Kräften mit Allen zu haben bestrebt bin. O Zeiten, o Sitten! Es geht hier das Gerücht, daß alle Fürsten Deutschlands zur Vernichtung von Luthers Parthei einen Bund geschlossen haben — mögen sie es thun. Dennoch müssen wir am Evangelium fest-

[1]) Gegen Luther war Zasius nach einer brieflichen Äußerung Rhenan's unter Anderm auch deßwegen so aufgebracht, weil Luther gesagt hatte: **praestare sacerdotes uxoribus quam scortis esse copulatos.**

halten und bekennen, was Christus von uns verlangt und was für ein Unterschied zwischen Juden und Christen und zwischen Christ und dem Antichrist. Lebe wohl mein Beatus und fahre fort deinen Oecolampad zu lieben" u. s. w. Dieser Brief beweist nun allerdings noch nicht Alles für das Verhältniß des Reformators zu unserm Rhenan, denn an Erasmus, den dominus ter maxime dilectus, wird noch ein Gruß darin aufgetragen; indeß die Offenheit und das Vertrauen, womit Oecolampad seine Umstände und Beweggründe darlegt, sprechen doch für eine nicht ganz gewöhnliche Bekanntschaft und daß diese nicht getäuscht und, wie an Erasmus, zu Schande wurde, dafür giebt er deutliche Zeichen.

Einmal hat Beatus Rhenanus sich nicht gescheut, in seiner Vorrede zum Tertullian, also öffentlich, nicht nur dem Charakter des Oecolampad alles Lob zu spenden, sondern auch die in dessen Buch über die Beichte ausgesprochenen Grundsätze als die seinigen zu erklären, dann aber ist besonders sein Verhältniß zu dem Schweizer-Reformator Zwingli, das in einer Reihe von Briefen ziemlich klar daliegt, von der Art, daß es ein Eingehen in die Reformationsideen, eine Erfassung derselben auch mit dem Gemüth und dem Ernst der Ueberzeugung deutlich erkennen läßt. Und wer der Sache zugethan war, konnte auch ihre Vertreter nicht verlassen oder gar verdammen. Die Bekanntschaft mit Zwingli scheint ihren äußern Anlaß gefunden zu haben in der Beschäftigung Rhenan's bei Froben, mit dem jener sehr oft über Druck, Einband und Ausstattung von Büchern zu verkehren hatte, und diese geschäftlichen Angelegenheiten nehmen allerdings oft einen nicht unbedeutenden Raum in dem Briefwechsel beider Männer ein, jedoch nie fehlt es dabei an ernsteren Mittheilungen über Ereignisse der Zeit, Fortschrite der Reformation, Persönlichkeiten, welche in derselben eine Rolle spielten, über das Verhalten der Schweizer zur Kaiserwahl, über das eigene Ziel und Streben. Auch auf die äußere Lage Rhenans bezügliche Umstände werden hie und da

berührt; so bekämpft Zwingli dessen Entschluß, von der Froben'schen Buchdruckerei sich fortan ferne zu halten und einer Beschäftigung zu entsagen, wodurch, wie Zwingli meint, nicht nur sein Ruhm, sondern der ganz Deutschlands und der Christenheit befördert werde. Auch wird irgendwo darauf hingedeutet, daß Beatus im Sinne hatte nach Zürich überzusiedeln, und diesen Entschluß sucht der Reformator nun natürlich, als Freund, zu befestigen, bestimmen aber läßt sich nicht, ob der gewünschte Aufenthalt in Zürich ein bleibender oder nur ein momentaner sein sollte; jenes ist indeß weniger wahrscheinlich, denn wenn schon, wer damals in Basel nicht zur Parthei der Sophisten hielt, besonders als Gelehrter, oft eine mißliche und angefeindete Stellung hatte, so hätte Rhenan als Asyl gewiß seine Heimat vorgezogen, wie er denn dieß wirklich später gethan hat, um der Plackereien endlich einmal los zu werden. Später (Ende 1522) ermahnt Zwingli den Freund, fleißiger zu sein im Briefschreiben, denn ihr Briefwechsel, meint er, könne von größter Wichtigkeit sein. Und wirklich, die Rolle, welche er dem Rhenan auferlegt und wozu er ihn inständig ermahnt, ist wichtig genug und wäre von großen Folgen gewesen, hätte sie durchgeführt werden können. Rhenan soll nämlich im Verein mit Pellican und einigen andern Gelehrten das Vermittleramt zwischen Erasmus und Luther übernehmen, deren Streit zum großen Schmerz Zwingli's damals mehr und mehr einen öffentlichen und entschiedenen Charakter anzunehmen begann. Zwingli wollte damals, bescheiden wie er war, sich noch kein Urtheil beimessen über Recht oder Unrecht des Einen oder des Andern, und ist überzeugt, daß am Ende Beiden das mühsam begonnene und weiter geführte Werk der Reformation, und das Wohl der ganzen Christenheit, mehr am Herzen liege, als ihr persönlicher Hader, der alle jene Errungenschaften wieder vernichten könne. — Mit Luther soll Rhenan deßwegen brieflich unterhandeln, mit Erasmus mündlich; mit großer Freude würde er und andere es sehen, wenn Rhenan mit Erasmus nach Zü-

rich käme, oder doch, wenn jener selbst nicht dazu bewogen werden könne, Rhenan[1]) allein. Es ist schwerlich dazu gekommen[2]) und merkwürdig ist, daß sich von oder an Luther in der Correspondenz des Beatus kein Brief vorfindet, obwohl sie im eigentlichsten Sinne Zeitgenossen waren, da Geburts- und Todesjahr bei ihnen beinahe zusammenfallen, obwohl Beat Luthern schätzte und achtete, obwohl er zur Verbreitung von Luthers Schriften in der Schweiz das Seinige beitrug.[3]) Aus Rhenan's eigenen Briefen an Zwingli dagegen dürfen wir hier um so eher Einzelnes mittheilen, als diese uns bedeutende Blicke in den Charakter des Mannes thun lassen und bis jetzt noch nicht alle herausgegeben sind. „Wir haben — schreibt er unter Anderm — uns nicht wenig lustig gemacht über den Ablaßkrämer (Bernhardin Samson), den Du in deinen Briefen so lebendig und sprechend geschildert hast. Diese Leute geben den Kriegsführern Zettel mit für die im Krieg Fallenden. Welch läppisches und für die päpstlichen Gesandten unwürdiges Benehmen! Was wird man zuletzt nicht noch ersinnen, damit Italien in den Besitz unseres Geldes gelangt! Und dieß ist eigentlich nicht lächerlich, sondern traurig! Denn nichts schmerzt mich mehr, als daß ich sehe, wie das christliche Volk mit Ceremonienkram, der ohne allen Inhalt ist, ja mit wahrem Geleier belästigt wird. Und ich kann keinen andern Grund finden, als daß die Priester, durch jene spitzfindigen Scholastiker und sophistischen Theologen bethört, den heidnischen oder jüdischen Glauben predigen. Ich spreche nämlich von der großen Zahl der Priester, denn ich weiß sehr wohl, daß Du und Deines-

[1]) Welche Bewandtniß es hat mit der darauf folgenden Stelle: prius quam te litium Argentoratensium voragines absorbeant — weiß ich nicht anzugeben.

[2]) Auch die Versöhnung ist bekanntlich ausgeblieben.

[3]) „Cernis, Jupiter, haec, nec torques fulmina!" ruft er (mit dem Dichter) aus, als er vernahm, daß in Mailand Luthers und Erasmus sämmtliche Schriften öffentlich verbrannt worden waren.

gleichen die reinste, aus den Quellen geschöpfte Christuslehre dem Volke vortragen. Jene leiern von einer Stelle aus, wo das Volk alles für baare Wahrheit annimmt, ihren Kram herunter über die Allgewalt des Papstes, über den Ablaß, über das Fegefeuer, über die erdichteten Wunder der Heiligen ..... über die Strafen der Hölle, über den Antichrist. Ihr dagegen zeigt vor der Gemeinde die ganze Christuslehre bündig, als wäre sie auf Leinwand gemalt, und erklärt, daß Christus deßwegen von Gott auf die Erde gesandt sei, damit er uns den Willen des Vaters lehre, damit er uns zeige, wie wir diese Welt, d. h. Reichthum, Würden, Obergewalt, Lust und anderes dergleichen verachten und mit allen Kräften nach dem himmlischen Vaterland trachten sollen; damit er uns Friede predige und Eintracht und eine friedliche Gemeinschaft aller Dinge — denn nichts Anderes ist das Christenthum — wie einst Plato, der den großen Propheten beigezählt werden muß, so sehr er auch in seiner Republik zu träumen scheint; damit er uns befreie von dem thörichten Hang zum Irdischen, zum Vaterland, zu Eltern und Verwandten, zur Gesundheit und andern Gütern; damit er uns Armuth und Mißgeschick in diesem Leben nicht als Uebel zu betrachten lehre u. s. w." — Ein ander Mal theilt er Nachrichten aus Frankreich mit, die er von Glarean empfangen; daß Deutschland vom französischen König bedroht sei, der seine Hoffnung auf die Unterstützung der Schweizer setze, aber diese — fügt er voll Zuversicht bei — werden ihren Vortheil besser kennen und wohl wissen, daß, wenn jene unterjocht sind, auch ihnen Knechtschaft zugedacht ist. Es sei ein altes Sprichwort: Besser den Franken zum Freunde zu haben als zum Nachbar. Schon habe der Franzosenkönig eine ungeheure Geldsumme nach Mümpelgard geschickt und dieses dadurch seinem Einfluß unterworfen; schon habe er seine Creaturen nach den Höfen der deutschen Fürsten abgeordnet, um hier für ihn und gegen Carl zu werben, schon sei es in Mainz zwischen seinen Gesandten und denen des Spanierkönigs

zu offenen Zerwürfnissen und in Folge davon zu gehässigen Plackereien gekommen. — In einem andern Brief findet er wieder Gelegenheit dem Zwingli seine Freude zu bezeugen, darüber, daß er fortfahre das wahre Christenthum zu verfechten, das theils durch offenbare Gottlosigkeit, theils durch betrügerischen Aberglauben nicht nur in Zwingli's Heimat, sondern überall verunstaltet und geschändet werde. Zwingli's Muth und Beharrlichkeit, die trotz dieser vielfachen Hemmnisse und persönlichen Anfeindungen nicht erschüttert worden, flöße ihm Bewunderung ein und gebe ihm ein Bild jenes frühern apostolischen Lebens. — Beigefügt ist die Nachricht, daß er ihm Luthers Thesen, welche dieser in Leipzig gegen Eck vertheidigen werde, mit Nächstem zuzusenden gedenke. —

An diesem Mann und seiner Lehre war dem Rhenan überhaupt sehr viel gelegen. Sobald der Buchdrucker Adam Petri einige neue Brochuren Luthers von Stapel laufen läßt, ja, schon während sie noch unter der Presse sind, benachrichtigt er den Zwingli davon, lobt jene und ermahnt ihn, sie öffentlich der versammelten Gemeinde zu empfehlen, d. h. zum Kaufe anzurathen; ebenso möge er auch andere ihm bekannte Pfarrer zum gleichen Thun zu bestimmen suchen; dieß werde ihn dem Ziel, das er sich vorgesetzt, um Vieles näher bringen. Ja, nicht nur in Städten, meint er, in Flecken und Dörfern, sondern selbst von Haus zu Haus sollten einige Schriften Luthers herumgeboten werden. —

Auch mit Johann von Lasco, welcher in Polen die Reformationsrolle übernahm, stand Rhenan in freundschaftlichem Verkehr,[1]) selbst der große Kämpfer für Licht und Freiheit, Ulrich von Hutten, ist nicht ohne Beziehung zu ihm geblieben. Es findet sich ein Brief von ihm, der an Rhenan und die Amerbache zugleich gerichtet ist und den ich hier um so eher mittheilen kann, als er meines Wissens noch nicht in der Samm-

---

[1]) Vgl. Gabbema: epist. clar. vir. select. Harlingae 1669.

lung von Huttens Briefen aufgenommen ist: „Ich habe mich hier in die Bäder [1]) zurückgezogen nach diesem Kriege, in welchem ich nie einen Feind gesehen habe, nicht weil ich mich gefürchtet hätte, sondern weil der Tyrann mir auswich. Das ist nun jener wilde und kampfmuthige Herzog von Schwaben! von dem man glaubte, er werde uns mit dem bloßen Blick seiner Augen verzehren, von dem man fürchtete, er werde uns gleich bei unserer Ankunft durch plötzlichen Anlauf zermalmen! von dem die Leute sagten, er sei so auf Alles gefaßt, daß keine Widerwärtigkeit ihm zustoßen könne, dessen Geistesgröße so gewaltig sein sollte, daß er leichthin zu Stande bringe, was alle Andere nicht vermöchten — jenes so wilde, so kampfmuthige, so gewaltige, so unbesiegbare Ungeheuer also, sage ich, ist gebissen worden und hat nicht wieder gebissen, ist geschlagen worden und hat nicht Stand gehalten, ist hinausgejagt worden und hat keinen Widerstand geleistet. Er soll nämlich nach Gallien geflohen sein, um dort Hülfe zu holen, mit der er uns wieder angreifen will. O diese Gallier! o diese Hülfe! Wir haben uns schon darauf vorgesehen. Sie sollen nur kommen, die Gallier und wen es sonst noch nach unserm Vaterland gelüstet, wir könnten zu keiner Zeit besser vorbereitet gefunden werden. Ihr solltet nur unser Heer sehen! welche Männer, welche Waffen! Besonders die Reiter, welche uns Franz zuführt. Zu den 700, welche er uns schon gebracht hat, sind noch weitere hundert hinzugekommen mit gleicher Rüstung. In der letzten Musterung sind an waffentragenden Fußgängern gezählt worden XXVMD, an Reitern MD. Täglich werden Rebellische oder Invalide oder Schwächliche ausgeschieden und ihre Stelle mit Tauglicheren ausgefüllt. Wenn irgend ein Hauptstreich gegen uns soll geführt werden, so stehen noch viele Tausende zu unserer Disposition, die in ganz kurzer Zeit erscheinen können. Wenn Franz wenigstens heute ruft, so kann er 600 und mehr

---

[1]) Nach Baden.

aufs beste ausgerüstete Reiter, und das innerhalb zwanzig Tagen, dazu liefern. Dieß wollte ich zu Eurer Kunde bringen, damit Ihr keinen unbesonnenen Streich von uns fürchtet. Vor wenigen Tagen ist Tübingen übergegangen, nachdem es eine Belagerung von mehreren Tagen ausgehalten im Vertrauen auf die Hülfsmannschaft von Edelleuten, die jener vielleicht sich verpflichtet hatte. — Den Leichnam Hutten's haben wir ausgegraben, um ihn an seine väterliche Begräbnißstätte zu versenken. Ueber diesen kann ich Euch Wunder berichten. Noch ist sein Gesicht weiß, von der Fäule noch nicht zerfressen und er war denen, die uns nahe standen, noch kenntlich. Als das Grab geöffnet war, floß alles Blut, wie mit Wasser vermischt, heraus, am vierten Tage nach dem er getödtet war. Schreibt dieß Euern Freunden überallhin auf meine Versicherung und mein Ehrenwort. Denn es ist wahr und kein Vorwurf der Lüge soll Euch treffen, wenn Ihr die Sache auf meine Aussage hin verbreitet. Ich schreibe dieß in den Bädern; in Kurzem hoffe ich nach Mainz zurückgekehrt zu sein, wohin Ihr Eure Briefe richten mögt." —

Wir dürfen ferner nicht unerwähnt lassen, und es spricht für Beatus Stellung zu den Ideen der Aufklärung, denen ja die Reformation zunächst ihre Kindschaft verdankt, daß er in den berühmten Epistolae virorum obscurorum, deren zweites Buch Erasmus einer sodalitas Basiliensis zuschreibt, auch seine Erwähnung gefunden hat. Schlauraff in seinem carmen rhythmicale an Ortwin Gratius singt:

Venit Beatus Rhenanus, quaerit an sim Almanus,
Respondi: sum ex Flandria, tum statim duo verbera
Accepi super capite, quod vix potui audire. [1])

---

[1]) Das heißt:

Da kam Beat Rhenan daher,
Fragt' mich, ob ich ein Deutscher wär'.

Ferner sagt Johann von Schweinfurd in Bezug auf den (früher angeführten) Streit Wimphelings mit den Mönchen:

Jam erit confusus Jacobus et omnino trusus
Wimphelingus Bebelius atque ille Gerbelius,
Sturmius et Spiegel, Luscinius atque Rhenanus,
Ruserus Sapidus Guidaque Bathodius.
Omnes his victi jacent, non audent dicere Guckuck,
Sic in sacco conclusi Wimphelingiani erunt.

Vorstehende Andeutungen und Auszüge dürfen und müssen genügen, den Charakter unseres Mannes in der Reformationsfrage,[1]) sein Verhalten zu derselben und die Aufnahme, die sie in seinem Verstand und Gemüth fand, festzustellen, und wir werden ihm das Lob nicht vorenthalten können, daß er ein treuer Diener der neuen Lehre war und mit größerer Aufrichtkeit und Wärme ihr anhing, als Erasmus.

Daß er nicht als öffentlicher Charakter handelnd und selbst thätig eingreift, im Sinne und Geiste Luthers, daran hinderte ihn zweierlei, erstens seine stillere zurückgezogene Natur, die ihn Alles Aufsehen und Aergerniß vermeiden ließ, dann aber auch sein eigentlicher Beruf, der kein theologischer war. Er mochte fühlen, daß Andere eher als er die Mission in sich trügen, durch die That und das lebendige Wort unmittelbar und entscheidend in jener großen Frage aufzutreten; was mittelbar auf dem Wege der Billigung, der Empfehlung, der Verbreitung geschehen konnte, das hat er gethan; und man thut ihm Unrecht, wenn man ihn der Feigheit zeiht. Nicht alle Naturen sind für die Oeffentlichkeit geschaffen und wer es nicht

---

Ich sprach: Ich bin aus Flanderen,
Da, eine nach der anderen
Ohrfeig' ich also stark empfing,
Das mir das Hören fast verging.

[1]) In der Sammlung von Jesus: **manipulus primus epistol. singularium ab heroibus inclytis scriptarum** (Witteberg) — die ich nicht auftreiben konnte — findet sich auch ein Brief Rhenan's an Spalatin.

ist, der ringt sich nur schwer zu dieser Rolle auf. Um ihn aber von jenem Vorwurf zu reinigen, bedarf es auf der andern Seite auch der jämmerlichen Zuflucht zu einer Episode aus seiner Jugend nicht, wo er sich einmal im väterlichen Hause beim Ertappen eines Diebs soll sehr herzhaft bewiesen haben. Auch friedliebende und stille Naturen haben ihre Berechtigung und dürfen noch lange nicht feig heißen.[1]) Was ihn später mehr und mehr kränkte, war die Vereitelung seiner Hoffnung, durch ein allgemeines Concil die Religionsstreitigkeiten auf friedlichem Wege beigelegt, oder wenigstens so geschlichtet zu sehen, daß die verschiedenen Bestrebungen einander nicht mehr feindlich bekämpften, sondern Jeder ihr Gang im Frieden gelassen war. Er sehnte sich endlich aus dem um ihn her wogenden Gewirr des Kampfes heraus in eine ruhigere Gegend und so finden wir ihn im Jahr 1527 in seine Heimat zurückgekehrt — aus Abscheu vor der Pest und den Streitigkeiten, wie Erasmus sagt. Doch treffen wir ihn schon im folgenden Jahre wieder in Basel anwesend, wie wir weiter unten sehen werden, und auch Anno 1529, gerade im Reformationsjahre unserer Stadt, wo er vor den Bürgermeister beschieden wird, um diesem

---

[1]) Sein Glaubensbekenntniß, um auch dieß hier zu erwähnen, führte ihn auf Luthers Seite, in dem unseligen Streite über die Eucharistie. „Der Irrthum derer — sagt er in seiner Vorrede zu Tertullian — die da glauben, daß der Leib Christi im Abendmahle nur leiblich vorhanden sei, ist schon längst verpönt.“ — Daß trotz der Reformation und ihrer Aufklärung noch Reste alten Aberglaubens hie und da sitzen blieben, auch in ihm, beweist er selbst an einer Stelle (Rer. germ. II. 159) wo er von einem in der Nähe eines Dorfes drei Stunden von Schlettstadt gelegenen Grab spricht, das den Maternus, welcher auf Petrus Geheiß in Schlettstadt zuerst die evangelische Lehre verkündete, aufgenommen hatte — aber nur für kurze Zeit. Denn dieser sei wieder ins Leben gerufen worden, um in Trier und Cöln zu predigen. „Ueber die Zeit — fügt Rhenan hinzu — bin ich im Ungewissen, von der Sache selbst aber hinreichend überzeugt.“

die Gründe von Erasmus Abreise nach Freiburg zu entwickeln. Wie lange dieser Aufenthalt Rhenan's übrigens dauerte, ist unbestimmt; lange gewiß nicht, und wenn er auch hie und da seine zweite, ihm lieb gewordene Heimat wieder besuchen mochte, so war doch von nun an die Vaterstadt sein eigentlicher Wohnort und ist es bis zu seinem Tode geblieben. Ehe wir indeß den Mann sterben lassen, haben wir noch die Pflicht zu erfüllen, sein Leben und dessen Thätigkeit in ihrem vollen Umfang weiter zu verfolgen, und hier nimmt dann, als bei einem Gelehrten, die erste Stelle sein litterarisches Wirken ein. Freilich, um einen Gelehrten vollkommen und richtig zu würdigen, bedarf es eines genauen Eingehens in dasjenige Gebiet des Wissens, das er vorzugsweise gepflegt hat. Ich muß aber dem Zweck, für welchen diese Arbeit zunächst berechnet ist, in so weit Rechnung tragen, daß ich die Leistungen unseres Gelehrten in der classischen Literatur nur im Ueberblick und Umriß hinstellen kann. Das Urtheil großer Zeitgenossen und Fachmänner über seine Leistungen möge maaßgebend für uns sein.

Außer kleinern Arbeiten, wie: Anmerkungen und Scholien zu einzelnen Schriften des Erasmus, zu Synesius, zu Seneca, Sammlungen von Epigrammen u. s. w. hat er die ältern und neuern Panegyriker zusammengestellt; ferner den ältern Plinius, den Livius, den Tacitus mit reichhaltigen Erklärungen versehen, theilweise auch mit gereinigtem Text herausgegeben — Arbeiten, welche immer von später lebenden Gelehrten, welche auf demselben Gebiete thätig waren, in ihrer Trefflichkeit anerkannt worden sind (vergl. Drachenborch zu Livius Tom. VII, p. XXXI seqq.). Ferner hat er die Gelehrten mit einer Ausgabe des Procopius, des Eusebius, des Curtius, des Maximus Tyrius beschenkt. Seine wichtigsten Leistungen indeß auf diesem Gebiete, weil neu und vor ihm noch von keinem versucht, sind sein Vellejus und Tertullian. Diesen hat er zuerst im Drucke herausgegeben, und ehe dieß geschehen konnte, war, wie dieß mehr oder weniger der Fall bei noch nicht edirten Schrift-

stellern ist, eine ungeheure Spreu zu sondern, damit er nur lesbar würde, eine Menge der dunkelsten perplexesten Ausdrücke, an denen dieser Schriftsteller, wie nicht viele andere, reich ist, waren aus dem Schatz der Gelehrsamkeit aufzuhellen und zu erklären; — es war ein schönes Stück Arbeit und Erasmus gibt dem Rhenan (im catalogo lucubrationum) das Lob, daß trotz der noch immer anklebenden Mäckel und zurückgebliebenen Schäden des Textes doch seine Leistung für ihre Zeit das Möglichste erreicht hat. Bemerkt werden darf hier noch, daß die Anmerkungen zum Tertullian durch päpstliches Edikt unter den Index der verbotenen Bücher aufgenommen worden sind.

Den Vellejus hat er nun zuerst ans Licht gezogen, freilich noch lange nicht den ganzen; aber auch für das Vorhandene haben wir alle Ursache ihm dankbar zu sein, da man auch die Hoffnung auf Fragmente damals aufgegeben zu haben scheint. Er fand das Manuscript des Historikers im Kloster Murbach. Auch noch in anderer Beziehung ist dieser Fund interessant geworden und hat die Gelehrten beschäftigt; nämlich lange Zeit hindurch hielt man die Ausgabe Rhenan's für eine getreue Copie jenes Murbacher Coder und somit auch für das Fundament aller weitern Texteskritik, bis unser gelehrter Mitbürger, Dr. Fechter, durch die Stelle eines Briefes von Rhenan aufmerksam und argwöhnisch gemacht, der Sache weiter nachforschte und nun durch Stellenvergleichung im Einklang mit jener Aeußerung herausfand, daß der ersten Ausgabe des Schriftstellers keineswegs die Murbacher Handschrift selbst, sondern eine mit sehr großer Flüchtigkeit und Nachlässigkeit von einem Freunde Rhenan's genommene Abschrift zu Grunde liege — eine Entdeckung, welche für die Textesgestaltung nicht ohne Belang ist.[1]) Dieß möge zur Charakteristik von Rhenan's Thätigkeit auf dem Boden classischer Litteratur genügen. Wem

[1]) Das Weitere s. bei Fechter: Die Amerbach'sche Abschrift des Vellejus und ihr Verhältniß zum Murbacher Coder. Basel 1844.

Erasmus Urtheil darüber noch nicht genügt und wen Drackenborch's Lob nicht befriedigt, der höre selbst einen Scaliger aussprechen, daß Beatus das Alterthum wieder auf die Füße gestellt habe,[1]) höre selbst einen Scioppius, den sogenannten grammatischen Hund, der sonst lieber biß als schmeichelte, ihn loben,[2]) sehe noch andere Würdigungen, die hie und da in biographischen Sammlungen zerstreut sind.[3]) Wer es genau nehmen will, darf auch die vielen Inschriften als Proben seiner gelehrten Thätigkeit nicht vernachlässigen, deren sich besonders seine Vaterstadt zu erfreuen hat. Durch ihn, sagt Schöpflin, hat Schlettstadt das Aussehen einer römischen Colonie erhalten! Eine Menge Titel und Inschriften im Styl des alten Latein, in den verschiedensten Theilen der Stadt, an den Säulen, Mauern und Thüren der Kirche, auf der Kanzlei, dem Kaufhause und an andern Orten sind von ihm verfaßt und zeugen von seiner Gelehrsamkeit sowohl, als von seinem Patriotismus.[4]) Und bei dieser Gelegenheit darf ein Basler auch nicht unerwähnt lassen, daß die ursprüngliche Inschrift derjenigen Statue, welche die Treppe unseres Rathhauses ziert, im Auftrage des Rathes ursprünglich von Rhenanus ist angefertigt worden, zur Statue nämlich des Munatius Plancus. Sie lautet, wenn man Lapidarstyl und Lapidarsprache ins Deutsche übersetzen darf, also: „Dem Munacius Plancus, dem römischen

---

[1]) Vergl. Baillet: Jugements des savants sur les principaux ouvrages des auteurs. Paris 1722.

[2]) Scioppius de arte crit. p. 7. (Vergl. auch Robortell de arte crit. p. 119; ferner Urbanus Rhegius in seiner Schrift de dignitate imperii.)

[3]) So Pope Blount: censura celebriorum autorum, Genevae 1740; Adolphi Clarmundi vitae clariss. in re litt. viror., Geßner's Bibliothek, auch den Artikel in der biographie universelle; Nicéron, memoires, Tom. XXXVIII; Rotermund, Nachträge zu Jöcher's Gelehrtenlexicon Bd. 6 u. a. m.

[4]) Schöpflin, Alsat. illustr. II, 386.

Bürger, dem gewesenen Consul und Prätor, dem Redner und Schüler des M. Cicero, der nach Besiegung der Rhäter dem Saturn von der Beute einen Tempel erbaut, nicht nur Lyon, sondern auch die Colonie der Rauriker gegründet hat, welche nach Octavianus Augustus, dem damaligen Gewalthaber. Augusta genannt wurde, haben Rath und Bürgerschaft Basel, obschon als Ansiedler der Alemannen nach Besiegung und Vertreibung der Rauracer herübergeführt, gleichwohl aus Achtung für die Tugend, die auch im Feind Anerkennung verdient, dem ältesten Verherrlicher dieser Gegend das durch Schuld der Zeiten völlig verwischte Andenken aufs Neue begründet." [1])

Blicken wir nun aber über den Kreis des Classischen heraus und verfolgen seine gelehrte Thätigkeit nach anderer Richtung hin, so finden wir dieselbe auf einem Gebiete beschäftigt, das seiner Wahl zur unvergänglichen Ehre gereicht. Er konnte nämlich, was damals so wenige Philologen vermochten, jetzt die meisten nicht thun, den Blick über Griechenlands und Roms Gefilde schweifen lassen, ohne hier ausschließlich haften zu bleiben, er lenkte ihn auch auf sein eigenes Vaterland. Dessen Geschichte, dessen Zustände lagen ihm auch am Herzen, und hatte er dort schon mit all dem Eifer gearbeitet, der stets aus dem Interesse am Gegenstande entspringt, um wie viel weniger konnte dieser Eifer, diese Gelehrsamkeit ihn hier verlassen, wo noch das Gefühl der Liebe, der Pietät, der Heimat und Verwandtschaft hinzukam. Seine drei Bücher deutscher Geschichte (rerum germanicarum) sind ein Epoche machendes, für seine Zeit ausgezeichnetes und, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, auch das erste Werk über den Gegenstand.

[1]) Die jetzige, veränderte Fassung der Inschrift ist von anderer Hand. In Betreff der Inschriften hat aber auch unser größeres Vaterland, die Schweiz, den Beatus besonders zu nennen und ist ihm ihr Andenken schuldig, da er der Erste gewesen ist, welcher eine Sammlung helvetischer Inschriften anlegte. (Vergl. Theod. Mommsen in der Vorrede zur collectio inscript. Helvet.)

Daß sie jetzt in Vielem veraltet sind, ist die ewig wiederkehrende Schuld des Fortschrittes, nicht die seine.[1]) Es will für seine Zeit etwas heißen und zeugt von nicht gewöhnlicher Freiheit und Unbefangenheit des Blickes, das zu erkennen und auszusprechen, was wir in der Vorrede lesen: „Wunderbar ist es, daß wir auf die Erforschung des römischen Alterthums all' unsern Eifer verwenden; in der mittlern Zeit aber oder auch der ältern, die auf uns Bezug hat, gleichgültiger und nachlässiger sind.“ Mitten unter diesen Schätzen der Gelehrsamkeit hat aber der Mann auch Gelegenheit gefunden, den Menschen zu beurkunden, sein Gefühl sprechen zu lassen und dabei einen sittlichen Ernst, eine Reinheit des Charakters zu offenbaren, welche uns mehr noch als jene wissenschaftliche Größe zu ihm hinziehen müssen. Bei Anlaß des Wortes „Zeitgeist“ (saeculum) an der bekannten Stelle des Tacitus, wo der Römer sagt, daß bei den alten Deutschen nicht Sitte gewesen sei, über das Laster zu lachen und Verführung und Verderbniß Zeitgeist zu nennen, läßt sich Rhenan also vernehmen: „Um wie viel reiner waren die Heiden als wir? Denn heut zu Tage, wie viel sind ihrer, welche über das Laster nicht lachen und selbst bei den ungeheuerlichsten Verbrechen nicht jene Phrase zur Ausrede nehmen: „Es ist der Zeitgeist.“ Wenn einer einen andern, der ein fremdes Ehebett schändet oder Mädchen verführt, verdammt, so hört er gleich: „Es ist so der Zeitgeist.“ Wenn ein rechter Mann jene abscheuliche Sitte des Zechens tadelt, so ist gleich einer da, der es entschuldigt, weil es so Zeitgeist sei. Wenn einer die Sitte des Reislaufens bei den jungen Leuten tadelt, die nun zu allen möglichen Verbrechen herangeschult werden, so wird ihm bald geantwortet werden: „Es ist so der Zeitgeist.“ Wenn einer sich über die Unersättlichkeit der Priester, Pfründen und Sporteln zu erhaschen, wundert, so hört er:

[1]) Das Werk ist übrigens noch zu Ende des 17ten Jahrhunderts in Ulm (von Otto) commentirt worden.

„Es ist so der Zeitgeist." Wenn einer die maaßlose Gier der Menschen nach Reichthum, ihren unerlaubten Gewinn und ihre schnöden Verträge verdammt, so wird ihm, wie einem Fremden, die Antwort beschieden werden: „Es ist nun so Zeitgeist." Kurz, für keine Fehler, Schlechtigkeiten, Verbrechen gibt es nicht diesen Schleyer des Zeitgeistes."

Was den wissenschaftlichen Inhalt des Buches betrifft, so hat Schöpflin dasselbe in seiner Alsatia illustrata einer ziemlich ausführlichen Critik unterzogen. Hier ist natürlich nicht der Ort, dieß von neuem zu thun. Nur Einzelnes heben wir hervor, was zur Charakteristik des Gelehrten einerseits dient, anderseits unser Interesse als Basler in Anspruch nehmen kann. Ein durch das ganze Werk hindurchgehender, bei jeder Gelegenheit wiederkehrender Zug ist der des Etymologisierens. Beatus hat augenscheinlich dieser Beschäftigung mit Liebhaberei gehuldigt, übrigens dabei nichts gethan, was nicht im Geist der Geschichte liegt, indem dieselbe Erfahrung sich bei jeder neuen Wissenschaft, die es auch mit der Sprache zu thun hat, wiederholt. Daß dabei sein Eifer ein größerer war als sein Glück, versteht sich. Wer hatte damals noch über Etymologie nachgeforscht und Regeln aufgestellt? Und welcher Art waren die Beobachtungen der Alten, eines Plato, Cicero, und ihr kindlich naiver Glaube auf diesem Gebiete! — Auch hier mußte auf eigenen Füßen gegangen werden. Und unsere Zeit möge ja nicht mitleidig lächeln über diese Erstlingsversuche einer werdenden Wissenschaft, über diese Naturlaute des noch ungestalteten Kindes. Sie rühmt sich jetzt allerdings in dieser Disciplin das kräftige Mannesalter endlich erreicht zu haben, aber wie oft kam und kommt immer noch ein drolliger Zwerg oder eine unreife Mißgeburt zum Vorschein? Das Mark der Indogermanie — oder Indomanie, wie man oft sagen darf — hatte damals die Wissenschaft noch nicht reifen und kräftigen können. — Gleich die Benennung seines Vaterlandes „Alsatia" leitet er keck von dem bei Ptolomäus einmal vorkommenden Dorf-

namen Ἔλκηβος, und dieses wiederum von dem frühdeutschen Eloes ab; nicht genug: Ἔλκηβος, Helvetus, Selestadium sollen nur Variationen desselben Namens sein! Ob Schöpflin, der mit Recht diese Etymologie verwirft, mehr Ursache hat, der seinen sich zu rühmen (Alsaciones = Elli accolae, Anwohner der Ill), bleibe dahingestellt. — Bei dem Wort Rauraker, behauptet Beatus ferner, sei das u wie ein aeolisches Digamma ausgesprochen worden, daher komme der Name Frick (des Dorfes) — und die erste Sylbe? die sei in die Brüche gefallen. Das Sisgau, sagt er, sei das lateinische Wort cis, „diesseits" — weil die diesseits des Berges wohnenden Seguaner diese Gegend inne gehabt hätten — und das deutsche „Gau". Auf ähnliche Weise, meint er, sei Uri entstanden aus einer Verstümmelung des Wortes Tigurinus. Noch abenteuerlicher ist seine Erklärung des Wortes „Hundsrücken", wie eine Gegend im heutigen Westrasien heißt. Als dessen eigentliches Etymon nimmt er nämlich das Ptolomäische Obringa an welches dann die Alemannen nach ihrer Weise zu jenem „Hundsrücken" verzerrt und verdreht hätten, indem sie die Aspiration vorsetzten und ein s einschoben. Die „Schwyzer haben ihren Namen von einem Gau der Sachsen, dessen Bewohner sich „Vitae" nannten. Diese veränderten ihre Wohnsitze und zogen in die Gegenden des jetzigen Schwyz, das S am Anfange führte die zu Zischlauten geneigte Landessprache hinzu u. s. w.!! Der Name „Straßburg" muß sich ebenfalls eine eigenthümliche Deduktion gefallen lassen.[1]) Die ursprüngliche Benennung, Argentuaria, sei vielleicht nichts als das „agger" oder „Burg" Argento's, des Besitzers, den er in Einklang bringt mit dem Orgetorix des Cäsar. Dann sei aber auch noch ein anderer Name jenes Besitzthums gebräuchlich gewesen, nämlich Argentorode, was so viel bedeute als „Haus des Argento". Dieses Wort hätten dann die römi-

---

[1]) Weiter ausgeführt in einem Brief an Matthias Erb zu Richenwir (Juli 1543).

schen Soldaten in **Argentoratum** umgetauft. Die Alemannen hinwiederum hätten von diesem Wort die letzten Sylben „**toratum**“ weggenommen, ihre „Burg“ hinzugefügt, und so sei entstanden Toratburg = Straßburg! Rücken wir aber näher gegen unsere Vaterstadt und erwähnen wir nur im Vorbeigehen des „Hole“, welches aus dem alten Olino, einem in der **notit. dignit. imper.** als Bollwerk der Rheingrenze gegen die Germanen genannten Orte entstanden sein soll. In Basel dürfen wir ja einen Augenblick verweilen. Rhenan verwirft die griechische Etymologie von **Basilea** oder **Basilina**, welche Letztgenannte die Mutter des Julianus Apostata war. Der Name kommt, nach ihm, von **Passus**, was bei den Galliern „Fährte“ bedeutet, und die Stadt hieß zuerst **Passilea**, wie ja auch Passel an der Mosel von demselben Stamm herzuleiten ist. Daß an der Stelle des jetzigen Basel, fährt er fort, eine Fährte, ein Uebergangsort gewesen sei, und zwar noch während des Bestehens von Augst, ist wahrscheinlich, weil hier wegen des Thales, durch welches der nach der Birs benannte Bach [1]) fließt, das Ufer tiefer und aus vielen Gründen sehr geeignet zum Uebergang ist. Mithin ist es natürlich, daß alle welche mit den Raurakern verkehrten, Germanen, Alemannen u. s. w., hier überzusetzen pflegten. Dazu kommt bestätigend, daß auf dem Hole der Vorgesetzte des Sequanergaues eine beständige Besatzung hielt, um hauptsächlich diejenige Passage zu schützen, welcher jene Stelle in direkter Linie entspricht. Und weil der Ort durch eine Befestigung gegen die Germanen und Alemannen geschützt sein mußte, errichteten die Römer zwei Bollwerke, auf deren Fundamente, wie ich glaube, die beiden Thürme gesetzt sind, die wir heute noch sehen, der eine am Anfang der Brücke, der andere etwas weiter unten, der vom daselbst aufbewahrten Salz den Namen hat. Nach dem siegenden Eindringen der Alemannen in Gallien erhoben sich sodann zu bei-

[1]) Das ist der Birsig.

den Seiten Häuser von Fährleuten, Schiffern und Gastgebern; und so bildete sich der Anfang zu den beiden Städten Bald aber siedelt sich eine größere Bevölkerung an, besonders von Krämern und Kaufleuten, denn um eine Passage herum pflegen alle Sorten von Leuten zusammenzuströmen. In demselben Verhältniß wie Augusta verfiel hob sich Basel.

Alte, hier einheimische Leute behaupten, daß die Straße, welche vom Rhein auf den Fischmarkt führt, von dort ansäßigen Tröblern ihren Namen erhalten habe.[1]) Dieß war aber noch nichts Königliches (Βασιλικὸν). Wenn aber einer heute Basel betrachtet — fährt er fort — wird er es nicht eine Königin nennen? Eine solche Reinlichkeit herrscht in den Straßen, die Häuser haben im Allgemeinen eine so gleichmäßige Bauart, einige zeichnen sich auch durch Pracht und Anmuth aus, besonders diejenigen, hinter welchen der Petersplatz sich ausdehnt und das Kloster der Prediger; diese mit ihren geräumigen Höfen und zierlichen Gärten und die gegen den Rhein hin liegenden können sogar denen, welche Italien gesehen haben, gefallen, nur schreckt viele der ungewohnte Gebrauch der Oefen und die Unreinlichkeit der öffentlichen Herbergen ab. Das Clima ist von außergewöhnlicher Milde und die Bürger von großer Leutseligkeit. Wenn Jemand den Petersplatz betrachtet, der ebenso geräumig als durch die Fülle seiner Bäume äußerst anziehend ist, und von dem ein Theil einst als Begräbnißplatz der Juden diente, wenn er die Brücke sich ansieht,[2]) die zwei Städte verbindet und zur Aussicht auf den Fluß so passend angebracht ist, so muß er gestehen, daß Basel mit den schönsten Städten wetteifern könne. —

Von der Universität sagt er: Die Academie wird an ihrer Blüte verhindert durch die Kargheit der Einkünfte und die allzugroße Menge der deutschen Gymnasien.[3])

---

[1]) Via institorum, die Krämergasse. — [2]) O tempora!

[3]) Vgl. noch die metrisch gefaßten Urtheile über Rhenans „deutsche Geschichten." Von Sturm:

Diese Auszüge mögen einem Basler zu gute gehalten werden. Auch der Beschreibung seiner Vaterstadt hat Rhenan ein eigenes Werk gewidmet, das im Manuscript auf unserer Bibliothek noch vorhanden sein soll. Leider aber weist schon der alte Catalog statt einer Nummer einige Fragzeichen auf und ich habe desselben nicht habhaft werden können. Und weil wir denn hier auf deutschem Boden mehr oder weniger uns bewegen, so wird die Bemerkung auch einen Platz finden dürfen, daß Rhenan es gewesen ist, der den freysingischen **Codex Manuscriptus** der Ottfried'schen Evangelienharmonie aufgefunden hat, als er in der Bibliothek nach den Decaden des Livius stöberte. (**Rer. german. p. 201.**)

Daß er nicht deutsch geschrieben, sondern für seine wissenschaftlichen Arbeiten sich des lateinischen Ausdrucks sich bedient hat, wird Niemanden befremden, der die damaligen Gelehrtenverhältnisse und den überwiegenden Einfluß der lateinischen als Gelehrtensprache kennt. Um seine Ideen dem gelehrten Publikum vorzutragen, bedurfte es dieses Mediums, und ein ungewöhnlicher Anlauf war nöthig, um hier Bahn zu brechen und das vaterländische Idiom auch für die strenge Wissenschaft brauchbar zu machen — ein Anlauf, den nur Luther nehmen konnte, weil man an ihm noch ganz Anderes und Größeres, das gleichfalls allem Herkommen widersprach, gewohnt war. Dem Patriotismus Rhenans thut also sein lateinischer Ausdruck nicht im Mindesten Abbruch. Daß er daneben sehr gut deutsch verstand, dazu bedarf es wohl kaum eines Beweises, und wenn Jemand dennoch zweifelte, so können diesen deutsch geschriebene

---

Multum se (sic!) mihi Germania (sic!) historia atque Latina
Debet, te patriae vindice claret honos.
(Unter seinem Bild von der Rer. germ. libr. III.)

von Georg Fabricius:

Quidquid habet nostro Germania tempore lucis
Debetur studio, docte Beate, tuo.

Briefe Rhenans eines Bessern belehren. Sein lateinischer Styl nun — denn auch er war kein geringes Moment in der damaligen Geltung eines Gelehrten — ist im Ganzen rein und flüssig, selten schwerfällig, nie mit Pedanterie nach Archaismen suchend oder ängstlich dem classischen, ciceronianischen Ausdruck sich anschmiegend, welche Sitte damals wohl auch sich breit machte — sondern Rhenan wählt aus der ganzen zu Gebote stehenden Litteratur immer den kürzesten, den Gedanken klar und ohne Umschweife wiedergebenden Ausdruck; selbst neue, aber nach richtiger Analogie geformte Worte belasten sein sprachliches Gewissen nicht, sobald die alte Sprache für die neuen Verhältnisse kein Wort bietet. Zwar reicht er nun nicht an Politians oder Perpinians ächte, ungetrübte und wahrhaft antike Classicität heran, wollte es vielleicht auch nicht, gerade weil von jenen Bestrebungen doch eine gewisse Aengstlichkeit und Pedanterie nicht zu trennen war, auch steht er der bewundernswerthen Gewandtheit und Sprachfertigkeit seines großen Freundes Erasmus nach, der das Latein gleich einer Muttersprache für alle Fragen und Verhältnisse des Lebens flüssig zu machen und nach ihnen umzubilden verstand, wie Keiner vor und nach ihm; aber doch zeugt sein Latein von seiner vollständigen Bewältigung der Sprache, von einem Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Ausdrücke und von einer Leichtigkeit im Handhaben, die vortheilhaft von dem Styl vieler seiner Freunde, besonders Zwinglis und Oecolampads absticht und seine durch und durch classische Bildung beurkundet.

Wir haben den Mann nun nach seinem Wirken, so weit sich dieses verfolgen ließ, dargestellt und es bleibt noch übrig, seine äußern Lebensschicksale und seine Lebensweise kurz zu schildern. Wir haben ihn zuletzt sich zurückziehen sehen nach Schlettstadt, aber Basel hat ihn auch wieder gesehen. Schon ziemlich lange vor Erasmus oben angedeuteter Abreise nach Freiburg war er wieder bei uns, im Jahr 1528, wo er in der leidigen Angelegenheit des Erasmus mit Ritter Eppendorf nebst einem

andern Vertrauten des zuerst Genannten das Schiedsrichteramt übernehmen mußte. Die größere Schuld scheint in diesem Streit allen Anzeichen nach auf Erasmus Seite zu liegen; er hatte hinter Eppendorfs Rücken gegen ihn conspiriert, ihn beim Herzog von Sachsen, dem Gönner, verläumdet und angeschwärzt, obschon er früher ihm sehr gewogen war, als er von demselben Herzog durch Eppendorf drei Silberstufen zum Geschenk erhielt. Aber Eppendorf hatte das Unglück, Huttens Freund zu sein und das war genug, um Erasmus sich zu entfremden.[1]) Die beiden Schiedsricher scheinen auch, wie man aus ihrem Spruch schließen darf, das größere Recht Eppendorfs eingesehen und dessen Forderung für billig erachtet zu haben, denn Erasmus, der sich auf keine andere Art zu helfen wußte als durch Verläugnen der ihn kompromittirenden Briefe, wurde trotzdem zu einer Geldbuße und der Demüthigung verurtheilt, dem Eppendorf öffentlich ein Buch zu dedizieren. — Rhenan war auch in Erasmus Testament mit einem Andenken bedacht — einem goldenen Löffel und einer goldenen Gabel.

In Schlettstadt mußte er, nach seinem ganzen Charakter, ein sehr ruhiges Leben führen, seinen Ruhm suchte er in der Gelehrsamkeit und nicht in Ehrenstellen. Von Staatsgeschäften hat er sich, anders als sein Vater, stets entfernt gehalten; der Kaiser Carl V. kannte ungefähr seine Bedürfnisse und Wünsche, und in dem noch vorhandenen Adelsbrief, den er dem Beatus als Zeichen seiner persönlichen Achtung ausstellte, gewährt er ihm Dispens von allen bürgerlichen Leistungen und Aemtern (vacationum civilium privilegium). Auch in seinem Hause ging es stille her, nur Rudolf Berz[2]), sein gelehrter und treuer Gesellschafter, den er schon früher nach Basel, wahrscheinlich nach

---

[1]) Vgl. den Artikel „Eppendorf" in der hallischen Encyclopädie.

[2]) Im praktischen Leben scheint dieser nicht immer der brauchbarste gewesen zu sein, denn „Rodolphi mei praecipitem festinationem et incuriam non ignoratis," schreibt Rhenan an Amerbach.

dem Weggang Burers mit sich genommen hatte, und ein altes Mütterchen, welches die Geschäfte der Haushaltung versah, bildeten seine Umgebung. Hie und da, aber doch selten, wich die Stille einem regern Leben, wenn er Freunde zu Besuch lud; aber die Symposien, die er ihnen zu Ehren veranstaltete, waren nichts weniger als üppig und luxuriös und von rauschendem Jubel begleitet — seine Natur und sein Gewissen, behauptete er, verböten ihm das. Von den Grazien ließ er sich die ernste Muse der Wissenschaft nicht weglächeln oder verbannen, denn wenn er einige Jahre vor seinem Tod eine Wittib freite, dieselbe aber, wie es heißt, nicht einmal in seinem Hause unterhielt, so kann man doch dieses Verhältniß kein den leichten Göttinen geweihtes nennen; die Zeit dazu war vorüber. Erholung von seinen Studien — denn er arbeitete bis in die tiefe Nacht und ließ sich durch die Ruhe eher einen Theil des Morgens rauben — Erholung suchte er in seinen Gartenanlagen vor der Stadt, wo er gerne spazierte. Störung in dieses gleichförmige, friedlich hinfließende Leben brachte hie und da seine etwas angegriffene Gesundheit; das Uebel, das ihm bis ans Ende seines Lebens anhaftete und wahrscheinlich auch seinen Tod herbeiführte, war, wie bereits oben bemerkt, das gleiche, an welchem auch Erasmus litt. Als junger Mensch hatte er auch mit dem antiken Uebel der Triefäugigkeit zu kämpfen. Eine Cur, welche er zur Stärkung seiner stets mehr und mehr wankenden Gesundheit in deu Heilquellen von Baden versuchte, vermochte die müden Lebensgeister nicht mehr aufzufrischen. Schwächer denn zuvor trat er seine Rückreise an; seine Vaterstadt sollte er aber nicht mehr sehen; schon in Straßburg unterlag er. Schneller als er gedacht, war der Tod gekommen und hatte ihm keine Zeit gelassen, schriftlich über seinen Nachlaß zu verfügen; seinen Begleiter Rudolf Berz machte er daher mündlich mit seinem letzten Willen bekannt, wonach dem Rath und der Bürgerschaft Schlettstadt seine Bibliothek als Vermächtniß übergeben werden sollte. Wie Schöpflin diese im

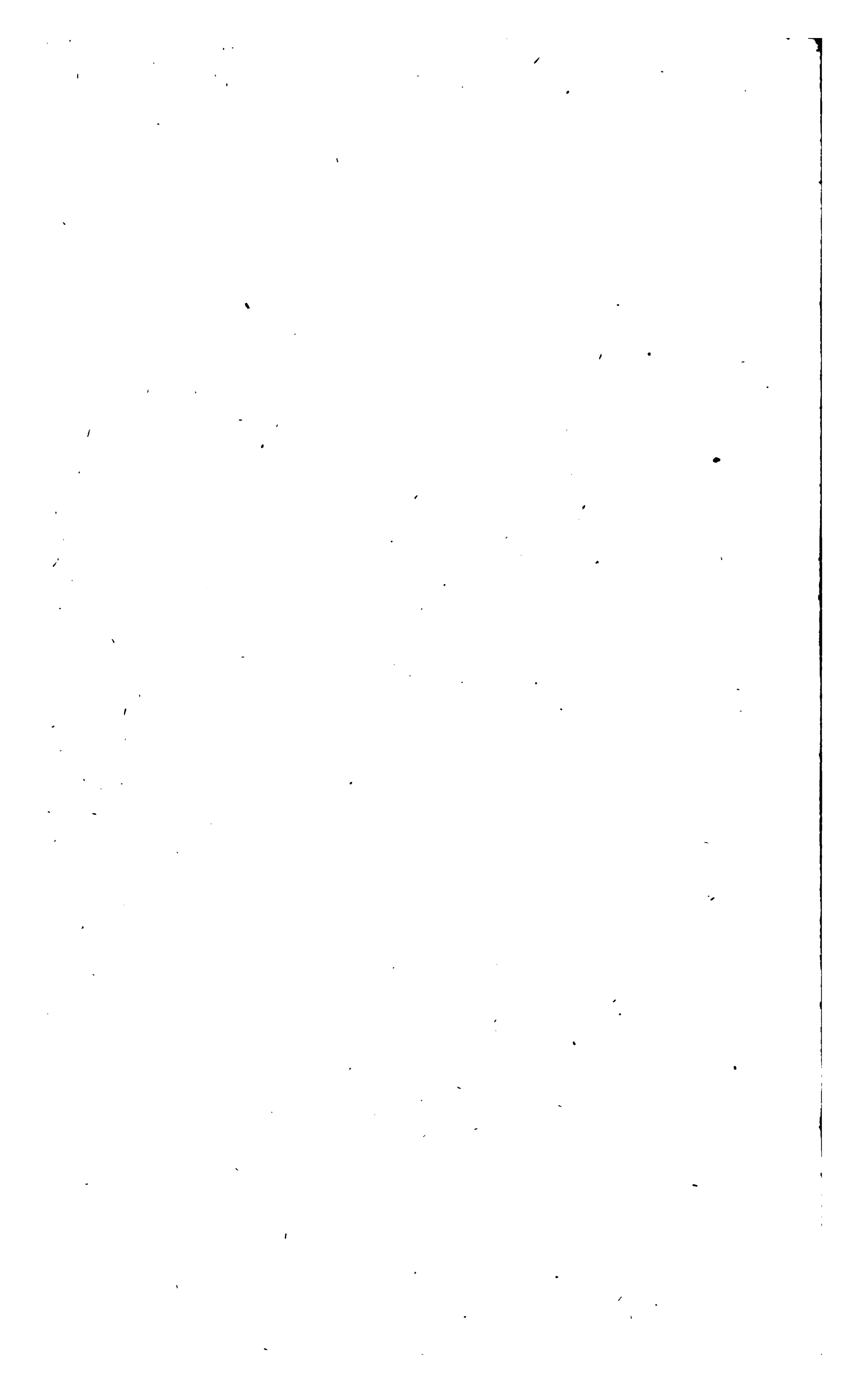
Jahr 1754 unter Schutt und Staub wieder entdecken und zu Ehren ziehen mußte, ist oben bemerkt. Seinen Büchern, als seinen liebsten Freunden, ist Rhenan stets treu geblieben und hat sie nie veräußert; sie tragen von seiner Hand die Bezeichnung: „Ich gehöre dem Beatus Rhenanus und ändere meinen Herrn nicht." (**Beati Rh. sum nec dominum muto.**)

Seine Hinterlassenschaft an Vermögen rechtfertigt den Ausspruch eines seiner Freunde, daß er nicht nur dem Namen, sondern auch den zeitlichen Umständen nach „Beatus" sei. In der Hauptkirche von Schlettstadt ist er beigesetzt und sein Grab trägt folgende von Berz gefertigte Grabschrift: „Dem Beatus Rhenanus, Sohn des Antonius, aus der alten Familie der Bilde, dessen ausgezeichnete Kenntniß in allen Zweigen der Gelehrsamkeit, in der griechischen und lateinischen Sprache, dessen Sittenreinheit, edle Menschlichkeit, Mäßigkeit, Züchtigkeit im preisenden Andenken sich erhalten werden, so lange die Welt besteht; dessen Beschäftigung mit dem Alterthum eine Anzahl lateinischer, von ihm hergestellter und beinahe von Neuem ins Leben gerufener, kirchlicher und weltlicher Schriftsteller bezeugen, ebenso das deutsche Land, das alte wie das neue, das er in drei Büchern mit bewunderungswerthem Fleiße beleuchtet hat, dem großen, unsterblichen Gedächtnisses würdigen Mann setzt Rudolf Berz dieß Denkmal liebender Verehrung. Er starb zu Straßburg am 18. Mai, im 62ten Jahre seines Alters, dem 1587ten nach Christus. Von dort weggetragen, liegt er hier, damit nicht der sterblichen Ueberreste ihres besten und gelehrtesten Bürgers die Vaterstadt entbehre, die er als Lebender durch so viele gediegene Denkmale verherrlicht hat." — Noch andere Epitaphe von Freundeshand verkünden den Ruhm des Gelehrten und Menschen.

Die Armenherberge in Basel

von

Dr. Theod. Meyer-Merian.



Die Armenherberge in Basel.[1])

Wir können lange Zeit neben jemand hergehen, vielleicht auch mit ihm verkehren, aber erst wenn er scheidet, sammeln sich all die einzelnen Züge und ihre Bedeutung zu einem lebensvollen Bilde, das uns überraschend nahe tritt und unsern Beziehungen zu dem Scheidenden den höhern Stempel eines warmen Interesse aufdrückt.

Diese menschliche Empfindung wird sich auch regen, wo ein Institut, das schon ehrwürdig in die Gedankenwelt unsrer Kindheit hineingeragt, verschwindet unter der ewig neu gestaltenden Hand der Zeit. Daß dasselbe unsrer Vaterstadt angehört und aus alter Zeit herstammt, die einerseits das Gepräge derber Unmittelbarkeit an sich trägt, anderseits Zeugniß giebt von einer Gesinnung, die noch jetzt hochgehalten und gepflegt wird, das wird nicht allein jenes Gefühl lebhafter machen, sondern auch den Anspruch begründen auf Befriedigung desselben, dadurch, daß wir die Lebensgeschichte des Institutes von seiner Kindheit an, wie die eines scheidenden Freundes, uns vergegenwärtigen.

Auf diese individuelle Färbung zähl ich, nächst Ihrer wohlwollenden Nachsicht, am meisten, wenn mir das Unterfangen

---

[1]) Diese Arbeit, bei Anlaß des Abbruchs der Armenherbergsgebäulichkeiten entstanden, wurde im December 1853 einem gemischten Publikum öffentlich vorgetragen.

abschreckend entgegentritt, ein Blatt vor Ihnen aufzuschlagen, das die Sittengeschichte mit so bestimmten Zügen gezeichnet, das der Entstehung und der weitern Schicksale der ellenden, das heißt fremden, Armenherberge.

Als die abendländische Volkskraft, von den Kreuzzügen nach dem Oriente in Strömen abgeleitet, wieder zurückfluthete in ihr heimisches Bette, da warf sie sich mit aller Wucht auf die Umgestaltung der so lange brach gelegenen innern Verhältnisse: die Völker schritten vor, nicht nur wissenschaftlich, sondern auch staatsbürgerlich. Das Volksgefühl erwachte und das Volksbewußtsein streckte die Hand aus nach den Zügeln, von denen es bisher willig sich leiten lassen. In den durch Handel und Gewerbe aufblühenden Städten forderte die Bürgerschaft Theil an der Regierung, an der Verwaltung des Gemeindewesens. Diesem Freiheitstriebe des Gewerbstandes hatte nach einem halben Jahrhunderte schon (1330—1380) die bisherige Herrschaft des Adels, fast in allen Landen Deutschlands, Raum geben müssen und nur durch das persönliche Uebergewicht von Einsicht, Kenntnissen und Leistungen vermochte dieser fürder noch einen Vorzug zu behaupten.

Neben diesem Erstarken des Bürgerthums sticht aber noch ein andrer Zug aus der Physiognomie der Mitte des XIVten Jahrhunderts hervor.

Fassen wir zunächst Basel in's Auge, so hatte hier der Schwarze Tod (1347) mit vierzehntausend Leichen alle Kirchhöfe überfüllt, vom Erdbeben (1356) waren nicht nur Mauern und Thürme eingestürzt, es hatte auch die Gemüther tief erschüttert, Hungersjahre, Krieg standen drohend ganz in der Nähe. Während diese Schrecken bei dem leichten Theile der Bevölkerung die Genußsucht und Sinnenlust aufstachelten und Trinkgelage, Kleiderprunk, Würfelspiel und Ueppigkeit jeder Art die finstern Schatten des Todes verscheuchen sollten, war bei den Ernstern

die Nachwirkung eine entgegengesetzte. Diese Schrecken all, hatten sie nicht eindringlich die Nichtigkeit der Menschen und ihre Verderbniß, deren Folge der Tod, an Tag gelegt? mahnten sie nicht laut genug zur innern Einkehr? zur Seelenreinigung und Versöhnung mit dem strafenden Gotte? Unter diesem Eindrucke finden wir ganze Schwärme büßend, sich kasteiend, unter düstern Gesängen durch die Länder ziehen, die Brüderschaften der Geißler. Aber dasselbe tiefe Gefühl offenbarte sich auch lebendig und thätlich in dem Einzelnen, minder schwärmerischen und durch bürgerliche Stellung Zurückgehaltnen. Mit einem Worte: religiöses Bedürfniß einerseits, anderseits das erstarkende bürgerliche Gemeindebewußtsein waren es zumeist, welche nicht nur Anlaß gaben zu verschiednen wohlthätigen Stiftungen, sondern ihnen auch ihren eigenthümlichen, von frühern, bloß kirchlichen Instituten, abweichenden Charakter aufprägten. Wir sind wohl berechtigt, darunter auch die Stiftung der Armenherberge zu zählen.

Die älteste Armenherberge, von der schon 1345 eine Urkunde berichtet, befand sich im Agtoten „hinder dem Spital“ (in dem neuern „Spitalgäßchen“). Der Raum aber mußte sich hier als zu beschränkt erwiesen haben, denn wir finden später eine Ellende Herberge zunächst dem innern Spahlenthor, Egolphsthor genannt, am alten Stadtgraben, wo die Trinkstube der Schmiede gewesen. Wann diese letztre zuerst gestiftet worden, darüber mangeln die Angaben, wie auch über die ersten Stifter, da beim Erdbeben 1356 alle Dokumente im Feuer zu Grunde giengen. Etwa 50 Jahre später lebte Herr Hans Wyler, der 1401 vom Rath zu Basel wider Bischof Humprecht als ein drittes Haupt zum Ammeister war aufgeworfen worden. Derselbe nun wird nicht nur als Pfleger, sondern auch als ein Stifter der, an Stelle der alten, aus dem Schutte neu erstehenden Armenherberge genannt.[1]) Er, nebst seinen Mit-

[1]) Das Haus, das später in Privatbesitz übergieng, führte noch im XVII. Jahrhundert den Namen zur „Ellenden Herberge“ fort.

pflegern Andreas Ospernelle, Tuchhändler und Oberstzunftmeister, sowie Junker Ludmann Meltinger bewogen in der Folge „mit Fleiß und Freundlichkeit“ den Edeln Conrad Zemhaupt gegen Ausgang des Concils (1441) zu einer thatsächlichen Darlegung seines Wohlwollens für die Stiftung. — Im Herbst 1421 hatte Junker Zemhaupt um 700 Goldgülden von Junker Hans von Ratzenhausen die eine, von Ritter Berchtold von Stauffen die andre Hälfte des Hofes auf St. Petersberg gekauft, der früher den Edeln Mönchen von Landskron als Lehen zuständig gewesen und worin 1305 der römische König Albrecht seine Einkehr genommen. Dieser „Mönchshof“ lag zwischen dem Pfaffenhof, den die Edeln von Offenburg als Lehen trugen, und neben dem Hofe des Herrn von Lauffen (Andlauerhof). Conrad Zemhaupt vergabte nun dieß sein Besitzthum auf ewige Zeiten für bequemere Beherbergung der fremden durchreisenden Armen, Pilger und Vertriebnen, mit all dem namhaften Vorrath an Bettwerk, Leinen, Silbergeschirr, Harnisch und Trögen. Die Schenkung sollte übrigens erst mit dem Ableben des Stifters vollzogen und bis dahin von den Pflegern der Herberge nur zu Lehen empfangen werden gegen den Jahreszins einer Gans auf Martini und eben einer solchen für Benützung des Hausrathes. An die Stiftung wurde dann noch die Bedingung geknüpft: wann Hof und Hausrath je nicht zu dem ausgesprochnen Zwecke verwendet würden, habe beides, ohne Entschädigung, an den Spital der Armen Leute zu fallen, als ob es demselben von Anfang an vermacht wäre, „wider alles Versperren von selber Zeit Pflegeru,“ wie die Urkunde besagt; — eine Drohung, die jetzt wie eine Ahnung klingt.

Zu bessrer Bekräftigung der Gabe hat der damalige Herbergmeister Hans Herweg die Besitzung des Hofes persönlich eingenommen, solche über die 6 Wochen und 3 Tage nach Form der Rechten ruhig innebehalten, also daß Junker Zemhaupt der Zeit nie darein gekommen. —

Die Nachricht von der reichen Vergabung und der guten

Aufnahme und Verpflegung fremder Armen in Basel drang aber, bei dem Interesse und der beweglichen Lebensweise der dadurch Begünstigten, bald weit umher, so daß der Zudrang dermaßen anwuchs, daß der bisherige alte Raum beim innern Spahlenthor nicht mehr genügte. Gegen Ende des Concils 1442 den 10. März wurde daher die Stiftung in den Mönchshof übergesiedelt, sammt allen Gefällen und Einkommen, mit Autorität und verbriefter Bestätigung des Bischofs Friedrich ze Rhein. In der neuen Herberge ließ nun Junker Zemhaupt noch eine Capelle zu Ehren des Erzengels Michael bauen, worin der Caplan des Stiftes St. Peter den Gottesdienst zu versehen und zugleich auch dem jeweiligen Herbergmeister mit Schreiben und andern Diensten behilflich zu sein hatte. 42 Gulden, welche der Junker jährlich von der Stadt Freiburg i. B. als Zins zog, wurden zur Besoldung dieses Kirchendieners ausgesetzt. In Beisein der Pfleger, des Probstes und des Capitels von St. Peter begann der Gottesdienst (1451) noch zu Lebzeiten Zemhaupts, nachdem vorher dessen natürliche Tochter Agnes, Klosterfrau zu Schlettstadt, die neben ihrer Schwestertochter, Aennelin Leinerstorfer des Schlossers, diesen Zins lebenslänglich zu genießen gehabt, mit Tod abgegangen. Hiemit war die wohlthätige Freigebigkeit des Stifters aber noch nicht erschöpft: nachdem er schon 1448 125 fl. rheinisch als Hauptgut auf dem Offenburgerhofe vergabt, schenkte er endlich noch sein übrig Hab und Gut.

In all diesem tritt der kirchliche Sinn, welcher den Stifter beseelte, deutlich hervor, wenn wir auch nicht wüßten, daß das Gotteshaus St. Michael namentlich zur Aufnahme von Pilgern und Wallfahrern bestimmt war, wie denn im Munde des Volks die Armenherberge noch lange die Pilgerherberge genannt wurde und Pilgerstab und Muschel als Embleme auf dem Eigenthum des Stiftes angebracht waren. Aber neben diesem kirchlichen Sinne begegnet uns auch die bürgerliche Verwaltung; denn nicht unter Klosteraufsicht steht die Herberge,

sondern unter der Auctorität der weltlichen Obrigkeit: diese bestellt sowohl die Pfleger als auch erläßt sie ihre Mandate für's Wohl und Gedeihn der gutthätigen Anstalt. So verordnete sie, frohnfastentlich in allen Pfarrkirchen von E. E. Burgerschaft für die durchreisenden Armen Steuer aufzuheben, was bis zu Anfang des XVIIten Jahrhunderts beibehalten worden. Auch Privaten ahmten so löbliches Vorgehen nach, namentlich Bürger vom Adel, so daß schon nach wenig Jahren das Vermögen bedeutend angewachsen. Allein noch bedeutender mehrte sich auch die Menge der zuströmenden Armen, in dem Maße, daß 1574 die Obrigkeit sich veranlaßt sah, die Klöster und Gotteshäuser anzuhalten, jährlich 240 Säcke Früchte an die Herberge zu liefern. Ja zwölf Jahre später, als in einer Theurung das Viertel Korn auf 14 Pfund stieg, schenkte sie selber, trotz dem Vermögen des Stiftes, das eignen Zug, Frucht- und Güterbau besaß, und trotz der Kirchenspende und dem erwähnten Fruchtzuschuß, noch weiter für 6000 fl. Früchte, nur um die üblichen Wohlthaten nicht verringern zu müssen. Wir bekommen aber auch einen ungefähren Begriff von den geforderten Leistungen, wenn wir erfahren, daß in einem Jahre von 1586—87 über 40,000 fremde Arme, großentheils Kriegsknechte aus dem navarrischen Zuge, aufgenommen wurden.

Wenn auch von Anfang die Stiftung ausdrücklich nur für Beherbergung der freiwilligen, selber ankommenden fremden Armen und namentlich Pilger bestimmt war, finden wir doch in der Folge (1577) durch besondre obrigkeitliche Verordnung auch solche Dürftige der Anstalt zugewiesen, die selber deren Wohlthaten nicht aufsuchten: Die Schaaren der zuströmenden Bettler, die sich frei auf allen Gassen und vor allen Häusern zeigten, begannen der Bürgerschaft zur unerträglichen Last zu fallen, darum von nun an alle Armen durch besondre Diener an den Thoren empfangen und nach dem Gotteshause geführt werden sollten. Zu dem Ende wies man sie vor den Thoren in besonders erbaute kleine Häuslein, wo sie warten mußten

bis zur Stunde des Mittag- oder Abendessens, um welche Zeit dann die Bettelvögte sie abholten. Beide Male erhielten die Eingebrachten neben leiblicher Erquickung noch eine Geldspende, wornach die Vögte sie wieder unter die Thore hingeleiteten, welche jeweilen dem Reiseziel entsprachen. — Der Gassenbettel war somit verboten und einzig noch den sogenannten Sondersiechen gestattet. Die Auslagen des Armenhauses aber wurden dadurch wieder bedeutend vergrößert, und um so bedeutender, als, außer den Zugebrachten, noch arme Burger und Hintersäßen täglich viel Brot ausgetheilt erhielten (1577), obwohl ihnen sonst schon besondre Spenden unter dem Namen des Großen Almosens durch die Hand des Almosenschaffners zuflossen (seit 1530). Sie hatten zu dem Ende bei den Pflegern ein Schild zu holen, das sie angeheftet trugen, und konnten dann um 10 Uhr beim Beck ¼ Laib Brot in Empfang nehmen. Eine neue Bedrängniß brachte das beginnende XVIIte Jahrhundert mit dem Ausbruche der böhmischen Unruhen, wo Kriegselend Deutschland in Armuth und Jammer versetzte. Denn neben der Zunahme Hilfesuchender litt die Armenherberge noch durch Störung ihrer Geld- und Fruchtzinsgefälle in der Nachbarschaft zu beiden Seiten des Rheines auf lange Jahre. Der Magistrat zeigte sich hier wieder väterlich für die Stiftung besorgt: den 20. Mai 1626 veröffentlichte er ein gedrucktes Mandat, das befahl, alle Dienstag in den 4 Pfarrkirchen Steuer zu sammeln (die Sonntagssteuern waren für die Hausarmen bestimmt); ebenso in den Gasthäusern Almosen aufzuheben. Dafür sollte aber den Burgern die Almosenspende vor ihren Häusern erlassen sein. Die Prediger hatten von der Kanzel ihre Gemeinden zu dieser Unterstützung fremder Armer aufzufordern.

Das Mittel, wie gut es gemeint war, es half doch nicht: der Spenden fielen zu wenige und so kehrte man wieder zu der früher schon geübten freiwilligen Steuer und Privatcollekte zurück, damit, daß „ehrliche Leute" weltlichen und geistlichen Stan-

des von Haus zu Hause in allen Quartieren, bei Bürgern und auch Fremden, die sich Sicherheits halben in Basel aufhielten, herumgiengen, anfragten und aufzeichneten, wie viel Jeder wöchentlich steuern wolle? Diese freiwilligen Beiträge wurden nun nach der Dienstagspredigt von ehrbaren Männern gegen Besoldung eingezogen und gleich in deren mitgeführte Büchsen gelegt. Das Gleiche geschah bei allen Gasthöfen, bei allen Mahlzeiten; überall stand eine Armenbüchse und die Gäste wurden von den Wirthen und Tischherren zum Almosen aufgefordert.

Zur Ueberwachung, treuen Aufhebung und Verwendung dieser Sammlungen wurden den 4. April 1649 von der Obrigkeit zwei Herren von Räthen, zwei Herren des Predigtamtes und vier von der Gemeinde, aus jeder Pfarre Einer, ernannt und deputirt, die alle Wochen zusammen kamen, die Rechnung unter sich hielten und der Regierung halbjährlichen Bericht ablegten. Dieß sind die sogenannten Collektherren, die an Stelle der bisherigen Pfleger traten und mit deren Aufstellung zugleich eine geordnetere Verwaltung und festre Organisation eingeleitet ward. Die erste Sitzung wurde schon Ende Aprils gehalten und alle Freitage fortgesetzt bis 1656, wo der Donnerstag für ein Jahr, hierauf der Mittwoch, nachher von März 1659 an bleibend wieder der Dienstag den Collektherren zu den regelmäßigen Zusammenkünften diente. Ebensowenig stätig fand die Austheilung der Spenden in der Herberge statt: den 6 Jan. 1671 wurde sie an das Riehen- und Steinenthor verlegt und wechselte in der Folge noch mehrmals, bis sie von 1687 an für immer in der Herberge verblieb.

Im Jahr 1671 und 1672 hatte das Pfund Rindfleisch 6, höchstens 8 Rappen gegolten, 1693 dagegen galt es 13 und 14 Rapp. Während ferner in den genannten Jahren 71 und 72 bis 1686 nur 5 bis 900 Personen an den drei Hauptfeiertagen neben Brot und Suppe noch Fleisch erhielten, wozu es 6 höchstens 10 Centner bedurfte, so waren in den Kriegs- und

Theurungsjahren 1689 bis 92 sechszehn, achtzehnhundert, ja endlich 2570 Gäste mit 15—22 Centnern Fleisches abzuspeisen, wovon das Pfund 10—12 und 14 Rappen kostete, denn die damals schon bei unsern Nachbarn beliebte Lebensmittelsperre schraubte nicht allein die Frucht-, sondern auch die Fleischpreise empor. Daß bei solchen Verhältnissen die Armenherberge sehr in's Gedränge kam und ernstlich auf Erleichterung denken mußte, war sehr natürlich und sie half sich, indem sie mit Genehmigung der gnädigen Dreizehner (vom 7. März 1694 an) die Fleischspende bis auf verhoffende bessre Zeiten abstellte. — Sieben volle Jahre auch unterblieb sie bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts. Es scheint aber, den guten Collektherren sei von der „gemeinen Burgerschaft" in dieser Fastenzeit mit Unglimpf und böser Nachrede übel zugesetzt worden, indem selbst Angesehene die Unterlassung theils einer Trägheit, theils arger Tirannei und Unbarmherzigkeit zuschrieben und mit dem Abbruch ihrer Beiträge drohten. Wie unbillig solch Urtheil sein mochte, legt es doch für die Bürgerschaft insofern ein vortheilhaftes Zeugniß ab, als darin das ehrenwerthe Gefühl sich aussprach, den alten, von den Vorvätern ererbten, Ruhm der Wohlthätigkeit gegen Arme unverkümmert beizubehalten. So entschlossen sich denn auch die Herren der Collekt gern oder ungern die Spenden mit 8 höchstens 10 Centner Fleisch auf Ostern 1700 wieder zu beginnen. Um sich jedoch die einheimischen, mit dem großen Almosen getrösteten, Armen besser dabei vom Halse zu halten, ward der Almosenschaffner angegangen, erst gegen halb 1 Uhr seine Fleisch- und Brotspende zu beginnen, wodurch es den Bedürftigen unmöglich fiel, zur gleichen Zeit auch in der Armenherberge sich einzufinden. Wenig glücklich dagegen war der frühere Versuch gewesen, von den fremden zugereisten Armen diejenigen aus der bloßen Nachbarschaft abzuscheiden, denn als um Pfingsten 1691 letztre durch Thorschluß bis nach 12 Uhr von der Vertheilung wollten ferngehalten werden, entrüsteten sie sich dermaßen und drohten in die benach-

barten Landgüter einzufallen, daß der regierende Herr Bürgermeister für besser hielt die Thore wieder öffnen zu lassen. Diese Beschränkung wurde indeß das Jahr darauf gleichwohl gesetzlich festgestellt, indem eine Rathserkanntniß vom 14. Mai (1692) besagt: Von der Festtagsspende sollen abgewiesen werden

1. die Armen von den benachbarten Ortschaften, — wobei namentlich die Unterthanen der Vogtei Mönchenstein, Riehen und Kleinhüningen aufgeführt werden;
2. diejenigen, welche hier das tägliche große Almosen genießen. —

Die Erquickung durch Speise, Nachtlager und Geldspende umfaßte aber nicht die ganze Thätigkeit der Armenherberge. Von den zusprechenden Gästen kamen natürlich viele im elendesten Aufzuge, zerlumpt und halbnackt, was namentlich zur Winterszeit, neben der Ermahnung, die Hungrigen zu speisen, auch die Aufforderung, Nackte zu kleiden, dem frommen Sinne lebhaft vergegenwärtigen mußte. Daß ebensowenig hierin die werkthätige Liebe unsrer Voreltern lau war, ergiebt sich genügend daraus, daß vom Beginn der Messe bis Anfangs März, — wie lange die Zeit der Schuh- und Strümpfspende dauerte, — zu diesem Zwecke von dem Herrn Strümpfverwalter nicht weniger als 100 Ducaten damaligen Geldes verwendet wurden.

Häufig mochten ferner unter so zahlreichen Armen sich Frauen befinden, die auf der Reise von ihrer bangen Stunde überrascht wurden und so auch nach dieser Seite das zarte Mitleid beanspruchten. Wir begegnen darum schon frühe dem Institute einer Herberghebamme, die von den Collektherren ausdrücklich angenommen wurde und fremden verehlichten Weibspersonen in oder außer der Herberge beizustehn hatte. Während die Herberghebamme von jeder Niederkunft beim Collekt 4 Laiblein Brot und 1 fl. Geld bezog und die zwei Weiber, die ihr gewöhnlich noch behilflich waren, 5 ß. erhielten, erhoben hingegen andre Hebammen für unehliche Geburten außerhalb der Herberge ihren Lohn beim großen Spital.

Noch entschiedner in das Gebiet der Krankenpflege streift die Bestimmung, welche ein Mandat vom 4. April 1649 enthält, die ausdrücklich befiehlt, daß an jeden durchreisenden fremden Armen, der mit dem Erbgrinde behaftet, zur Heilung 3 Pfund Geld und 4 Batzen für eine Haube sollten verabreicht werden. Das Dokument schließt mit den Worten „und können die damit angesteckte arme Leut keineswegs von gebetner Ausheilung dieses ansteckigen Schadens mit gutem Gewissen ab und zurückgewiesen werden!“ —

Von der hilfreichen Theilnahme am Elende der einzelnen, sich selber darstellenden, Person sehen wir indeß einen großen Schritt gethan zu der fremden Noth in der Ferne, wenn wir lesen, daß auch Beiträge sollen geleistet werden zum Loskauf armer Gefangner aus der Tartarei oder Türkei. Die Ordnung, welche den Betrag der zu ertheilenden Geldspenden vorschreibt, bestimmt hierüber: „wann Kettenenmänner kommen, welche Türkensteuern sammeln, so giebt man, wenn es nur einer ist, 1 Pfund, sind es zwei oder mehr jedem 15 ß, jedoch alles mit dem Beding, daß sie von Haus zu Haus nicht umgehn sollen, zu welchem End man ihnen gemeinlich einen Bettelvogt zugiebt, der sie gleich von dem Collektstüblein zum Thor hinaus begleitet.“ — Wie Türkensteuern, so wurden auch fremde Brandsteuern ertheilt, auf sogenannte Brandbriefe hin, die übrigens jedes Mal vorsichtig mit S. M. (Sanct Michael) gestempelt wurden, um nicht zwei Mal vorgewiesen zu werden. 10 ß. war hier die übliche Gabe. Nicht weniger flossen Beiträge an den Bau reformirter Kirchen und Pfarrhäuser, „wobei sich inzwischen die Herren von der Collekt nach der hohen Obrigkeit Beischuß proportionaliter zu richten haben.“ —

Eine Wohlthat jedoch, die von der Armenherberge ausgieng und im Gegensatz steht zu den bisher angeführten Beiträgen, die alle auf fremde Bedürftige abzielen, findet sich vorgesehen in dem schon erwähnten Mandate von 1649, worin den Collektherren die Gewalt eingeräumt wird, „bisweilen, nach

erheischender Nothdurft, und auf einkommende Recommandation, nothbedrängten hausarmen Knaben, so zu einem Handwerk verdingt werden, mit einem Stuck Lehrgeld (3—5 und mehr Pfund) nach Größe der Armuth beizuspringen;" — also Unterstützung von Gewerbslehrlingen! Diese Verfügung wurde auch später wieder (1659) aufgefrischt und dabei just die fremden Lehrknaben ausgeschlossen.

In dieselbe Cathegorie der Sorge gerade für einheimische Arme, mag auch die Bestimmung zu stellen sein, daß wenn solche sterben und ihre Hinterlassenschaft reicht zur Begräbniß nicht aus, neben andern gutthätigen Häusern E. E. Collekt um beliebigen Beitrag möge angesprochen werden; — eine Verordnung, die bis auf diese Stunde in Kraft geblieben.

Nachdem wir so der Thätigkeit unsrer Stiftung in die einzelnen Verzweigungen nachgegangen und die verschiednen, mehr durch auftauchendes Bedürfniß als durch consequente Fortbildung des ursprünglichen Gedankens, sich ergebenden Ausstrahlungen kurz berührt, — lassen Sie uns noch einen Blick in die innern Verhältnisse, die Administration und Oekonomie, werfen. Möge die charakteristische Zeitfärbung das Ihre beitragen, zur Belebung des Starren und Trocknen, welches die Natur des Gegenstandes in sich schließt!

Von der Entstehung der Collekt war bereits die Rede. Was zunächst die Zahl der Collektherren betrifft, so schwankte diese, namentlich in den frühern Zeiten, vielfach. Die ursprünglichen 8 vermehrten sich bei wachsenden Geschäften auf 12 (1667), minderten sich aber das nachfolgende Jahr wieder bis zu 8. Da sich zum Ersatz der abtretenden Mitglieder kein gar großer Zudrang fand, wollte man es bei dieser niederern Zahl belassen, die im Amt Bleibenden aber, für welche dadurch die Last gemehrt ward, verwahrten sich hiegegen und so wurde denn von Rathswegen die Zahl 15 gesetzlich bestimmt; darunter 2 Herren vom Rath, der eine als Präsident, 2 von der Geistlichkeit, 6 Beisitzer aus den Quartieren der großen Stadt, 4 aus der

kleinen, welche leztre beim Cassier am Zahltisch saßen, je nach der Ordnung der Gesellschaften der mindern Stadt. Den Buchhalter endlich rechnete man keinem Quartiere zu. Somit wurde also (1674) die bisher übliche Wahl nach den 4 Pfarreien, nunmehr mit der nach den Quartieren vertauscht.

Die Verpflichtung im Amte zu bleiben war für einen Collektherrn obligatorisch und dauerte 9/4 Jahre, war diese Zeit um, so hatte er (mit Ausnahme der 2 Rathsherren) vor Sitzung 3 Andre in unmaßgeblichen Vorschlag zu bringen, die der Buchhalter mit Tauf- und Geschlechtsnamen, nebst Berufs-Angabe, zu Papier brachte und demjenigen der abtretenden Collektherrn in Abschrift zustellte, der von der höchsten Zunft war. Dieser nun legte sie Mittwochs oder Samstags E. E. Rathe vor und begehrte für sich und im Namen seiner anwesenden Collegen die Entlassung unter der Anrede: „Wohlweiser Herr Bürgermeister, hochgeacht, gestreng edel ehrenfest fromm fürnehme fürsichtig ehrsam weis, gnädig gebietende und hoch Ehrende Herren . . .", wornach dann der Dank folgt für Zutrauen und Nachsicht. Die neuen Collektherren wurden nun vom Rathe aus dem Vorschlage ausgewählt und selben Nachmittag noch kündeten die Bettelvögte jedwedem in Sonderheit die Wahl zu Hause an und empfiengen einen Trunk oder Trinkgeld. Nächsten Montag darauf fanden sich die Bettelvögte wieder bei den Neuerwählten ein und boten ihnen auf morndrigen Dienstag Nachmittag um 1 Uhr zur Sitzung in der ellenden Herberge, wo alte und neue Collektherren zusammen sich einfanden, einander Glück wünschten und die ausscheidenden abdankten, sowohl unter Anrede an ihre im Amt verbleibenden alten Collegen, als an die neu eintretenden. Die lange, ein wenig trockne Rede schloß, nach Anwünschung allen Segens, mit den erquicklichen Worten . . . . „sie, nunmehr Abtretende, hätten mit den antretenden Herren da und da ein Abendessen bestellt und bitten, es wollten die Herren insgesammt ihnen die Ehr anthun und

was aufgetragen wird in geziemender Fröhlichkeit genießen helfen . . . ."

Geschahen auch alle Beschlüsse und Berathungen über Vermögens- und Güterverwaltung, Abstellung von Uebelständen an Personen und Dingen, über Früchtevorrath und dergleichen gemeinschaftlich in den regelmäßigen Dienstagssitzungen, ja befahl sogar eine Rathserkanntnuß (1694) ausdrücklich, daß so Beschloßnes Niemand, weder ein Rathsherr noch Präsident des Collektes nachher aufzuheben befugt sei, so waren die einzelnen Zweige der Verwaltung und Aufsicht des anvertrauten Stiftungsgutes gleichwohl unter die einzelnen Collektherren vertheilt. So übernahm, anfänglich wenigstens, Einer vom Rath und der Geistlichkeit wochenweise die Spende von Brot und Almosen, wobei nicht nur das Brot mindestens 1—2 Mal gewogen, sondern sogar Name und Heimath der Armen in ein Buch eingetragen wurden.

Ueber die Spenden selbst belehrt uns das Urbarium der Armenherberge unterm Datum des Jahrs 1595 in folgender Weise: „Zur selben Zeit wurde neben den Durchreisenden und Pilgern auch allen andern fremden Armen Mittags und Abends ihr Suppen, Muß und Brot, den kleinen Kindern aber von Milch und Mehl gekochte Pappen gereicht und damit das ganze Jahr fortgefahren." Nach dem Abendessen und verrichtetem Gebete sonderten die Bettelvögte die übernachtenden Armen in die verschiednen Gelasse, wo das Nachtlager bereit war, das, jedenfalls noch bis vor 100 Jahren, aus eigentlichen Betten, mit Leinenzeug und Federwerk, bestand, und erst später mit einfachen Strohsäcken und Wolldecken vertauscht wurde. Kranke Fremde wurden jederzeit in den großen Spital oder in's Siechenhaus zu St. Jacob gewiesen; solche indeß, die wohl zu transportieren waren, mochten die Armenfuhr zum Weiterkommen benützen. An Weihnacht, Ostern und Pfingsten, den drei Hauptfeiertagen, wurden alle Armen, Jung und Alt, über das Gewöhnliche noch mit Fleisch gespeist, 1 Pfund auf den Kopf

gerechnet, „damit sie sich der hohen Feste mit andern Christen auch zu freuen hätten."

Möge mir gestattet sein, an einem dieser Tage Sie ein Paar Jahrhunderte zurück und in die Armenherberge zu führen, damit Sie mit eignen Augen in das damalige Leben und Treiben hineinblicken und das Räderwerk im Gange sehen mögen, dessen einzelne Theile vor Ihnen bisher auseinander gelegt worden:

„Die Collektherren haben eben in ihrer letzten Dienstagsitzung, oben in der braungetäfelten Collektstube, das Cassabuch nachgeschlagen und sich gemerkt, wie manches Pfund Fleisch voriges Jahr an den drei Festen gebraucht worden und nach diesem Maßstabe den heurigen Bedarf bestimmt. Am Freitag vor Ostern begeben sich die bezeichneten Herrn Fleischeinkäufer in die beiden Metzgen, dießseits und jenseits des Rheins, zur Zeit wo das geschlachtete Vieh schon im Schlaghause hängt und besichtigen sorgfältig das Ausgestellte. Da, vor einem Prachtochsen, verweilen sie länger. Der breitschultrige Metzgermeister, in weißer Schürze, am messingverzierten Ledergurt zünftig den eingelegten Stahl tragend, nähert sich ihnen langsam, begrüßt die Herren und findet es sehr natürlich, daß ihnen ein solches Fleischchen in die Augen steche: so was dürfte man dem Herrn Burgermeister auf den Sonntagstisch stellen! Ein Wort giebt das andre, es wird ein bischen gemarktet, ein bischen ausbedungen und ein bischen hoch und heilig versichert, sein eigen gut Geld bei s o l ch e m Gebot verlieren zu müssen, und der Handel ist abgeschlossen: so und so viel und von diesen und diesen Theilen soll geliefert werden! — Den andern Samstag Morgen kommen dieselben Collektherren wieder, dieß Mal in Begleit zweier Bettelvögte, die das ausgewählte Fleisch in Kübel packen und auf ihren Karren laden. Ueber die Rheinbrücke, den Fischmarkt, ziehen sie ihn keuchend den Herbergberg hinan, nach dem Michaelshof, wo der Schlager m i t ihnen anlangt und sofort das riesige Werk unternimmt, all das Fleisch klein

zu schneiden in Pfundportionen. Darüber ist es Mittag geworden, die Bettelvögte bleiben zum Essen da, ja jeder erhält noch für die außerordentlichen Dienstleistungen eine halbe Maß Wein. Den Schlager aber laden die Herren Fleischeinkäufer, die ebenfalls redlich ausgehalten, zu ihrem Imbis ein, den sie freilich aus eignem Beutel bestreiten und nicht wie der Herbergmeister das Traktament der Bettelvögte mit 18 Batzen verrechnen können.

„Am folgenden Ostertag, früh zwischen 3 und 4 Uhr in der Dämmerung öffnet sich die Herbergspforte. Aber kein zerlumpter Fremdling, kein demüthig gebückter Armer tritt scheu und flehend herein, sondern mit festem Schritte hier die stattliche, kurz nachher die würdereiche und wohlgenährte Gestalt eines Ehren Bürgers und eines Rathsherrn, beide von der Collekte. Ein dritter und vierter folgen bald diesen beiden. Sie treffen übrigens, trotz der Frühstunde, den Herbergmeister, dessen Knecht, die Magd, die Weiber der Profosen, selbst Bettelvögte in voller Thätigkeit und sehen den Emsigen überwachend zu, wie sie die Stücke Rindfleisch im Keller in die Zuber und aus diesen in die Kessel legen, wie sie zur Zeit das überflüssige Fett wegschöpfen, damit die Suppe nicht zu unverdaulich werde, und wie endlich das ausgekochte Fleisch in die hölzerne Tröge (Fleischbüttemlein) bis zur Ausspende gebracht wird. Mit der gleichen Vorsicht wird von zwei andern Collektherren das Abzählen und Zertheilen des Brotes beaufsichtigt. So ist der Morgen hingegangen, 11 Uhr hat es bereits geschlagen und die Menge des armen Volkes häuft sich zusehends vor der Herbergspforte. Wie um einen Bienenstock, der schwärmen will, summt es und erhebt sich ein Gedränge, sogar Schelten und Zanken fehlt nicht, denn die großen und starken Bettler suchen die schwachen und kranken vom Eingange wegzuschieben. Da verstummt mit einem Male das Gesumme, links und rechts weicht das Bettlerheer zur Seite, aus lauter Respekt vor den sechs Soldaten, die mit Spießen von der Hauptwache heran-

rücken und am Thore der Herberge mit martialischer Wichtigkeit Posto fassen, die Ungestümen zurück und die Ordnung aufrecht zu halten. Keiner wird vor der Zeit eingelassen, mehr als ein Zudringlicher mit amtsberechtigtem Stoße in die gehörigen Schranken zurückgewiesen. Nur die noch übrigen Collektherren, die sich bisher nicht eingefunden, erhalten unter gebührender Ehrenbezeugung Raum und Erlaubniß zum Eintritt. Doch endlich öffnet sich auch der Menge die Pforte der Glückseligkeit: Alles strömt in den Hof, der Hinkende springt mit Eifer, der Blinde eilt am Sehenden vorüber dem duftenden Ziel seiner Sehnsucht zu, einem der vielen Züberlein, darin die Suppe aufgetragen wird. Aber da stehen die Collektherren in all ihrem Ansehn, der Herbergmeister in seiner auf Uebung gründenden Sicherheit, die Bettelvögte mit dem ganzen Amtseifer, der Angesichts der Vorgesetzten das Unglaubliche leistet. Solch vereinten Kräften gelingt es, das Stoßen und Drängen zu besänftigen, der Ungeduld Zügel anzulegen und endlich es dahin zu bringen, daß je Zehn und Zehn um ein Suppenzüberlein sich sammeln und in die Runde drum hersetzen. Aus Hunderten solcher Züberlein wirbelt der labende Fleischduft in den Dampfwolken lustig empor und der langentbehrte Wohlgeruch wird von tausend Nüstern begierig eingesogen, aber die noch begierigern Gaumen mißgönnen der Nase bereits den Genuß und mehr als ein Löffel schon erhebt sich. Die Collektherren jedoch, die durch die Gruppen schreiten und unter ihnen namentlich die Mitglieder der Geistlichkeit, wehren der ungezähmten Begier und ermahnen je Einen aus den Zehen, vorerst das Gebet zu verrichten, eingedenk der Gabe um Gotteswillen und des heutigen Festtages. Fast so schnell als das Gebet gesprochen worden, ist nachher auch die Suppe verschwunden, damit aber die Begehrlichkeit der hungrigen Blicke nur wenig abgestumpft. Knechte und Mägde und Bettelvögte sammeln indeß sorglichen Sinnes nicht nur die einzelnen Züberlein, sondern auch die ausgetheilten Löffel, damit nicht das Eine oder

Andere als Andenken an Basels Wohlthätigkeit aus den Thoren wandre. Der Haufe der armen Leute aber wird hinten in den Hof nach dem Stadtgraben zu getrieben, auf einen Knäul und zurückgehalten durch in Quer gestellte Bänke. Auf diese postieren sich die Bettelvögte und, über die Köpfe der Menge wegragend, mahnen sie hier zur Ordnung, dort weisen sie Unverschämte zurück, die wiederholt zur Spende sich durchschleichen möchten, denn zwei abwärts gestellte Bänke bezeichnen die beiden Gänge nach dem vordern Hofe. Nach diesen Bänken sind lebhaftere Blicke gerichtet, als nach den von den Bettelvögten eingenommenen, es steht aber auch auf jedem ein mächtiger Zuber mit Fleisch und ein Korb mit zerschnittnen halben Laiblein, woraus jedem Armen beim Durchgang eine Portion verabreicht wird. Mit dankbarer Hast empfängt da manch altes Mannlein, manch elender Krüppel den Leckerbissen, den sie vielleicht sonst das ganze Jahr nicht gekostet, und wenn sie den beiden Rathsherren am Ende der Bank im Vorübergehen dankend zunicken und die ihnen winken und obendrein noch der eine 1 Blappart, der andere 1 Schweizerbatzen geben, da mag laut oder stille mancher Segenswunsch für die wohlthätigen Herren und die fromme Stadt aus aufrichtigem Herzen emporsteigen. — Doch der Boden der Fleischzuber wird bereits sichtbar und noch immer will der Zudrang kein Ende nehmen, ein dichter Haufe steht noch im hintern Hofe, der gleichen Spende wie die Cameraden gewärtig. Fragend blicken die Collektherren den Herbergmeister an, schweigend zuckt dieser die Achseln: nein, es ist kein Fleisch mehr vorhanden! man rechnete eben auf keinen so starken Zuspruch. Die Noth wird zur Tugend gemacht und Jedem, der kein Fleisch mehr erhält, dafür ein Schweizerbatzen extra verabfolgt.

„Während drunten im Hofe dieß Drängen und Murmeln, dieß Klappern der Löffel, dieß Ermahnen und zur Ordnungweisen, mit den unzähligen „Vergeltsgott" untermischt, geht es droben im Flur der Herbergswohnung kaum viel stiller her,

wenn vielleicht auch etwas ordentlicher. Gesondert von den eigentlichen armen Leuten sitzen hier an langem Tische die Handwerksgesellen, deren Zunftehre unter dem Haufen der gemeinen Bettler Schaden litte. — Eine Weile nachdem das Volk drunten in Masse amtlich zu den Thoren hinausgeschafft worden, werden auch diese Gesellen mit zwei bis drei Blappart Zehrgeld entlassen und mögen frei gehen wohin es ihnen beliebt.

„Nun erst wird es wieder stille in der Herberge, Collektherren wie Bettelvögte wischen sich den Schweiß von der Stirn und athmen frei auf und auf jedem Gesicht malt sich nur der eine Gedanke: Gottlob es ist wieder vorbei für einmal! — einige Nachwehen freilich noch abgerechnet, die einerseits die Profosenweiber im Spühlen und Versorgen der gebrauchten Züber und Löffel betreffen, anderseits aber die Herren von der Collekt in den Berechnungen des gespendeten Fleisches, Brotes und Geldes und der Auszahlung der „Verehrungen" an die Bedienstete." — — —

Mit Weihnacht 1781 fielen indeß die Festspenden gänzlich weg, „weil auf einen solchen Tag allerlei Gesindel von weither der Stadt zuströmte, das zu andern Zeiten die Polizei von Stadt und Land zu vertreiben suche." Es wurde nur noch das gewöhnliche Almosen von Brot, Suppe und Geld, im Winter von Strümpfen und Schuhen, ausgetheilt und zwar durch einen Collektherrn der, mit Bezug auf die Dauer seiner Thätigkeit, der Wochner hieß. Hinsichtlich der ihm überbundenen Geldspende, die er im „Stüblein" austheilte, bestanden ziemlich ins Einzelne gehende Vorschriften (1. April 1699). Von etlichen war bereits die Rede gewesen, beispielsweise mögen noch andere hier nachfolgen: Einem gewöhnlichen Handwerksgesellen verabreichte der Wochner 2 ß. 6 Pfenning, erscheint aber aus seiner Keidung, daß er mehr wegen Mangels einer Werkstatt oder Arbeit dem Fechten nachgehen muß und sich ausgezehrt hat, kann ihm ein Mehreres, wohl gar 5 ß.,

gegeben werden. Einem andern Mannsbild, das kein Handwerk hat, reicht der Wochner ß. 2 oder 1 Batzen. (Später betrug das gewöhnliche Almosen allgemein 2 Batzen.) Eine Frau oder erwachsen ledig Mägdlein erhielt 1 ß. 6 Pfenning; ein halberwachsener Knab oder Mägdlein 1 ß. und ein Kind 6 Pfenning. Eine Adelsperson vor dem „Stüblein" 2 Pfund oder soll der Session erwarten; ein gemeiner Soldat 2 ß., sind es Offiziere, so steht es bei des Herrn Wochners Gutachten, was er ihm Zehrpfenning geben will. — Zum Zwecke dieser Spenden empfieng jeder Wochner mit Antritt seines Amtes am Dienstag Abend vom Cassier 15, später 20 Pfund Geld und vom Buchhalter einen gedruckten Zeddel, worauf er seine täglichen Ausgaben an Geld, Brot und Suppen, auch an Schuhen und Strümpfen, einzeichnete und dann in der nächsten Sitzung vorlegte. Ein andrer Collektherr als der Wochner durfte nichts verabreichen, anfänglich nicht einmal der Präsident, dem jedoch in der Folge, bei Abwesenheit des Wochners, für dringende Fälle die Vollmacht zur Abfertigung der Petenten eingeräumt wurde.

Eine weitere Amtsthätigkeit der Collektherren äußerte sich in den Obliegenheiten der vier Büchsenmeister in den Quartieren, die jeweilen das von ihren Einziehern bei den Bürgern und Aufenthaltern der Stadt gesammelte Geld mit dem Verzeichniß, wie viel an den gewöhnlichen Wochen-, Monat-, Frohnfasten-, Halbjahr- und Jahresbeiträgen eingegangen, in die Dienstagsitzung zu schicken hatten. Die Einzugsbüchlein waren doppelt, der besoldete Einzieher hatte das eine, der Büchsenmeister zur Controlle das andere. Zwei weitern, sogenannten gemeinen, Büchsenmeistern lag es dann alljährlich noch ob, im Mai die Büchsen auf der Schifflände, in den Wirths- und Gesellschaftshäusern und auch auf etlichen Zünften zu öffnen und das Geld daraus zu erheben.

Wieder einen andern Geschäftszweig besorgten die zwei Kastenverwalter, die den Schlüssel zu den Kasten hatten,

beim Aus- und Einmessen der Früchte gegenwärtig waren, das fleißige Kehren derselben durch den Kornmesser überwachten und ein Verzeichniß davon führten.

Vom Verwalter über die sogen. Nördlinger Strümpfe oder Loden war bereits die Rede; in seiner Ordnung lesen wir: „Derselbe hat, wenn es gegen den Zurzacher-Verenamarkt geht, um Bericht auszuschreiben, was die Ballen Loden draussen in dem Reich nächsten Ankauf gelte und wie solche bei den baslischen Herren Kaufleuten in dem nächsten Preis zu bekommen seie. Wann der nähere Kauf geschlossen und die Ballen Nördlinger oder Loden vorhanden, so werden etliche Schneider die Strümpfe nach einem gewissen Modell, so in der ellenden Herberge aufbewahrt wird, zu machen bestellt, doch stehet es nicht bei dem Herrn Strümpfverwalter allein die Schneidermeister anzunehmen, sondern sie werden in der Versammlung durch Umfrag angenommen. Von einem jeden groß oder kleinen Paar Mann-, Weib- oder Knabstrümpf wird 1 Schilling oder Baselblappart Macherlohn bezahlt.“ — —

Ebenso gab es besondere Mühleherren für die der Armenherberge zuständige hintere Mühle im St. Albanloch, welche sowohl auf den guten Stand des dazu gehörigen Lehengutes, als auf die richtige Gefällentrichtung ab Seiten des Bestandmüllers zu sehen hatten.

Am wichtigsten aber von allen Aemtern war wohl das des Cassiers und das des Buchhalters: beide mußten alle Dienstag nach der Sitzung ihre Rechnungen gegen einander vergleichen, und jedes Vierteljahr summarische Cassarechnung halten. In die Cassaschlüssel theilten sie sich, später jedoch, als der Herbergmeister die Buchführung übernahm, hatte der Präsident den einen Schlüssel in Gewahrsam, den andern der Cassier (17 . .).

Steigen wir von den Collektherren in dem, mit der Besorgung unserer Armenstiftung betrauten, Personale herunter, so begegnen wir zunächst dem Herbergmeister, der sein Amt

aus den Händen E. E. Rathes erhält. Wir finden seine Pflichten und Rechte in der dazumal beliebten innigsten Verschmelzung: Aus den 250 Pfund, die er jährlich auf Johanne verrechnen darf, hat er zunächst an Knecht und Magd, neben Unterhalt in Speis' und Trank, 62 Pfund 10 ß. zu zahlen; des Winters zu Wärmung der Bettler und gleichzeitig der Schellenwerker, deßgleichen wöchentlich der Collektstube und täglich des kleinen Stübleins, darin die Spende gehalten wird, für Holz 100 Pfund; wonach ihm also als Besoldung 87 Pfund 10 ß. verblieben. Dagegen benutzt er zinsfrei Wohnung, Stallung und Garten, mit Ausnahme der Fruchtböden. Ferner steht ihm frei der Nießbrauch des Grases auf der Schanz, St. Petersplatz bis an's St. Johann Bollwerk; muß aber wieder in seinen Kosten ein Pferd, einen Stier und einen Eber halten, erstres für die Armenfuhr, letztre für St. Johann und Spahlenvorstädte. Karren und Pferdgeschirr zum Bettelkarren liefert dagegen das Haus, doch ist die Matte im sogenannten Harnisch (an dem Allschwylersträßlein) dem Herbergmeister zur Benützung überlassen. Im Jahr 1703 als man die Stube für die Männer und für die Weiber durch einen Verschlag trennte, und somit die Heizung vermehrte, wurde dieser Ausfall den Winter hindurch mit 8 Pfund 8 ß. gedeckt. Das Spendebrot zu liefern lag gleichfalls in der Verpflichtung des Herbergmeisters und dazu hielt er einen Knecht oder Bäcker. Von jedem Sester Mehl mußten 16 Laiblein à 1 Pfund geliefert werden und es wurde für ein Stuck Mehl (12 Sester) 10 Batzen Backerlohn verabfolgt, das erforderliche Salz aber mit dem Grüsch vergütet. Für jede Portion Suppe, deren 10 auf ein Züberlein giengen, und wozu er Erbsen, Gersten und Salz aus dem Seinen gab, empfieng der Herbergmeister 6 Pfennig, an den drei hohen Festtagen aber nur 3 Pfennig, durfte dann von dem Rindfleisch nach altem Brauche ein Bäcklein ansprechen, deßgleichen in die Küche 15 ß., für den Bäck 10 ß. und für zweitägige Speisung der Bettelvögte 1 Pfund 10 ß. Knecht und

Magd erhielten von der Collekt zu Neujahr, zum Meßkram, an den drei hohen Festen und für die Fasnachtküchlein ein jedes je 5 ß.

Schließen wir indeß die Reihe der Bediensteten jetzt mit den 4 (später 5) **Bettelvögten** der Anstalt, von denen jeder wöchentlich 1 Pfund 5 ß. Geld und täglich 2 Laiblein Brot bezog, abgesehen von den Sporteln und Trinkgeldern, welche besondre Festtage oder außerordentliche Dienste, wie Botengänge und dergleichen mit sich brachten. Faßten sie doch auch, wenn ihre Mäntel abgetragen und zerschlissen, von dem Kanzleituch, gleich andern Herrendienern, welche der Stadt Basel Farb trugen, den Stoff zu neuen, in der Regel 5 Ellen. Da aber die Mäntel davon zu kurz ausfielen, so zahlte das **Collekt** noch eine weitre Elle mit 1 Pfund 10 ß. (1705). Hingegen war den Bettelvögten bei übernächtiger Gefangenschaft oder gar Absetzung verboten, den neuerwählten Raths- und Gerichtsherren mit „unverschamter Abforderung Trinkgelds" beschwerlich zu fallen; ebenso auch das Werben oder Verleiten der Handwerksgesellen zu Kriegsdiensten (1688). Drei von Fünfen hatten immer abwechselnd den Hausdienst und begleiteten die Armen an die Thore; Sonntags hielten sie außerdem noch die Wache bei den 4 Hauptkirchen, um während dem Gottesdienste für Stille und Ruhe zu sorgen. Ihre Hauptverpflichtung blieb indeß das Einfangen der Gassenbettler und das Abführen derselben nach der Polizei. Zum Belege ihres Fleißes und ihrer Wachsamkeit war geboten, daß die Bettelvögte alle Tage den Collektherren an den Häusern, so oft sie daran vorbeigiengen, anklopfen sollten (1702), eine Verordnung, die 3 Jahre später drei Mal wiederholt und bei Verlust des Mantels den Betreffenden eingeschärft ward.

In solcher Verfügung wieder zeigt es sich, wie dem Gassenbettel mit immer mehr Ernst und Nachdruck entgegengetreten wurde und unsre Voreltern durchaus keiner einseitigen und blinden Wohlthätigkeit Vorschub leisteten, sondern neben aller Barm-

herzigkeit zwischen Würdigen und Unwürdigen scharf unterschieden. Wie eben überall die werkthätige Liebe an ihrem Wege nicht nur die würdige Nothdurft findet, die wirklich um Gotteswillen die Hand ausstreckt, sondern ihr auch zudringlich die Unverschämtheit, die arbeitscheue Lüderlichkeit und professionsmäßige Bettelei auf erlognen Krücken nachhinkt, so mochten auch schon frühe dergleichen Schmarotzer die Kräfte der edeln Stiftung auszusaugen drohen. Aber eben in der entschiednen, ja derben, Art zu unterscheiden bewies sich der gesunde kernhafte Sinn der damaligen Zeit, freilich auch ganz in der damaligen Ausdrucksweise. Verschiednen Verordnungen, die einem Mißbrauch vorbeugen und Ordnung aufrecht erhalten sollten, sind wir schon begegnet. Eine weitre war z. B. auch die, daß reisende Handwerksgesellen beim Eintritt in die Stadt ihre Bündel oder Degen der Thorwacht in Gewahrsam hinterlegen sollten und dann, wann sie Arbeit gefunden, durch des Meisters Hausgenossen und mit Anmeldung dessen Namens, die Bündel oder Degen abholen ließen. Fanden sie keine Arbeit, so durften sie nicht länger als über Nacht in der Stadt bleiben und wenn sie zwei Nächte sich aufhielten, war das Hinterlegte der Wacht verfallen (1699). Hiedurch wurde dem vierzehn Tage, ja Monate langen Herumfechten bei den Bürgern vorgebeugt. Keinem sonst, der sein Bündel nicht bei sich trug, wurde vor dem „Stüblein“ der Zehrpfennig gegeben. — Sahen Profosen oder Bettelvögte in der Stadt müßige Bettler und Handwerksgesellen, so hatten sie dieselben in's Zuchthaus zu führen (1685); ja 1692 ward erkannt, daß „fremde und ausländische Buben, die in der Stadt dem Gassenbettel nachziehen, vom Profosen angehalten, mit Stricken an den Füssen und einem Besen auf der Achsel in den Straßen herumgeführt, Burgerskinder aber in's Waisenhaus geschafft werden sollten.“ Und 1753 noch, „daß Aufenthalter, Papierer und Lohnamtarbeiter, deren Kinder auf dem Bettel betroffen werden, ernstlich gestraft und im Wiederholungsfall aus der Stadt geschafft, Leute vom Spital aber,

die betteln, aus dem Spital sollen hinausgethan werden. Sogar den Collektherren selber, weil sie ja zunächst mit dem Mißbrauch in Berührung kamen, war ein gewisses Strafmaß eingeräumt. Wir lesen darüber: „Dieweilen es auch unter den Bettelleuten viel wilde, zaumlose und frevelmüthige, ungehorsame und störrige Bettler abgiebt, worunter sind die falsche Recommandation oder Brandbriefträger, Andre ihre Namen verändern, sich herschreiben wo sie nicht gebürtig sind, Andre ihre Mitbettler bestehlen, ja deren viel, wann sie merken, daß man sie in die Herberg führen und daselbst eine Zeitlang arrestieren und aufhalten will, sich loszuschlagen unterstehn, als haben die Herren vom Collekt auch gewisse Gattungen zu strafen: nämlich mit Gefangenschaft, Hand- und Fußschellen, gefängliches Herumführen mit den Stricken um die Füß mit Hauen und Schaufeln, Peitschen, Herumführung und persönliche Vorstellung der überlästigen Bettler unter der Stadt Pforten mit angehängtem Verbot, dergleichen vorgestellte Bettler nicht mehr in die Stadt zu lassen und endlich ein unanrüchtiges Halseisen mit dem Malenschloß so an den Pfosten bei dem Eingang zur Bettelstuben angemacht ist und der fehlbar Bettler durch einen Profosen daran geschlossen und seiner Zeit abgelöst wird. In Summa, die allein den würdigen alten presthaften und unvermöglichen, zumalen mit viel Kindern überladnen, armen Leuten gewiedmete Almosenspende wird nicht wenig erschöpft und überladen von dem Zulauf vieler gesunden, starken, dem Müssiggang und der Faullenzerei von langer Zeit her ergebnen und angewöhnten Bettlern; denn wer einmal das Schamhütlein abgezogen, der kann und muß alsdann in den Haufen hinein unverschamt sein und bleiben. Zu welcher beschwerlicher und unwürdiger Leute Unterdruck- und Austreibung kein dienstlichers und altübliches Mittel ist, als daß solche zum Schanzwerk und andern, sonst den Unterthanen obliegenden, Handfrohndiensten angestrengt und verwiesen, hingegen Jene um so viel mehreres davon entlästigt und verschont würden. —

— — Es ist recht und billig und nöthig, daß alle Obrigkeiten auf solche lüderliche und faule Tropfen ein scharfes Aug werfen, sie durch ihre Stadt- und Gerichtsdiener aufheben und nach gestalten Sachen züchtigen lassen mit Gefängniß, Springern und andern Strafen, damit ihnen der Bettelstab verleidet, hergegen der Appetit zur Arbeit geschärft werde . . . ."

In diesem gesunden Sinne wurde denn auch nachgerade verfahren und der richtige Weg eingeschlagen; freilich nicht eben mit „Schanzwerk", aber doch mit Arbeiten: In den 80ger Jahren des abgelaufnen Jahrhunderts wurde in der Armenherberge selber eine Arbeitsanstalt errichtet, die verdienstlose, meist alte und übelmögende, Leute aufnahm und ihnen Unterhalt gewährte. Erst wohnten diese unterm Dach, im Winter 1799 aber, nachdem es mit Mühe gelungen, den französischen Platzkommandanten zu bewegen, seine Militärprison wenigstens aus den untern Zimmern der Herberge in's Klingenthal zu verlegen, brachte man die Armenarbeiter in diesen unter. Das Jahr darauf wurde auch noch Platz eingeräumt zu einer Arbeitsanstalt für Kinder hilfsbedürftiger Schweizer, um sie vom Herumziehen abzuhalten und durch Baumwollenspinnen zu beschäftigen, auf Ansuchen der Gemeinnützigen Gesellschaft bei dem „Bürger Präsidenten" und den „Bürger Assessoren" des Collektes. Der erstern Arbeitsanstalt verabfolgte die Armenherberge, nach gemachter Anfrage bei E. E. Rath, jährlich 200 Neuthaler, die zur Hälfte wenigstens aus der Ersparniß bestritten wurden, welche die vom Großen Rath (1781) aufgehobnen drei Hauptspenden durchschnittlich abwarfen. Dieser Jahresbeitrag, bis in die neuste Zeit fortgeführt, wird öfter noch um 200 bis 400 Fr. verstärkt, dem offnen Gassenbettel aber erst recht der Todesstoß gegeben mit der 1804 gegründeten Allgemeinen-, und in der Folge mit der Arbeitsanstalt in der Herberge vereinigten, -Armenanstalt, in welche alle bettelnden hiesigen Armen gewiesen wurden, indeß man die durchreisenden fremden wie üblich nach der Herberge schaffte. Hatte

bisher die Zahl der von der Straße weggefangenen Armen die der freiwillig sich stellenden weit übertroffen, so ergab sich von nun an entschieden das umgekehrte Verhältniß. —

Bis 1817 holte man die Armen, denen das freie Betreten der Stadt nicht gestattet war, am Spahlen- und Riehenthor ab; mit der Errichtung der Centralpolizeidirection aber brachte die Wache sie herbei. Von der Straße aufgegriffne Bettler wurden fortan erst nach dem Polizeibureau geführt und die Polizei ihrerseits verfügte für Vagabunden und dergleichen Individuen über drei Gemächer in der Armenherberge, während die (durch Verlegung der Arbeitsanstalt in's Klingenthal frei gewordnen) zwei obern Zimmer, als die bessern, den freiwillig sich stellenden Armen vorbehalten blieben. Abgesehen hievon und von polizeilicher Bestrafung, wurden die eingefangenen Bettler endlich auch darin noch schlechter gehalten, daß ihnen keine Geldspende, sondern bloß Suppe und Brot zukamen.

Werfen wir, ehe wir schließlich die neuste Geschichte der Armenherberge berühren, noch einen flüchtigen Blick auf die Vermögensverhältnisse der Anstalt:

Der Geist christlicher Mildthätigkeit hatte sie in's Leben gerufen, die weise Sorgfalt und kräftige Beihilfe der Regierung sie in Tagen der Noth vor einem vorzeitigen Untergange redlich bewahrt, fromme Gaben und Vermächtnisse das Vermögen in Kurzem sehr gemehrt. Theils in der Nähe der Stadt, theils in benachbarten Herrschaften besaß das St. Michaelsstift über 180 Jucharten Reben-, Matt- und Ackerland, welche es auf eigne Kosten bewirthete mit einem Ackermeister, einem Unterknecht, Treibbuben und einem Reb- und Mattenknechte. Diese Landwirthschaft war es aber gerade wieder, welche die Stiftung nicht nur finanziell wenig förderte, sondern sie vielmehr zurückbrachte und so in Schulden stürzte, daß alle Liegenschaften versteigert und die eigne Bewirthung aufgegeben ward. Einzig eine kleine Matte im sogenannten Harnisch (Allschwylerweg) und die Mahlmühle im Albanloch wurden beibehalten, leztre

später ebenfalls noch veräußert. Nach vergeblichen Versuchen, die Einnahmen der Stiftung mit den beträchtlicher werdenden Ausgaben in's Gleichgewicht zu bringen, wurde endlich eine wirksame und andauernde Hilfe in der Verfügung der Collekte gefunden, die auch von 1649 bis 1843, also fast zwei Jahrhunderte, fortbestand. Freilich nahm mit den Jahren der Ertrag dieser Collekte ab, mit eine Folge vielleicht des verminderten Bettels, weil dann die Noth nicht mehr so augenfällig sich dem Mitleid aufdrang, vielleicht auch, daß diese alte Stiftung um so mehr in Hintergrund rückte, als sie nie öffentliche Rechenschaft ihrer Wirksamkeit ablegte. Gewiß aber that ihr die Gründung neuer Institute Abbruch, so namentlich die der allgemeinen Armenanstalt. Es betrug

1800 die Collekt Fr. 1627. 86,
1824 „ 1001. 49.

Von 1800 bis 1824 blieb sich der Vermögensstand fast gleich, am wenigsten aber waren das Hungerjahr 1817 und die durch umfassende Bauten ausgezeichneten Jahre 1807, 8, 10 und 11 geeignet, eine Vermehrung herbeizuführen. Die jährlichen Einnahmen beliefen sich durchschnittlich auf Fr. 6834, die Ausgaben auf Fr. 6850; der Ertrag sämmtlicher Armenbüchsen in allen 25 Jahren warf nur Fr. 726 ab (also in einem Jahr 29 Fr.). Im Jahr 1826 bestand das Gesammtvermögen, außer dem St. Michaelshof, der Matte im Harnisch (9 Juch. 106 Ruth. 9 Fuß) und 3 Sack Kernen, als Bodenzins der Klybeckmühle, an Capitalien in Fr. 143,120. 69,

an Früchten in „ 1,611. 15,
Summa: Fr. 144,731. 84.

Es war jedoch wohl weniger dieß finanzielle Verhältniß, was der Idee immer mehr Eingang verschaffte, das Institut der Armenherberge mit dem verwandten des Spitals verschmelzen zu lassen, als vielmehr die Natur der Sachlage: Das Bettelwesen früherer Zeiten war überhaupt vermindert oder hatte doch eine andre Gestalt angenommen. Die Verhütung des

Gassenbettels war immer ausschließlicher in die Hände der Polizei übergegangen. Hiesige gebrechliche Arme fanden Unterkommen in der allgemeinen Armenanstalt, wie denn auch andre neue Wohlthätigkeitsinstitute dieses und jenes Werk der Barmherzigkeit, das früher das Michaelsstift geübt, übernahmen. Somit ergab sich eine bedeutende Vereinfachung im Wesen und Wirken unsrer ältesten hiesigen Stiftung. Mit dieser Vereinfachung war aber die verhältnißmäßig kostbare Verwaltung der selbständig existierenden Anstalt in keinem Einklang, betrugen doch von den Fr. 4800 Gesammtausgaben die Besoldungen allein Fr. 2701. Daher machte schon 1824 das Pflegamt des Spitals dem Stadtrathe förmlich den Vorschlag, die Armenherberge mit einem der übrigen Armenhäuser zu verschmelzen und zwar vorzugsweise mit dem Spital selber. Mit diesem gerade und nicht z. B. mit dem Almosenamte, weil sich Armenherberge und Spital gleicherweise leibliche Verpflegung mit Obdach und Nahrung zur hauptsächlichen Aufgabe setzten und auch der Stifter schon in seiner Urkunde auf den Spital als Erben der Herberge hingewiesen. Eine 1828 zur Untersuchung des Zustandes und der Verwaltung der Armenhäuser überhaupt niedergesetzte Commission wiederholte diesen Vorschlag und 1831 beschloß denn der Große Rath am 27. Juni auch wirklich die Vereinigung beider Anstalten. Obwohl indeß die Räume des erweiterten und erneuerten Spitals im Markgräfischen Hofe schon im October 1842 bezogen worden, erfolgte die thatsächliche Verschmelzung und Uebergabe des Vermögens der Armenherberge an das Pflegamt des Spitals dennoch erst den 1. Januar 1844.

Hiedurch ergaben sich naturgemäß einige Abänderungen in der bisherigen Weise: Arme Fremde erhielten Obdach, Nahrung, Geldspende, und zum Theil Beschuhung, vom Spital, einstweilen noch im bisherigen Lokal und durch die bisherigen Bediensteten der nun aufgelösten Collectverwaltung, wobei freilich der Bäcker zum einfachen Hausknechte herabsank und die zwei letzten

noch übrigen Bettelvögte nur als Rudera vergangner Zeiten noch bis in diese Tage herüberragen. Wie der Einzug des Collektgeldes überhaupt aufgegeben ward, (es warf nur Fr. 800 netto ab), fielen auch die Einzüger dahin. Die Polizei übernahm ausschließlich das Fahnden auf Bettler und Vagabunden, statt diese aber wie bisher in der Armenherberge aufzubewahren, ja zu züchtigen, nahm sie nunmehr dieselben in ihren Gewahrsam, oder wies sie sogleich an die Thore und über die Grenzen. Des jährlichen Beitrags von Fr. 800 an die Allgemeine Armenanstalt hatte schon ein Großrathsbeschluß von 1836 die Armenherberge enthoben gehabt.

Heute ist nun die Verschmelzung, nicht nur der Verwaltung, sondern auch der Oekonomie, ja der Räumlichkeiten von Spital und Armenherberge auf's innigste vollendet: die alten grauen Räume stehen leer, sie gehören nicht mehr dem Institute, und ihre Hinfälligkeit, der Zeuge ihres ehrwürdigen Alters, wird der Neuzeit mit Trümmern bald den schuldigen Tribut bezahlen. Gleichwohl werden noch jetzt, dem christlichen Sinne des Stifters treu, arme Fremde mit Obdach und Nahrung erquickt, mit einem Zehrpfennig beschenkt entlassen [1]) und Kranke unentgeldlich verpflegt. Sind mit dem morschen Holz und Stein und den alten Wappenschildern Conrad Zemhaupts und Hans Wylers auch andre Formen der frommen Stiftung gefallen, — es ist da nichts zu beklagen, so wenig als wenn ein Kind zum Manne gereift und der Mann die Greisenstufe hinuntersteigt; um so weniger, wenn sein Geist in blühenden Nachkommen fortlebt. Und er lebt noch dieser Geist, weht uns entgegen hier und dort. Möge er nie von Basel weichen!

[1]) Im Jahr 1852 wurden 5592 Durchreisende so unterstützt.

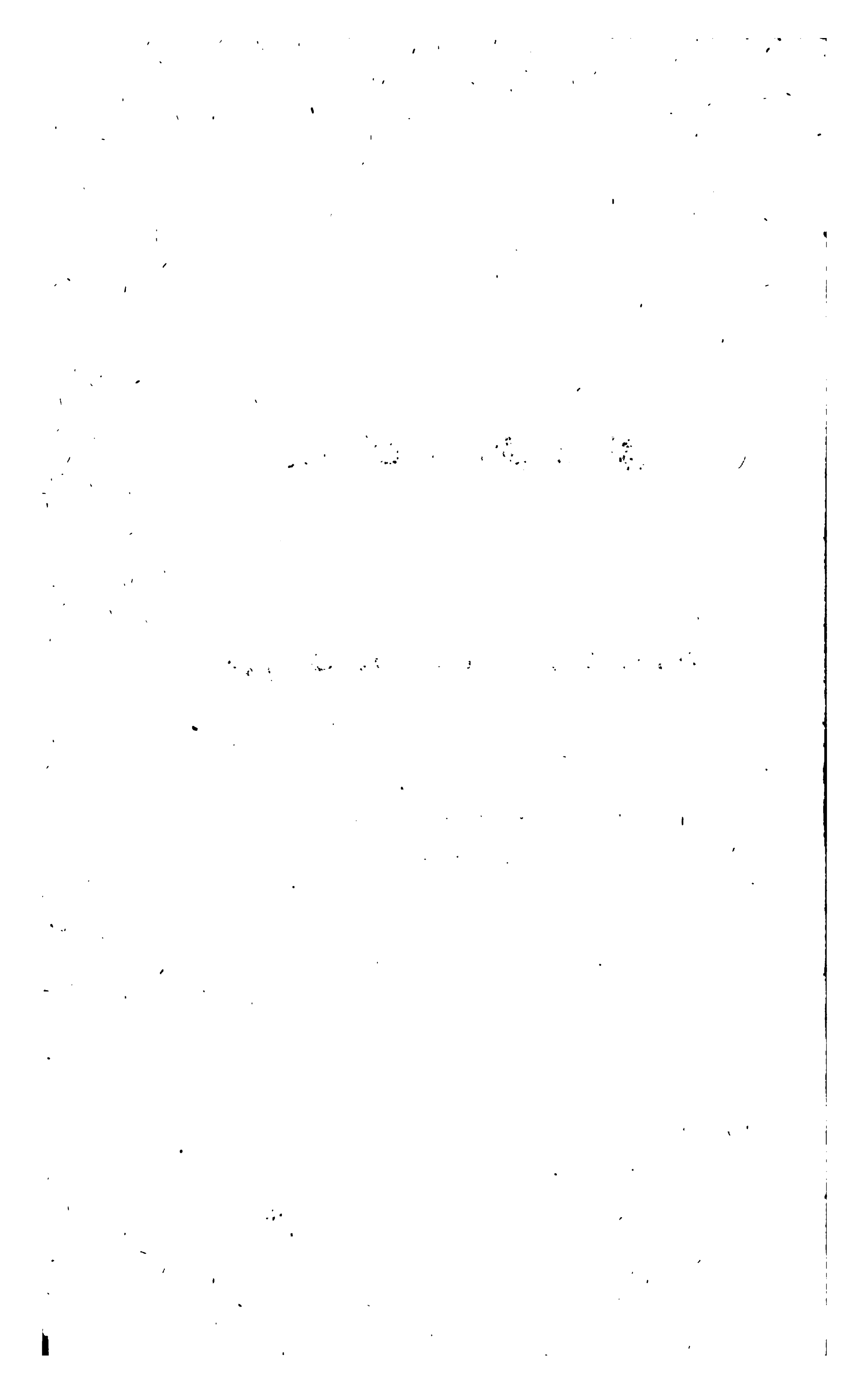
Pater Gregor Girard.

Eine biographische Skizze

von

J. W. Heß,

Lehrer am Real-Gymnasium.



Pater Gregor Girard.

Wenn wir hinblicken auf die Geschichte der neuern Pädagogik, so dürfen wir Schweizer wohl mit Recht stolz sein auf den Antheil, den unser Vaterland an der Entwicklung derselben genommen hat. Denn wir sehen gerade in unserm Jahrhundert zwei Männer, um von Andern zu schweigen, in unserer Schweiz auftreten, denen beiden das Erziehungswesen ungemein Vieles zu verdanken hat, Pestalozzi und Girard, Männer, verschieden in ihrem Charakter und in ihren Leistungen, aber Eins in ihrer tiefen Menschenliebe und in ihrem edlen Streben, alle ihre Kräfte zum Wohle und zum Nutzen ihrer Nebenmenschen anzuwenden. Pestalozzi und seine Leistungen sind schon zu vielfach gewürdigt worden, als daß ich noch damit mich aufzuhalten brauchte. Girards Ruhm ist jünger; seine Schule in Freiburg ist vor dreißig Jahren der Stolz seines Kantons gewesen, die Zierde seines Vaterlandes, die Ursache seiner europäischen Berühmtheit; die Verfolgungen, die er zu erleiden hatte, haben alle Menschenfreunde tief geschmerzt, und sein vor wenigen Jahren erfolgter Tod hat Alle, die jemals von ihm oder von seinen Leistungen gehört haben, schmerzlich ergriffen. Wenn ich daher Ihre Aufmerksamkeit lenke auf das Leben und die pädagogische Wirksamkeit des Pater Girard, so geschieht dieß nicht etwa, weil ich mich besonders tüchtig gehalten hätte, gerade einen solchen Gegenstand zu behandeln, bei dessen Bearbeitung mir zudem die Schwachheit

meiner Kräfte erst recht zum Bewußtsein gekommen ist, sondern um Sie einiger Maßen bekannt zu machen mit den Leistungen eines Mannes, den, wie der französische Unterrichtsminister Villemain in seiner Charakteristik Girards sich ausdrückt, „sein erhabener Geist nicht abhielt, der Freund der Kinder zu sein, der abwechselnd Elementarunterricht ertheilte und den philosophischen Lehrstuhl bestieg, der mit der innigsten Religiösität die reinste Liebe verband, ein Mann, der während seines langen Lebens alle Erfahrungen durchgemacht hat, auch diejenigen eifersüchtiger Verfolgungen, deren er doch vermöge seiner Demuth hätte enthoben sein sollen." [1])

Gregor Girard wurde den 17. Dezember [2]) 1765 [3]) in Freiburg in der Schweiz geboren. Sein Vater war ein geachteter Kaufmann, der mit Fleiß und Umsicht sich die Mittel zu erwerben wußte, um seine zahlreiche Familie durchzubringen. Während der Vater so nach außen thätig war, schaltete die Mutter im Innern des Hauses. Es muß dieß eine treffliche Frau gewesen sein, nicht nur äußerst verständig und thätig, sondern auch frommen, sanften und dabei heitern Charakters. Besonders lag ihr die Erziehung ihrer fünfzehn Kinder am Herzen, und diese zu rechtschaffenen Menschen heranzubilden scheute sie weder Mühe noch Kosten. Diese Mühe wurde noch dadurch vermehrt, daß bei dem damaligen schlechten Zustand der Schulen in Freiburg die Eltern, denen etwas an der Erziehung ihrer Kinder gelegen war, es vorzogen, dieselben zu Hause, so gut es angehen wollte, zu unterrichten. Viele Familien hatten daher, wenn sie es nur einiger Maßen vermochten, Hauslehrer angestellt, und so war es auch im girard'schen Hause. Die Eltern hatten einen Lehrer genommen, der im Hause wohnte und die Kinder in der Religion und in den Elementen des

---

[1]) Rapport de M. Villemain, S. VII.

[2]) Michel, S. 4: *septembre.*

[3]) Andere unrichtig 1763.

Wissens unterrichtete. Dieser Unterricht wurde vom Lehrer gegeben, von der Mutter aber geleitet, und ihr praktischer Blick erkannte bald in dem jungen Gregor die Anlagen, von denen er später zum Nutzen seiner Mitbürger auf eine so vorzügliche Weise Gebrauch machen sollte. Gregor also, zudem noch einer der älteren — er war das siebente Kind — sollte dem Lehrer an die Hand gehen, und mit seinen weniger vorgeschrittenen Brüdern und Schwestern das beim Unterricht Vorgekommene wiederholen. Außerdem gebrauchte die Mutter den Knaben auch sonst noch vielfach zur Wartung der kleinern Geschwister. Sie fand ihn dazu besonders geeignet. Er hatte ganz den Charakter seiner Mutter und daneben eine Festigkeit und Entschiedenheit, welche ihm von vornherein eine große Autorität verschaffte, die er jedoch niemals mißbrauchte. Daneben war auch er äußerst milde, heitern Gemüthes und freundlichen Herzens gegen Jedermann, besonders auch gegen Andersgläubige. Zwar wollte der Hauslehrer den Kindern eine strenge und lieblose Denkungsweise in dieser Beziehung beibringen; allein der junge Gregor fand mit seiner Ansicht immer Schutz bei seiner Mutter und er hat daher als Mann noch, immer denselben Grundsätzen getreu, diese milde Ansicht die Theologie seiner Mutter genannt.

Dieß waren die ersten Lehrjahre Girards im väterlichen Hause, und augenscheinlich ist ihr wohlthätiger Einfluß auf sein ganzes Leben. Einmal ist unverkennbar, daß jener gegenseitge Unterricht, den der Knabe zuerst im Geschwisterkreise selber praktisch anwenden mußte, dem Manne später vorschwebte, als er berufen war, dem Unterrichtswesen seines Vaterlandes eine andere Gestalt zu geben; dann hat auch ferner das Glück des Knaben, eine so treffliche Mutter zu besitzen, ein Glück, das er mit so vielen andern Männern getheilt hat, von deren ausgezeichneten Leistungen die Geschichte erzählt, dieses Glück hat bewirkt, daß frühe schon sein Charakter und seine Denkungsweise eine Richtung nahm, die ihn sein ganzes Leben hindurch be-

gleitete, und ihm die Liebe und die Achtung aller derer verschaffte, mit denen er in Berührung kam.

Der Unterricht zu Hause beschränkte sich aber, wie wir gesehen haben, nur auf die Elemente des Wissens. Als ein höherer systematischer Unterricht nothwendig wurde, trat Girard in seinem zehnten Jahre in die lateinische Stadtschule [1]) seiner Vaterstadt ein, eine Art von Gymnasium, das aber auf einer sehr niedrigen Stufe stand. Diese Schule führte den Namen der lateinischen mit Recht; denn der Unterricht beschränkte sich damals fast ausschließlich auf die lateinische Sprache, welche zudem noch auf eine höchst verkehrte und geisttödtende Weise gelehrt wurde; zugleich aber auch auf eine für den Lehrer sehr bequeme. Es wurde nämlich eine in schlechtem unverständlichem Latein abgefaßte Grammatik den Schülern in die Hände gegeben, und diese mußten die einzelnen Regeln, von denen sie kein Wort verstanden, da Niemand war, der sie ihnen erklärt hätte, in einer ihnen gänzlich fremden Sprache der Reihe nach auswendig lernen.

Obschon dieser Unterricht einem so fähigen Knaben wie unserm Gregor unmöglich zusagen konnte, so that er dennoch Alles, um seine Lehrer zu befriedigen. Mit großem Fleiß lernte er seine Aufgaben und wurde auch immer zu den besten Schülern der Anstalt gerechnet. Auch hieng er mit großer Liebe an seinen Lehrern, und war ihnen mit solcher Innigkeit ergeben, daß er deshalb oft von seinen Mitschülern verspottet wurde.

Sechs Jahre brachte Girard in dieser Schule zu. Als er austrat sollte er sich für einen Lebensberuf entscheiden. Er schwankte zuerst, ob er Soldat oder Geistlicher werden wolle. Er entschied sich für das Letztere, und trat im Herbst 1781 in einem Alter von noch nicht ganz 16 Jahren in den Orden der

[1]) Michel nennt sie collège des Jésuites, pg. 5. Sie war früher von den Jesuiten gestiftet worden, und wurde vielleicht damals noch insgeheim von ihnen geleitet.

Franziskaner, angezogen durch einige Freunde, die er unter ihnen hatte, hauptsächlich aber bestimmt durch die Aussicht, seine Studien in Deutschland fortsetzen und einmal Lehrer werden zu können.

Sein Noviziat machte er in Luzern durch. In der dortigen Klosterbibliothek fielen ihm zum ersten Mal die Werke der lateinischen Klassiker in die Hände; zum ersten Mal in seinem Leben erfuhr er, daß es einen Cicero, einen Livius, Sallust und Tacitus gebe. Er wollte diese ihm neuen Schriftsteller lesen, denn er hatte ja während sechs Jahren Latein gelernt; allein wie erstaunte er, als er fand, daß er sie gar nicht verstehe. Die Formen hatte er zwar inne, aber das Verständniß, der Geist der Sprache war im gänzlich verschlossen. Unverzüglich setzte er sich daher hin, um von Neuem Latein zu lernen, und zeichnete sich zu dem Ende selber einen bessern Gang vor, als der gewesen war, den er bisher hatte befolgen müssen.

Also war jene schlechte Methode für ihn doch von gutem Einfluß: er bekam eine gründliche Abneigung gegen jede mechanische Nachbildung und bloßen Gedächtnißkram, und Lust, selbstständig aufzutreten, und Eigenes zu schaffen, wenn das ihm Gebotene ihm nicht zusagte oder nicht genügte. Auch ist sehr wahrscheinlich, daß das Andenken an die Unzulänglichkeit und an die Fehler jenes Lehrplanes bewirkte, daß er später als Reformator der freiburgischen Schulen, dem Unterrichte der Muttersprache ein so großes Gewicht beilegte.

Als sein Probejahr zu Ende war, sendeten ihn seine Obern nach Deutschland,[1]) wo er Philosophie, Physik und Mathematik, daneben auch die deutsche Sprache studieren sollte. Auch diese Wissenschaften und namentlich die Mathematik trieb er mit Eifer, und auch hier blieb er seinem einmal gefaßten Plane getreu, sich selbst eine seinem Bedürfnisse entsprechendere Methode vorzuzeichnen, wenn der Gang, den seine Lehrer einschlugen

[1]) Nach Schwaben; der Ort wird nicht angegeben.

oder die Handbücher, die er benützte, zu lange oder zu verwickelt war. So arbeitete er z. B. in der Geometrie für seinen Gebrauch die Lehre von den Kegelschnitten gänzlich um.

Nachdem er einige Jahre sich mit diesen Studien beschäftigt hatte, bezog er als Studiosus der Theologie die Universität Würzburg, die damals unter dem Fürst-Bischof Franz Ludwig (v. Erthal) ihre Blüthezeit feierte. Mit dem nämlichen Eifer, den wir an dem Jünglinge schon bemerkt haben, warf er sich hier besonders auf das Studium des Kirchen- und Naturrechtes; auch zog ihn die hebräische Sprache wegen ihrer Eigenthümlichkeit an.

Bald kam unter diesen Beschäftigungen das Ende seiner Studienzeit herbei. Einen unvertilgbaren Eindruck machte auf den 24jährigen Jüngling der Empfang der geistlichen Weihen und der ihm dabei vom ehrwürdigen Bischof selbst am Altar ertheilte Bruderkuß. Voll von diesen Eindrücken, ausgestattet mit einem reichen Schatze von Kenntnissen und Erfahrungen, kehrte er nach siebenjähriger Abwesenheit in die Vaterstadt zurück.

Hier durfte er nicht lange feiern. Zunächst wurde er hie und da zur Aushilfe in die Landpfarreien gesandt, wobei er Gelegenheit fand, die Bedürfnisse und den Zustand des Landvolkes kennen zu lernen. Schon nach zehn Monaten verfügten aber seine Obern anders mit ihm: sie hatten sein Talent und sein Streben erkannt, und ihn zum Lehrfache bestimmt. Zum zweiten Male ging er nach Deutschland, und zwar jetzt als Professor ans Gymnasium nach Ueberlingen. Auch hier wurde er in seinem Streben sehr gefördert: die Klosterbibliothek enthielt viele ausgezeichnete Werke, die Girard mit dem gewohnten Eifer studierte, und durch den Umgang mit den Lehrern anderer Fächer bestrebte sich der junge Professor immer mehr, sich allseitig auszubilden. Die Conventualen bestanden damals auch fast aus lauter öffentlichen Lehrern, denen nachgerühmt

wird, daß sie ein schönes Bild eines Vereines von Gelehrten dargeboten haben.

Aber auch hier sollte Girards Aufenthalt nicht von langer Dauer sein. Nachdem er sich ein Jahr lang in diesem Wirkungskreis glücklich gefühlt, und sich mit Behagen in seinen Lehrerberuf hineingelebt hatte, wurde er wieder nach Freiburg zurückberufen, um im Franziskanerkloster Philosophie zu lehren und als Prediger zu wirken. Denn auch in der Philosophie war Girard kein Laie; seit der Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland hatte er mit großem Interesse die geistige Bewegung verfolgt, die sich durch Kant Bahn brach. Er schätzte das Streben des Philosophen, die Moral wieder in ihr Rechte einzusetzen, und den bloßen Instinkt und den Egoismus der Vernunft und dem Pflichtgefühl unterzuordnen. Er bekannte sich daher offen als Kantianer, obschon er gerade deshalb von einigen intoleranten Eiferern angefeindet wurde, welche wahrscheinlich den in so jungen Jahren schon zu solchem Ansehen gelangten Professor heimlich beneideten, und immer bereit waren, seine Lehren zu verdächtigen. Einige kurze Erklärungen von seiner Seite genügten aber, die Verläumder zum Schweigen zu bringen.

Während Girard auf diese Weise im Stillen thätig war, erschütterten die Stürme der Revolution ringsum die Völker, Besonders schien es auf die Geistlichen und die Klöster abgesehen. In Frankreich war der Sturm ausgebrochen, erst gegen das Eigenthum der Kirche, dann gegen das Christenthum überhaupt, und auch in der Schweiz ließen sich hie und da Stimmen in ähnlichem Sinne vernehmen. Vorsichtige Geistliche dachten daher schon daran, wie sie, wenn der Sturm losbrechen sollte, auf andere Weise sich ihren Unterhalt erwerben könnten, und auch Girard fing an, sich medicinische Kenntnisse zu verschaffen, um als Arzt sein Brot zu verdienen, wenn er dieß als Geistlicher nicht mehr finden sollte.

Allerdings wurde, wie man vorausgesehen, auch unser

Vaterland in den Strudel der politischen Umwälzungen hineingezogen; doch blieben die übrigen Verhältnisse bestehen, so daß auch Girard nach wie vor ungehindert in seinem Kloster bleiben und wirksam sein konnte. Da wollte er den neuen Zustand der Dinge benützen, um einen Plan zur Ausführung zu bringen, der ihm schon lange am Herzen gelegen. Er glaubte nämlich hoffen zu dürfen, daß bei der neuen Ordnung namentlich auch für das Unterrichtswesen, das an so vielen Orten der Schweiz noch so sehr darnieder lag, etwas werde gethan werden, und legte deshalb dem damaligen Minister der Künste und Wissenschaften, Stapfer, einen Plan vor, worin er eines Theils seine Grundsätze der Erziehung auseinandersetzte, und, entgegen der alleinigen und einseitigen Entwicklung des Gedächtnisses und des Verstandes, besonders auf die religiöse und sittliche Hebung der Kinder wollte Bedacht genommen wissen; anderen Theils sollte dann noch das ganze Unterrichtswesen auch in formeller Weise umgestaltet, Landes- oder Kantonsschulen eingerichtet, und eine schweizerische Hochschule als Mittelpunkt aller Bildungsanstalten aufgestellt werden.

In Folge dessen wurde nun Girard in das Bureau des Ministers nach Luzern berufen und in dessen Kanzlei angestellt, zugleich auch mit der Verpflichtung, über die Interessen der katholischen Kirche zu wachen. Die helvetische Regierung konnte jedoch den Wünschen Girards keine Folge geben, und dieser zog sich ohne seinen Zweck erreicht zu haben in sein Kloster zurück; doch nicht ohne einen Gewinn, der ihm später gar sehr zu Statten kommen sollte. Er hatte nämlich dort in Luzern einen Ueberblick und eine genaue Einsicht in die mannigfachen Lehranstalten unseres Vaterlandes erhalten.

Als im Mai des Jahres 1799 die helvetische Regierung von Luzern nach Bern versetzt wurde, öffnete sich unerwarteter Weise für Girard ein neues Feld der Thätigkeit. Er wurde nämlich als Pfarrer bei der gemischten Regierung angestellt, der erste katholische Geistliche, der seit der Reformation in Bern

wirken durfte. Sein Amt war bei der damaligen Stellung der Parteien ein sehr schwieriges. Doch entledigte er sich seiner ihm vom Bischof besonders ans Herz gelegten Aufgabe mit all der Hingebung, die ihm sein Eifer einflößte, und mit aller Klugheit, deren er fähig war. Sein allgemein geachtetes Benehmen bewirkte nicht nur, daß er seine Stellung auch nach dem Sturze der helvetischen Regierung und Wiedereinsetzung der Kantonalbehörden beibehalten konnte, sondern daß von jener Zeit an das Amt eines katholischen Pfarrers in Bern ein stehendes wurde. Er hielt sich, ferne von den politischen Parteien, bloß an das Evangelium und sprach keine andere Sprache, als dessen Sprache. Daneben zog er sich zurück sowohl von öffentlichen Versammlungen, als von Privatgesellschaften; aber man durfte sicher darauf rechnen, ihn in den Schulen anzutreffen, wie er die Kinder unterwies, oder bei armen Leuten, denen er Unterstützung brachte, oder am Krankenbette, wo er Trost spendete. Besonders machte hier seine Persönlichkeit, selbst auf die rohesten französischen Soldaten in den Spitälern, einen so bewältigenden Eindruck, daß seine Bemühungen als Seelsorger fast immer mit dem besten Erfolge gekrönt wurden.

Auch die Gottesdienste, welche er in dem bisher verschlossenen Chore des Münsters hielt, fanden bei beiden Confessionen und bei den verschiedenen politischen Parteien Beifall, und wurden sehr zahlreich besucht. Besonders aber lag ihm auch in Bern der Jugendunterricht am Herzen. Es war bisher in dieser Stadt, eben weil kein katholischer Geistlicher angestellt war, Brauch gewesen, daß die katholischen Kinder mit den reformierten den ganzen Unterricht, auch den Religionsunterricht, theilten. Girard bewirkte, daß er künftig den Kindern seiner Confession wenigstens einen besondern Religionsunterricht ertheilen durfte. Ueberhaupt gieng Girard mit dem Plane um, in Bern eine katholische Schule zu gründen, was aber nicht zur Ausführung kam, weil seine Vaterstadt nun seiner Dienste benöthigt war.

Schon seit einiger Zeit hatte man in Freiburg den Plan gefaßt, die Stadtschulen zu verbessern und auf eine den Anforderungen der Zeit angemessene Stufe zu bringen. Der Stadtrath suchte zu dem Behuf Männer, welche im Schulfache bewandert waren. Aller Blicke richteten sich auf Girard. Sobald dieser die Wünsche seiner Vaterstadt erfuhr, glaubte er, alle andern Rücksichten hintansetzen zu müssen. Er gab daher im Jahr 1804, nach einer segensvollen Wirksamkeit von fünf Jahren, sein Amt in Bern auf, so leid ihm auch das Scheiden aus dieser ihm lieb gewordenen Stellung that, und bezog wieder seine Zelle in Freiburg, um von hier aus die Schulreorganisation zu leiten.

Hier wartete seiner eine schwere Arbeit. Er sollte — und dieß Folgende ist nicht etwa Uebertreibung, oder poetische Ausschmückung, sondern die durch das Zeugniß der freiburger Familienväter selbst beglaubigte Wahrheit — er sollte eine größten Theils ungebundene, widerspänstige, arbeitsscheue, träge Kinderschaar zu lernbegierigen, folgsamen, sanften, bescheidenen und gesitteten Schülern, zu Christen und einsichtsvollen Bürgern heranbilden, und zwar mit den geringsten Mitteln; denn Kosten durften, um nicht die Eltern gegen die doch so nothwendige Reorganisation von vorn herein einzunehmen, so wenig als möglich verursacht werden. Er sollte die Kinder, welche bisher gewohnt waren, in beständigem Müssiggang, lärmend und mit betäubendem Geschrei sich auf den Straßen herumzutummeln und zu spielen, und die jedem Vorübergehenden durch ihr freches unverschämtes Betteln lästig fielen — diese sollte er in die Schule aufnehmen, und was noch mehr ist, an die Schule gewöhnen. Die Schulen selbst mußten von Grund aus neu eingerichtet werden.

Es bestanden damals drei Schulen in Freiburg, eine deutsche, eine französische und eben jene lateinische Schule, von welcher wir oben schon gesprochen haben. Die deutsche und die französische Schule waren aber bloße Elementarschulen, in welchen

die Anfangsgründe des Wissens gelehrt wurden. Sie waren nur von den Kindern der niedern Volksklasse besucht, wie denn Girard in der französischen Schule nur vierzig meist ganz arme Schüler antraf, eine geringe Anzahl auf eine Stadt von 6 bis 7000 Einwohner; diese vierzig waren in drei schlecht abgetheilte Klassen geschieden. Die Lehrer waren übel vorbereitet, schlecht unterstützt, noch schlechter besoldet und daher fast gar nicht geachtet. [1])

Zunächst wurde nur mit der Reorganisation bei der französischen Schule, als der Hauptsache, der Anfang gemacht. Sie wurde der Aufsicht der Franziskaner, und speziell noch dem Pater Girard als Vorsteher übergeben, während die deutsche Schule der Obhut der Augustiner im deutschen Stadttheil anvertraut wurde. Die Mädchen, welche bisher mit den Knaben gemeinsam waren unterrichtet worden, wurden den Ursulinerinnen zugetheilt.

Da jener niedrige Elementarunterricht der Mehrzahl der Schüler für ihren späteren Lebensberuf von wenig Nutzen war, und da im lateinischen Collegium nur solche sich bildeten, welche sich dem geistlichen, oder dem ärztlichen, oder juridischen Stande widmen wollten, so mußte Girards Absicht vor Allem dahin gehen, in einer Stadt wie Freiburg eine über jener Elementar- und unter jener lateinischen Schule stehende Mittelschule hinzustellen, welche den Bedürfnissen der Bürgerschaft entspreche. Die Hauptaufgabe der neuen Schule bestand seiner Ansicht nach darin, daß vor allen Dingen der religiöse und sittliche Mensch gebildet werde. Das, was gewöhnlich unter dem Namen Unterricht verstanden wird, das Lesen, das Schreiben, das Rechnen, die Grammatik u. s. w., war ihm bloße Form, ein

---

[1]) Vergl. über den Zustand der Schulen in Freiburg vor 1804: Hanhart „Was in der Stadt und Republik Freiburg im Uechtland zerstört worden" in der basler wissenschaftl. Zeitschr. 1 Bd. 4. Heft, S. 53 ff.

Rahmen, der die hauptsächlichsten Wahrheiten des innern Lebens enthielt, so daß der Unterricht, den er geben wollte, die ganze religiöse und moralische Erziehung der Kinder umfaßte. Der wichtigste Schritt war, wie ein Biograph Girards treffend bemerkt, diese Grundsätze aufzustellen, der schwierigste, sie glücklich im Leben zu verwirklichen.[1])

Und wenn wir die zwanzigjährige Wirksamkeit Girards verfolgen, so werden wir sehen, mit welchem Erfolge er jene beiden Probleme gelöst hat. Die Unterrichtsgegenstände vermehrten sich allmählig, und paßten sich den Fortschritten und den Bedürfnissen des Landes an und den Anforderungen, die man an eine weise und erleuchtete Erziehung stellt. Die Unterrichtsmethode verbesserte sich und eignete sich alles das an, was die Arbeiten und Erfindungen der neuern Pädagogik Praktisch-nützliches zu Tage förderten. Endlich wurde auch, um dies gleich hier anzuführen, das Schullokal selbst, das seiner Bestimmung keineswegs entsprach, im Jahre 1817 nach Girards eigenen Plänen geändert, und machte einem neuen Gebäude Platz, welches nach dem Berichte unsres basler Rektors Hanhart, der es selbst mehrmals besucht hat, durch sein Inneres mehr noch, als durch sein Aeußeres die größte Zierde der Stadt wurde.[2]) Die Hauptsache aber war, daß der Geist der Schuljugend selbst ein ganz andrer wurde; alle frühern Unarten und Mißbräuche, wegen deren die freiburger Kinder weit und breit übel beleumdet waren, hörten auf; ihr früher grobes, rohes, arbeitscheues Wesen machte einem artigen, gesitteten, höflichen Benehmen Platz, selbst die ganze äußere Erscheinung der bisher so sehr vernachlässigten Kinder der ärmern Stände soll ein ganz anderes Aussehen gewonnen haben, und allen Kindern wurde die Stunde, welche sie zur Schule rief, zur Freudenstunde.

Dies im Großen und Ganzen die Hauptzüge der pädago-

---

[1]) Michel, S. 10.

[2]) Hanhart, a. a. O. S. 52.

gischen Wirksamkeit Girards in Freiburg. Es wird aber nöthig sein, dieselben nach und nach im Einzelnen zu verfolgen, um zu zeigen, wie diese großen Resultate allmählig konnten erlangt werden.

Allmählig sagen wir. Denn Girard war keiner von denen, welche Alles auf ein Mal verbessern wollen, und dann am Ende doch nichts Rechtes zu Stande bringen. Er hatte sich im Gegentheil zur Regel gemacht von der er unter keiner Bedingung abwich, nur von der Erfahrung geleitet Eines nach dem Andern ins Leben treten zu lassen.

Vor Allem galt es, unter der verwilderten Schuljugend Ordnung und Disciplin herzustellen. Man kann sich ungefähr vorstellen, wie es in dieser Beziehung in Freiburg aussah, wenn man vernimmt, daß Girard, sonst so sanft und milde und kein Freund strenger Mittel, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er die Polizei zu Hilfe rief. Bald war jedoch, mehr noch durch seine gewinnende Persönlichkeit als durch diese Mittel der Strenge, die für den Unterricht nothwendige Ordnung eingeführt.

Girard selbst trat nun als Lehrer in die Klasse der Anfänger, und verfaßte mitten unter den Kindern die Lehrmittel für seine Schule. Später gieng er in die obern Klassen, um stufenweise das Ganze in dem gleichen Geiste und unter derselben Bürgschaft der Erfahrung anzuordnen. Da auch die bisherigen Lehrer nicht geeignet waren, in allen Fächern Unterricht zu ertheilen, so suchte Girard durch Heranbildung neuer Kräfte diesem Uebelstande zu begegnen. So nahm die Schule guten Fortgang: man spürte, daß ein tüchtiger Mann sich der Sache angenommen hatte, der die Kinder an sich zu fesseln und daneben gute Zucht und Ordnung zu üben wußte. Es stieg auch am Ende des ersten Schuljahres die Schülerzahl von 40 schon auf 150.

Girard wandte zuerst die Klassentheilung und den gleich-

zeitigen Unterricht an. Allein dieses Mittel konnte nur ein vorübergehendes sein, da bei der starken Zunahme der Schülerzahl — nach vier Jahren waren es schon 300 — die einzelnen Klassen ebenfalls sehr zahlreich wurden, und bis 82, ja bis 114 Schüler zählten. Zwar war jede Klasse wieder in zwei Ordnungen getheilt, eine alte und eine neue, aber die Disciplin konnte nicht so strenge gehandhabt werden, weil die Alten unruhig wurden, wenn der Lehrer mit den Neuen beschäftigt war, und die Neuen, wenn er sich zu den Alten wandte. Zudem wurden alle diese Schwierigkeiten durch den engen Raum vermehrt, in welchen Schüler und Lehrer zusammengepreßt waren.

Dies waren jedoch Uebelstände, welche gegen den frühern Zustand fast gar nicht in Betracht kamen. Auch hatte sich die neue Schule des ungetheilten Beifalls der Eltern zu erfreuen. Nicht nur schickten nun auch die reichern Eltern, welche bisher Privatlehrer gehalten, ihre Kinder in die öffentliche Schule, sondern, was noch schwieriger zu bewirken war, auch die Leute der ärmeren Klasse, welche, wie dies so häufig der Fall ist, lange Zeit sich gleichgiltig gezeigt hatten, lernten wenigstens den materiellen Werth einer Erziehung schätzen, deren geistigen sie nicht einmal ahnten.

Daneben war Girard auch bemüht, praktisch erprobte Erfahrungen andrer bewährter Lehrer, aber auch nur solche, für seine Anstalt nutzbar zu machen. Einen trefflichen Anlaß dazu bot ihm das ganz in der Nähe zu Yverdon befindliche Institut des gerade damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehenden Pestalozzi; und hier am besten wird Einiges über das Verhältniß dieser beiden Männer zu sagen sein.

Schon seit vielen Jahren waren Pestalozzi und Girard Freunde geworden. Girard, der sich ja von jeher für das Erziehungswesen lebhaft interessirt hatte, war oftmals, als er noch in Bern angestellt war, zu Pestalozzi nach Burgdorf hinausgewandert, um die Leistungen dieses Mannes genauer kennen zu

lernen; einmal auch als Abgeordneter des freiburger Rathes, als dieser den Plan zur Schulreorganisation gefaßt hatte. Auch nach Yverdon kam Girard mehrere Male, und kehrte immer mit Gewinn für seine eigne Anstalt nach Hause zurück. Das letzte Mal besuchte er die Anstalt im Jahre 1809 als Abgesandter der Tagsatzung in Begleitung der HH. Rathsherr Abel Merian von Basel und Prof. Trechsel von Bern, wo er freilich einen für das damalige Institut nicht eben günstigen Bericht abfassen konnte.

Girard achtete zwar die geistreichen Neuerungen und den schöpferischen Eifer Pestalozzi's hoch, aber in ihren Ansichten über die beste und sicherste Art, den Geist der Jugend zur Entwicklung zu bringen und zu leiten, gingen die beiden Pädagogen weit auseinander. Es ist bekannt, und braucht hier wohl nicht weitläuftig auseinandergesetzt zu werden, welches große Gewicht Pestalozzi dem Rechnen beilegte, und daß er glaubte, durch die Zahlen- und Größenlehre alle Geisteskräfte der Kinder anregen und eine vollständige und harmonische Ausbildung der Jugend erreichen zu können. Diesen Gedanken äußerte er auch in seiner ganzen Schärfe gegen Girard, der ihm eines Tages bei einem Besuch Einwendungen gegen seine Methode machte. „Ich will", sagte Pestalozzi nämlich, „daß meine Kinder nichts glauben sollen, als was ihnen kann bewiesen werden, wie z. B. daß 2 + 2 = 4." Girard gab ihm aber zur Antwort: „In diesem Falle würde ich, auch wenn ich dreißig Söhne hätte, Ihnen keinen einzigen davon anvertrauen, denn es würde Ihnen unmöglich sein, ihm auf Ihre Art zu beweisen, daß ich sein Vater bin und daß er mich lieben soll." Girard stellte also der mathematischen Wahrheit eine höhere entgegen, die im Innern des Menschen wohnt, und nur geistig gefühlt werden kann. In dem Hauptwerke, das Girard geschrieben, in seinem **cours éducatif de la langue maternelle**, in welchem er die Grundsätze seiner Pädagogik zusammenfaßt, spricht Girard seine Ansicht über die von Pestalozzi der Mathematik eingeräumte

Stellung mit folgenden Worten aus: „Diese Methode ist falsch, weil die mathematischen Wissenschaften, zuerst durch die Natur, dann durch die Weise, wie man zu ihnen gelangt und sich von ihnen überzeugt, eine durchaus für sich bestehende Klasse bilden. Sie drehen sich nur um streng sinnliche Gegenstände, und zwar insofern diese gezählt und gemessen werden können. Dieses Mittel hat nichts mit der Geisterwelt gemein, welche es verkörpern, d. h. vernichten würde, wenn man es gewähren ließe; es fruchtet nicht für den Lebensverkehr, der auf dem Glauben, der Pflicht und den Gefühlen beruht, auf Dingen, die allerdings ihre Berechnung haben, aber eine ganz andere Berechnung als die mathematische."

Der Mittelpunkt von Girards Methode war der Sprachunterricht. Zu dieser Ansicht hatte ihn schon in früher Jugend die Erziehung hingeleitet, die er von seiner Mutter empfangen. Seit jener Zeit hatte sich ihm das als die wahre Erziehung aufgedrängt, was er seither die Methode seiner Mutter nannte. Er hatte gesehen, wie die Sprache dem Kinde auf die Zunge gelegt wird, wie die Gedanken und die Wörter sich ihm durch einen instinktmäßigen Unterricht aufdrängen, wobei die Mutter ihm die sinnlich wahrnehmbaren Dinge nennt, und zugleich in ihm sittliche Begriffe erweckt, und mit ihm schon von Gott spricht, der alles, was sie ihm zeigt, geschaffen hat. Auch war gewiß von Einfluß auf diese seine Ansicht die Schulbildung, die er, namentlich in der lateinischen Schule in Freiburg, genossen. In seiner damaligen Stellung als Reformator des Unterrichtswesens drängte sich nun Girard die Erinnerung an jenen häuslichen Unterricht lebhaft auf. Er fragte sich, ob man nicht diese Art des Lehrens, die doch so naturgemäß ist, beständig befolgen solle, und er behielt seitdem die feste Ueberzeugung, daß der Sprachunterricht das vollständigste Mittel der Erziehung abgeben könne, wie er auch das erste sei.

Daneben war Girard immer eifrig bemüht, seine Anstalt

auf eine möglichst hohe Stufe der Vollendung zu bringen. Noch immer hatten die Lehrer bei den überfüllten Klassen Mühe, den Unterricht auf eine für alle Schüler fruchtbare Weise zu ertheilen, obschon Girard diesem Uebelstande durch Unterabtheilungen zu begegnen gesucht hatte. Da fielen ihm, nachdem er etwa zehn Jahre schon in der Schule gewirkt, die von einem Franzosen, Alex. de Laborde, verfaßten und auch ins Deutsche übersetzten ziemlich dürftigen „Nachrichten vom wechselseitigen Unterricht" in die Hände, welche zuerst die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die Methode der Engländer Bell und Lancaster lenkten. Zudem lernte Girard diese neue Unterrichtsart praktisch kennen durch den Besuch, den Bell selbst im Jahr 1816 kurz nach der Erscheinung jener Schrift in Freiburg machte. Dieser Dr. Bell, Lehrer in Madras, der dort den wechselseitigen Unterricht eingeführt, war erfreut, hier in Freiburg den Keim und den Geist seiner Methode wiederzufinden. Er setzte daher dem Vorsteher der Schule ihren ganzen Mechanismus auseinander, vereinigte die oberste Klasse im Kreise um sich, und gab nach seiner Methode Unterricht, indem er selbst das Amt eines Monitoren übernahm und die Schüler je nach ihren Antworten die Plätze wechseln ließ.

Dieser wechselseitige Unterricht war Girard im Grunde nicht fremd. Es war ja derselbe, den seine Mutter bei der Erziehung ihrer Kinder angewendet hatte, und wobei ihr der junge Gregor an die Hand gegangen war. Er erkannte alsbald, von welcher Bedeutung diese Methode werden könne, namentlich um den Lehrern ihre Mühe zu erleichtern und ihnen zur Wiederholung des Vorgetragenen Gehilfen zu verschaffen. Zugleich sah er darin ein werthvolles Mittel für die Entwicklung der geistigen und gemüthlichen Kräfte und der Arbeitslust der Kinder; auch ließ sich dadurch die Lehrfähigkeit der Schüler wecken und leiten.

Girard hatte jedoch zu viel Einsicht und Erfahrung, er war zu sehr allem Mechanischen im Unterrichte feind, als daß er

sich nicht mehr dem Geiste der neuen Methode, als deren äußeren Form hätte anschließen sollen. Von vorn herein verwarf er den Grundsatz, die Schüler, um Zeit und Geld zu ersparen, zu Abrichtern zu machen; die Aufseher sollten nur Repetenten sein. Girard führte eine aus der von ihm so genannten Magistralform, d. h. derjenigen, wo der Lehrer alle Schüler lehrt, der Schüler hört, und aus der wechselseitigen Bell-Lancasterschen Methode, wo der Lehrer bloß eine Abtheilung der Schüler unterrichtet und die unterrichtenden Hilfslehrer oder Monitoren beaufsichtigt, — Girard führte also eine aus diesen beiden Systemen gemischte Lehrform in Freiburg ein. Bald nämlich gab der Lehrer der gesammten Klasse Unterricht (namentlich ertheilte er den Religionsunterricht, und leitete gewisse Verstandesübungen — welche wird von ihm nicht angegeben — und das Aesthetische der Aufsätze); bald zerfiel die Classe in viele graduirte Abtheilungen, deren jede ihren besondern Unterricht von eigens dazu bestellten Schülern empfieng und zugleich das Empfangene reproducirte. Diese seine Methode nannte Girard die neuere wechselseitige Lehrform. Sie hatte alle Vortheile der Bell-Lancasterschen Methode und vermied die Nachtheile der wechselseitigen Lehrform, wie dieselbe schon seit langer Zeit in den Collegien der Jesuiten bestanden hatte. Girard wandte also den gegenseitigen Unterricht mit äußerster Sorgfalt an, und führte ihn nur in einigen Unterrichtszweigen ein, während er für diejenigen Fächer, wo das Sitzen nach dem Rang nicht wesentlich war und wo sich der Lehrer an Alle wenden konnte, den bisherigen gleichzeitigen Unterricht beibehielt, indem er wohl einsah, daß bei gewissen Gegenständen die Stimme des Lehrers, der wie ein Vater zu seinen Kindern spricht, ein ganz anderes Ansehen, einen ganz andern Einfluß gewinnt, als das bei einfachen Monitoren aus der Zahl der Schüler selbst der Fall sein konnte. Die Schule von Freiburg wurde daher nach dieser gemischten Methode geleitet, welche der Natur und den Bedürfnissen jedes Unter-

richtsfaches weislich angepaßt war, und Girard selbst arbeitete mit unermüdlichem Fleiße die Lehrbücher für diesen Zweck gänzlich um.

Mit dieser Einrichtung beginnt ein neuer Zeitabschnitt in der pädagogischen Wirksamkeit Girards. Wir werden daher jetzt noch einen Blick auf sie und auf die durch sie erzielten Leistungen zu werfen haben.

Der Lehrer lehrte; das Vorgetragene wurde durch Aufseher oder Monitoren (moniteurs) wiederholt. Zu dem Ende wurden die oft übergroßen Ordnungen in kleine Abtheilungen, sogenannte cercles, von 10—15 Schülern getheilt, welche je nach ihren Leistungen geordnet waren. Die Ersten jeder Ordnung wurden Aufseher. Dieses Amt der Aufseher dauerte aber, um bei guter Absicht nicht Schlimmes zu erreichen, nur kurze Zeit, und die Lehrgehilfen traten nach Ablauf derselben wieder in den Kreis ihrer Mitschüler zurück. Wer am Ende eines Monats in der höchsten Abtheilung einer Klasse sich ausgezeichnet, trat in die niedrigste Abtheilung der höhern Klasse, wo wieder ein neuer noch nicht betretener Raum zu durchlaufen war. So kamen allerdings die guten Schüler schnell von den Trägen und Nachlässigen weg zu Bessern, und wurden im Wetteifer mit diesen immer mehr angespornt. Ob dies aber in allen Fällen ein richtiger Grundsatz ist, oder ob nicht im Gegentheil es vorzüglicher wäre, absichtlich gute und schlechte, d. h. unachtsame, nachlässige Schüler, durcheinander zu mischen, damit diese durch das Beispiel der Guten ebenfalls angefeuert würden, das Gute zu thun und dem Unterricht mit Eifer zu folgen — dies ist eine Frage, welche ich hier nicht entscheiden will.

So wurden denn in Freiburg alle Vortheile der Privaterziehung mit denen der öffentlichen Schule vereinigt, und durch das stäte Wiederholen außerordentliche Wirkungen hervorgebracht. Der Hauptgegenstand des Unterrichts war, wie wir schon gesehen haben, der Sprachunterricht, mit welchem aber

noch vieles Andere verbunden war. Ich begnüge mich, um diesen Unterricht zu schildern, mit der Anführung dessen, was in einem kleinen Schriftchen Girards, in seinem „Gespräch eines Schulmannes mit seinem Freund über Einrichtung der Schulen und Schullehrerbildung im Alpenland“ (in den vier Waldstätten) sich vorfindet, freilich bloße Bruchstücke, wie Girard selbst sie nennt, da die Idee seiner Anstalt in Freiburg weiter ausgeführt wurde.

Zunächst wurden Sprechübungen angestellt. Hiebei wurden den kleinern Schülern, mit welchen dieser Unterricht getrieben wurde, nicht etwa nach Pestalozzis Methode die Theile ihres Leibes oder die Theile eines Hauses weitschichtig, haarklein, ermüdend, sondern alle die merkwürdigsten Gegenstände ihrer Umgebung genannt, woraus gleichsam ein Panorama entstand. Ueber jeden Gegenstand wurden sie kurz befragt, und gehalten, die Antwort selbst zu finden und in ganzen Sätzen zu geben, und zwar in gutem Französisch, nicht im Patois. Nach Girards Grundsatze, daß der Sprachunterricht zur Bildung der jungen Geister und diese Bildung zur Veredlung des Herzens dienen solle, wurden die Fragen über den gleichen Gegenstand, wo es angieng zugleich an den Verstand und an das Gemüth, an das Gewissen, und auch an die schon vorhandenen Kenntnisse von Gott und Religion angeknüpft. Der ganze Mensch wurde jedes Mal so viel wie möglich angefaßt, damit er sich ganz ausspreche, oder, um das Bild Girards zu gebrauchen, es wurden jedes Mal die Saiten der menschlichen Laute in vollen Accorden berührt, um eine sanfte Harmonie hervorzurufen.

Das Ergebniß der ganzen Uebung sollte für die Kleinen ein allseitiges Bewußtsein ihrer selbst, der sie umgebenden Welt und somit auch ihres erhabenen und gütigen Urhebers sein. Daneben ließ der Lehrer immer das Unrichtige im Denken und Sprechen der Kinder durch geübtere Schüler verbessern. In diesen Uebungen wurde weder gelesen, noch geschrieben, noch ge-

rechnet, noch memorisirt, noch gesungen, sondern bloß gesprochen, aber mit Verstand gesprochen. Diese erste Stufe der Sprechübungen sollte die gehauenen Steine zum Aufbau des Gebäudes geistiger und sittlicher Entwicklung liefern.

Die zweite Stufe der Sprechübungen war, wie Girard sich ausdrückt, architektonisch und bestand aus sechs Reihen von Fragen, die sonst ganz wie die vorigen behandelt wurden: So behandelte

die erste Reihe: Das denkende Ich von seinem Organe unterschieden;

die zweite Reihe: Die Familie, d. i. die gegenseitigen Beziehungen darin und die sich daraus ergebenden Pflichten;

die dritte Reihe: Gott, der unsichtbare Regierer der Welt; Anbetung im Geiste;

die vierte Reihe: Gott der himmlische Vater; kindliche Liebe zu ihm;

die fünfte Reihe: Gott, Vater aller Menschen; Bruderliebe;

die sechste Reihe: Das künftige Leben; Erntezeit für den Menschen.

Somit sollte sich diese Uebung höher und höher in das Uebersinnliche hinaufschwingen und tiefer und tiefer in das Gewissen hineindringen, daß es sich laut und kräftig im Kinde ausspreche. Diese beiden Sprechübungen, „die Philosophie der Kleinen", wie sie Girard nennt, sollten die Einleitung zur christlichen Religionslehre sein, wie denn Religions- und Sprachunterricht in seiner Anstalt enge mit einander verbunden waren.

Später traten die Sprachübungen auf. Diese begannen beim einfachen Satze, gingen dann über zum zweigliedrigen, von da zum dreigliedrigen, und blieben beim viergliedrigen Satze stehen. Auf jeder Stufe verweilte man, bis die logischen Beziehungen gehörig aufgefaßt waren, und mit ihnen der volle Sinn der Rede; Uebungen, durch welche die Denkkraft der

Schüler ungemein erweitert und geschärft wurde. Aber auch ihre religiösen und sittlichen Fähigkeiten. So wurden z. B. Sätze, die in dieses Gebiet einschlugen, wie: Ich liebe meine Mutter, weil sie an meiner Wiege treulich gewacht hat, vom Lehrer vorgesprochen, dann von den Schülern analysirt, und ganz durch conjugirt. Girard bezweckte dadurch zweierlei: einmal Uebung und Stärkung des Gedächtnisses, und Sprachfertigkeit in Hinsicht auf die Organe und den Gebrauch der Sprachformen; dann aber vorzüglich, daß sich solcher edle Stoff in die jugendliche Seele fest eingrabe, damit er ihr Eigenthum werde, um durch die Association der Ideen wieder ins Bewußtsein gerufen zu werden. So bildete er den Kindern eine christliche Denkart an, um einen christlichen Sinn zu erhalten. Darum sagt auch Villemain in seinem „Bericht über Pater Girard," den er der französischen Academie vorlegte, treffend: „Das nur ist eine gute Schule, wo alle Gegenstände des Unterrichts zur Veredlung der Seele dienen, und wo das Kind besser wird durch die Gegenstände, die es lernt, und durch die Art, wie es lernt; wo alle Lehrfächer naturgemäß mit einander verbunden sind, alle Einseitigkeit vermieden ist und wo neben der Verstandesbildung hauptsächlich auch die sittlich-religiöse Veredlung der Kinder angestrebt wird." [1])

Ein wichtiges Bildungsmittel war ferner bei Girards Methode der Zwang, sich selbst und Andere stäts durch deutliche Darstellung des Aufgefaßten von der Richtigkeit der Auffassung zu überzeugen, da diese Lehrart immer zu neuer Reproduktion nöthigte.

Durch diesen Unterricht wurden denn auch schöne Resultate erreicht, worüber uns Rektor Hanhart berichtet, der zweimal, im Jahr 1817 und 1822, die Schule in Freiburg besucht hat. Das erste Mal wohnte er z. B. mit einigen andern Fremden dem Unterricht in der vierten (obersten) Klasse

---

[1]) Villemain, S. IX.

bei. Der Lehrer ersuchte die anwesenden Fremden, den Schülern eine beliebige Fabel oder eine für dramatische Behandlung passende Erzählung vorzutragen. Herr Hanhart erzählte darauf eine Fabel, und forderte dann die Schüler auf, die Moral derselben, die er nicht beigefügt, nach ihrem Gefühl auszudrücken und dialogisch darzustellen. Dies geschah auch in sehr kurzer Zeit, und zwar in einer Weise, wobei die Individualität jedes Einzelnen in der Art der Darstellung, in besondern Wendungen, in der Ausschmückung, in der sittlichen Beurtheilung, deutlich hervortrat. Beim zweiten Besuch, fünf Jahre später, trat Herr Hanhart in die nämliche Klasse, die jedoch damals weit über jene Uebungen hinaus war, und sich eben damit beschäftigte, aus einer Reihe von Trugschlüssen das Unlogische aufzusuchen, und die Wahrheit des Gegensatzes in ihrer ganzen Schärfe darzustellen[1]). Denn es muß noch bemerkt werden, daß auch der Unterricht in der Logik sich enge an den Sprachunterricht anschloß.

Neben diesem Sprachunterricht wurde aber auch der in andern Fächern nicht vernachlässigt. Der Unterricht in der Mathematik wurde keineswegs gering geachtet; auch dieser Lehrkurs war mit großer Sorgfalt, Deutlichkeit, Ordnung und möglichster Lückenlosigkeit von Girard selbst bearbeitet worden, obschon Hanhart meldet, daß noch manche Lücken auszufüllen gewesen seien. Vor Allem sollten durch das Rechnen die Schüler zu Denkern, nicht bloß zu fertigen Rechenmeistern herangebildet werden.

Auch in der Geographie und in den Naturwissenschaften wurde Namhaftes geleistet. Die erstarkteren Schüler waren im Stande, recht hübsche und genaue Landkarten aus dem Gedächtnisse zu zeichnen, wie denn überhaupt die Schüler große Fertigkeit im Zeichnen besaßen, das sie alle in den Erholungsstunden mit großer Lernbegierde und Beharrlichkeit trieben.

---

[1]) Hanhart, S. 60, 61.

Girard selbst besaß große Fertigkeit im technischen, besonders aber im architektonischen Zeichnen, und wußte auch seinen Schülern große Lust daran einzuflößen. Dieser Zeichnungsunterricht war zugleich eine Anleitung zum Studium der Naturgeschichte und der Technologie: auf der Rückseite jeder Vorlage war nämlich eine kurze Beschreibung des vorn abgebildeten Thieres, oder der Pflanze, oder der Maschine gegeben. Auch lieferten die naturwissenschaftlichen Lehrbücher in den Sprachstunden den Stoff zur Uebung im Erzählen und Beschreiben. Ferner war eine Sammlung von Naturalien angelegt worden, sowie eine technologische Sammlung für solche Schüler, welche sich später dem Handwerksstande widmeten. Hanhart gesteht auch, daß er nie so treffliche und so methodisch geordnete Lehrmittel für Naturwissenschaften und Zeichnen gefunden habe, wie in Freiburg.[1])

Außer dieser Stadtschule in Freiburg gab es noch einige andere Anstalten, welche die Thätigkeit Girards in Anspruch nahmen, über welche wir aber um so kürzer hinweggehen können, da das oben Gesagte größten Theils auch auf diese Schulen seine Anwendung findet; eine Töchterschule, unter der Leitung der Ursulinerinnen, ebenfalls mit dem wechselseitigen Unterricht; ferner eine auf Girards Vorschlag eingerichtete sogenannte Industrieschule, eine Mädchenschule, hauptsächlich für weibliche Arbeiten. Mit diesen Arbeiten war jedoch auch ein Unterricht verbunden, d. h. die Kinder legten sich gegenseitig während des Arbeitens verschiedene Fragen vor. Sie bekamen solche Lust an diesem Unterricht, daß sie von selbst die Uebungen fortsetzten, auch wenn die Lehrerin nicht zugegen war.

Endlich die Landschulen, für welche Girard sich immer besonders interessirte, für welche er auch eine besondere Grammatik geschrieben hat. Das, was er hier wollte, spricht er in der Vorrede zu dieser „**grammaire des campagnes**" aus: „Wir

---

[1]) Ueber dieses Alles vgl. Hanhart S. 62 ff.

wollen", sagt er, „jedes Bauernkind befähigen, den Catechismus zu verstehen, den es hersagt, und das Gebetbuch, das man ihm in die Hand giebt; ihm sollen die Bücher nicht unverständlich bleiben, die zu seiner Belehrung und Erbauung dienen, so wenig als die Predigt, die es hört, oder die obrigkeitlichen Gesetze, zu deren Beobachtung schon die Jugend angehalten wird; diese richtige Erkenntniß der göttlichen und menschlichen Gesetze soll der Sprachunterricht vermitteln." Er sah besonders darauf, daß die Schüler neben ihrem Dialekt auch die französische Schriftsprache erlernten. Deswegen sammelte er mit vieler Mühe die gewöhnlichsten Ausdrücke des freiburger Patois, stellte ihnen die gut französischen zur Seite, und hielt besonders viel auf Uebersetzungen aus dem Patois ins Französische und umgekehrt. Zugleich legte er im ersten Theil seiner grammaire des campagnes eine Sammlung von Sprüchen als Beispiele an, zum Theil mit b. (bon), zum Theil mit m. (méchant) bezeichnet, an welche sich das Gespräch über das innerste Leben des Volkes, über seine Tugenden und Laster anknüpfen ließ.

Auch die Bildung der Schullehrer ließ er sich angelegen sein. Im Spätjahr 1822 wurden zum ersten Mal in den Herbstferien dreißig Lehrer aus den verschiedenen Bezirken in der Stadt versammelt und von Girard unterwiesen. Hanhart war Augenzeuge, welchen Eindruck die gewaltigen Ansprachen Girards auf sie machten, und mit welcher Begeisterung und Beharrlichkeit sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiteten. Sie verließen die Stadt freudig, reich an guten Räthen und kostbaren Heften.

Bei einem solchen Eifer und einer solchen Thätigkeit des Leiters war es natürlich, daß die früher in einem solchen Zustand des Verfalles befindliche Schule in Freiburg jetzt glänzende Triumphe feierte. Das, was Girard während der zwanzigjährigen Dauer seiner Wirksamkeit an dieser Schule geleistet hat, werden wir am besten aus dem öffentlichen Zeugniß vernehmen, welches 240 Familienväter dem verdienten Lehrer aus-

gestellt haben. „Während dieser zwanzig Jahre", sagt dieses Zeugniß, „hat Girard eine Jugend herangebildet, wie vielleicht keine andere Stadt eine ähnliche aufweisen könnte. Jene unwissende, grobe, vorurtheilsvolle Menschenklasse, welche sonst überall sich herumtreibt, trifft man in Freiburg nicht mehr an. Die Jugend zeigt eine Anmuth und eine liebliche Thätigkeit, welche weder von einem groben Ton, noch einem solchen Worte, noch solchen Sitten jemals verunziert wird. Wenn man schlechtgekleidete Kinder auf der Straße spielen sieht, und wenn man auf sie zutritt, in der Meinung, es mit kleinen Gassenbuben zu thun zu haben, so hört man mit Erstaunen, daß sie höflich, verständig, und in einer Art Antwort geben, welche ein Beweis guter Sitten und einer sorgfältigen Erziehung ist. Auch wenn man den Versuch wiederholt, erhält man immer das nämliche Resultat. Die Auflösung dieses Räthsels findet man in der Schule, wenn man hier die Klassenabtheilungen beobachtet, wo jene nämlichen Kinder abwechselnd, wie spielend, ihre Urtheilskraft und ihr Wissen anwenden. Drei oder vier Stunden täglich, die sie mit dieser Arbeit zugebracht, haben der Jugend diese Intelligenz, diese Gefühle, diese einnehmenden Formen verliehen. Aber nicht nur auf die Kinder, auch auf die ganze Masse der Einwohner hat sich der glückliche Einfluß dieses wohlthätigen Heerdes erstreckt. Es bildete sich ein allgemeines Urtheil, es verminderten sich die Vorurtheile, der Aberglauben verschwand nach und nach, und man lernte mehr und mehr die Vortheile des Unterrichts schätzen. Und diese großen Wohlthaten haben sich von der Stadt aus auch über die verschiedenen Dörfer des Kantons zu verbreiten angefangen."

Ein Mann, welcher der Entwicklung des girard'schen Werkes mit hohem Interesse folgte, Herr Diodati, Geistlicher von Genf, sagt ferner Folgendes über jene Resultate: „Alle Leute, welche im Falle gewesen sind, die Schule Girards zu besuchen und sie in allen ihren Einzelheiten zu studieren, stimmen in Bewunderung der vom Lehrer erzielten Resultate überein.

Die Verstandesentwicklung der Zöglinge übertraf das bei Weitem, was der Primarunterricht bis dahin geboten, und was noch schöner und bemerkenswerther ist, diese Entwicklung war durchaus eine Entwicklung zu Gunsten der Moralität. Das Verlangen nach Unterricht nahm immer mehr zu und verbreitete sich allmählig über alle Familien. Der Lehrer seinerseits suchte den Unterricht, ohne den Nutzen desselben aus den Augen zu verlieren, so angenehm als möglich zu machen, milderte durch seinen wohlwollenden und liebreichen Charakter die Strenge der Disciplin, gewann durch seine aufmerksame Aufsicht und seine Güte die Freundschaft der Kinder, ermuthigte sie, befestigte sie und machte sie lernbegierig bloß durch die Macht der Sanftmuth und Liebe. Daneben verbannte er auch die Heiterkeit nicht: er zeigte eine liebenswürdige Vertraulichkeit und jenen Scherz, welcher sich so reizend mit der Liebe und mit dem Ernste verbindet. Der Lehrer verschwand; es war bloß noch ein Vater mitten unter seiner zahlreichen Familie."

Kein Wunder, daß diese Schule bald weit und breit berühmt wurde. Verlangend sahen viele schweizerische Städte auf Freiburg, mit dem Wunsch, auch ihr Schulwesen auf eine solche Stufe gebracht zu sehen. Pater Girard wurde daher zu Rathe gezogen, wo man Verbesserungen im Schulwesen einführen wollte. Auch in Basel ist er hiefür thätig gewesen, und der hiesige Rektor Hanhart hielt sich, um seine Schule genau kennen zu lernen, von 1822—1823 längere Zeit in seiner Anstalt auf. Die angesehensten Familien aus allen Kantonen der katholischen Schweiz schickten ihre Kinder zu dem ausgezeichneten Lehrer, und aus dem In- und Auslande kamen Reisende, um dieses Wunderwerk zu sehen, und dem Schöpfer desselben sein Geheimniß abzulauschen. Es wurde jetzt nach Freiburg gewallfahrtet, wie man früher Yverdon besucht hatte, und es kamen, um mich der Worte Villemain's zu bedienen, Philosophen, Schulmänner, Leute jedes Standes aus ganz Europa; ja es war Mode geworden, diese bewundernswerthe Schule in Frei-

burg sich anzusehen.[1]) Girard selbst hieng mit großer Liebe an diesem seinem Lieblingswerke, als an seinem Kinde. Er äußert sich selbst darüber in einer Schulrede: „Die Vervollkommnung dieser Schule ist das Werk meines Lebens, das Werk, dem ich den größten Werth beimesse, und dem ich auch den Rest meiner Tage zu widmen wünsche. Dieß habe ich feierlich gelobt, als ich diese Aufgabe übernommen, und ich wiederhole dieses Versprechen seither bei jedem Athemzuge. Und doch hat man geglaubt, daß ich heimlich das Verlangen trage, höhern Unterricht zu ertheilen. Ach, ich glaubte im Gegentheil heruntersteigen zu müssen, wenn ich diese Knaben verlassen sollte. Dieser Posten, den die göttliche Vorsehung mir anvertraut, ist in meinen Augen der schönste von allen. Habt ihr es gehört, meine Kinder? Ich habe versprochen, bei euch zu leben und in euerm Dienste zu sterben. Ich hoffe, daß der Herr, unser Gott, mir diese Gnade gewähre, um die ich ihn bitte. Auch ihr werdet ihn darum bitten, ich bins gewiß, und euere Eltern werden dasselbe thun."

Wohl hatte Girard Ursache, sein Werk der Gnade des lieben Gottes zu empfehlen; denn bei gewissen Menschen war sein Untergang beschlossen. Schon früher hatte man von der katholischen Kirche aus versucht, was gegen den Mann, der eine allzugroße Freisinnigkeit in gewissen Dingen schien einführen zu wollen, könne ausgerichtet werden. Girard hatte ein Lehrbuch der Philosophie geschrieben. Dieses wurde in Rom als freigeistisch angeklagt. Die Schrift wurde den Professoren von Luzern, Solothurn und Freiburg zur Prüfung übergeben, eine Prüfung, die jedoch gänzlich zu Gunsten des Werkes und seines Verfassers ausfiel. Als man sah, daß man von dieser Seite nichts gegen Girard ausrichten könne, versuchte man ein anderes Mittel. Die Jesuiten hatten wieder, vom Papste von Neuem eingeführt, ihre öffentliche Thätigkeit begonnen. Eines

[1]) Villemain, S. VII.

ihrer ersten Werke war, jede freiere Richtung im Fache des Erziehungswesens zu unterdrücken. Die Schulen des gegenseitigen Unterrichts wurden daher zuerst in Frankreich aufgehoben. Besonders war ihnen aber die blühende Schule in Freiburg ein Dorn im Auge. Sie machten sich hinter den Bischof, und dieser verlangte Aufhebung der Schule des Pater Girard, weil sie Religion und gute Sitten gefährde. Noch andere Klagen wurden gegen sie vorgebracht, deren Abgeschmacktheit in die Augen fällt, z. B. (wörtlich): beim gegenseitigen Unterricht herrsche die gehörige Stille nicht; die Aufseher, durch ihr Lehrgeschäft verbildet, würden zum Pedantismus erzogen; man lehre in der Schule eine systematische Religion; sie suche Licht zu verbreiten; sie lasse sich in Neuerungen ein, u. s. w. Mochte immer die genaueste Untersuchung Alles widerlegen, was über den schädlichen Einfluß der früher gerühmten Methode gesagt wurde, das Werk sollte zerstört, der Urheber desselben aufs Bitterste gekränkt werden. Die oberste kirchliche Behörde des Kantons Freiburg wandte sich in einer Denkschrift an den großen Rath, in welcher sie den gegenseitigen Unterricht als eine die Religion und die guten Sitten gefährdende Methode bezeichnete und seine Aufhebung verlangte. In unbegreiflicher Verblendung verbot darauf der große Rath die Lehrweise Girards durch ein Gesetz, obschon die angesehensten Männer Alles thaten, um den Schlag abzuwenden. Der gefeierte hochgeachtete Lehrer selbst sollte aber noch gestürzt werden, um das Werk der Zerstörung zu vollenden. Offen gegen ihn aufzutreten durfte man jedoch nicht wagen, da die Liebe der Kinder und Eltern zu ihm zu groß war und die Stimme der Bürgerschaft für den verdienten Mitbürger zu laut sprach. Heimlich wurde er jedoch verlästert und verleumdet, und eine künstliche Aufregung zu Stande gebracht, so daß Girard, als diese im Jahr 1823 aufs Höchste gestiegen war, es vorzog, sein Amt dem Frieden zu lieb aufzugeben, und sich, zwar mit tiefem Schmerze, aber mit dem Bewußtsein, Gutes und Edles gewirkt zu haben, in seine

Zelle zurückzuziehen. Hier stattete ihm eine eigene Deputation der freiburger Familienväter mit Thränen in den Augen Dank ab für Alles, was er an ihnen und ihren Kindern gethan, und drückte ihm auf eine ihm sehr wohlthuende Weise ihre Theilnahme aus. Auch hatte er die Genugthuung, zu sehen, daß seine Methode bald wieder in der Schule eingeführt wurde, nur mit verändertem Namen, und ohne den vieljährigen Leiter. An seine Stelle war einer seiner Schüler gewählt worden.

Ueber Girards Thätigkeit von dieser Zeit an können wir nun schneller hinweggehen. Bald nach seinem Sturze kam er als Guardian ins Franziskanerkloster nach Luzern. Hier wurden seine Verdienste besser gewürdigt. Er erhielt 1827 das Amt eines Lehrers der Philosophie, wurde im Jahr darauf Mitglied des Erziehungsrathes und der Stadtschulkommission, und hat als solcher große Verdienste um die Stadt und um den Kanton Luzern sich erworben. Doch lag ihm immer die Volksschule am Herzen, und diese suchte er durch Wort und Schrift zu heben, besonders in den kleinen Kantonen, wo für eigentliche Volksbildung so wenig gethan wurde. Aber auch seine Wirksamkeit in Luzern war nicht von langer Dauer; schon im September 1834 legte er freiwillig seine Stellen nieder, aus welchem Grunde wird nicht gesagt, und kehrte nach Freiburg zurück.

Den Abend seines Lebens brachte er damit zu, die Resultate seiner Erfahrung und seine Ansichten in mehrern Werken niederzulegen, die nicht nur für die Schweiz, sondern besonders auch für das so vernachlässigte Unterrichtswesen Frankreichs bestimmt waren. Schon früher war seine grammaire des campagnes herausgekommen. Im Jahr 1844 erschien dann sein berühmtes Werk „De l'enseignement régulier de la langue maternelle dans les écoles et les familles," ein Werk, welches von der französischen Akademie mit dem großen Preis Monthyon von 6000 Franken gekrönt wurde, und wofür der

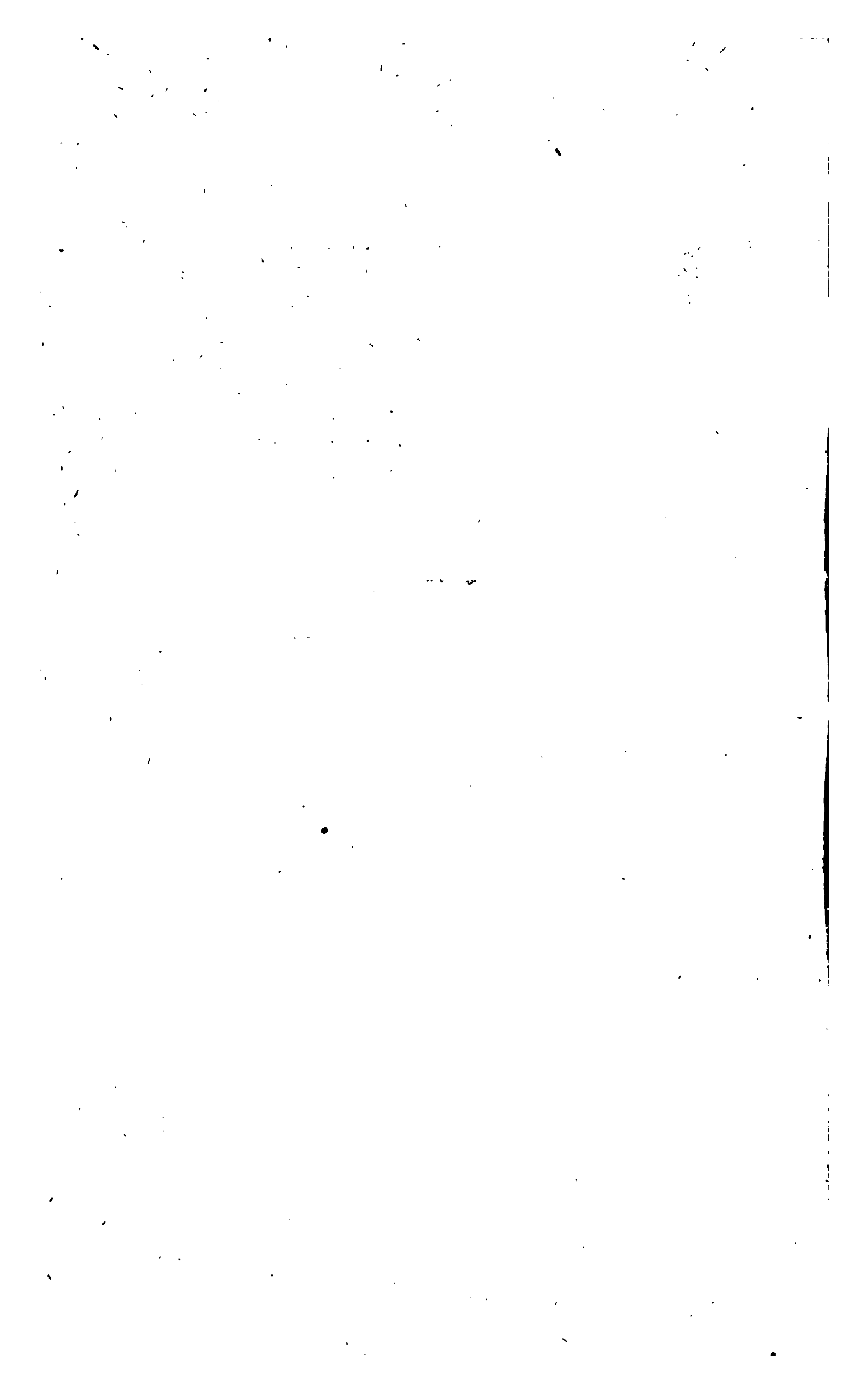
Verfasser von Louis Philipp auf den Vorschlag des damaligen Ministers des Unterrichts, Cousin, das Kreuz der Ehrenlegion erhielt.

Endlich kam das Hauptwerk seines Lebens, sein Elementarwerk heraus, unter dem Titel „Cours éducatif de la langue maternelle,“ worin er alle Grundsätze einer volksthümlichen Erziehung durch die Muttersprache entwickelte. Nachdem Girard darin gezeigt hat, wie die Mutter ihre Kinder die Sprache lehre und wie sie dabei vom Bekannten zum Unbekannten, vom Sinnlichen zum Geistigen aufsteige, spricht er vom regelmäßigen Unterricht in der Muttersprache und vom Zwecke, den er befolgen soll. Der gewöhnliche, bloß grammatisierende Sprachunterricht thue durch die Grammatik dem Kinde Gewalt an und führe dasselbe in die dürren Steppen der Abstractionen. Daher werde er für die Schüler unfruchtbar und diese würden seiner bald überdrüssig. Der rechte Sprachunterricht soll hingegen die jungen Gemüther bilden und die Herzen veredeln. Nicht auf Wörter und Redeweisen, auf den denkenden, fühlenden, liebenden, wollenden und handelnden Geist soll der Lehrer sein Augenmerk richten. Vier Elemente müßten zusammenwirken, um einen solchen erziehenden Lehrgang in der Muttersprache zu bewirken: der Grammatiker, der Logiker, der Erzieher und der Literator. Nachdem Girard im zweiten Buche von dem Unterricht in der Muttersprache als bloßem Ausdruck der Gedanken und im dritten vom Unterricht in der Muttersprache als Mittel zur Geistesbildung gesprochen, bespricht er im vierten Buch seine pädagogischen Grundsätze. Zweck aller Jugenderziehung ist ihm das Heranbilden der Kinder nach dem Ideale, das uns Christus aufgestellt. Von den im menschlichen Herzen schlummernden ursprünglichen Richtungen müsse die Erziehung ausgehen, um das Herz im zarten Alter nach dem Muster Christi zu bilden. Daher müsse der Erzieher diese als Keime in den Kindern liegenden Richtungen sorgfältig überwachen, damit dieselben als eine gute, nicht als eine verderbliche Saat, aufgehen

könnten. Aus der Zahl der Richtungen oder Keime müssen also zuerst alle schädlichen und feindseligen gestrichen werden, Sinnlichkeit, Habsucht, Stolz und Ehrgeiz. Girard geht dann noch die menschlichen Triebe nach der persönlichen, gesellschaftlichen, sittlichen und religiösen Richtung durch und führt endlich aus, wie der Unterricht in der Muttersprache ein Mittel werden könne, veredelnd auf die Bildung des Gemüths zu wirken.

Girards Schule war während seiner Entfernung in die Hände des affilirten Jesuitenordens der unwissenden Brüder gekommen. Doch nicht für lange. Der Sonderbundskrieg vertrieb auch sie, und Girard sollte nun wieder das Erziehungswesen seines Kantons neu gestalten. Er wurde im Februar 1848 von der neuen Regierung zum Präsidenten der Kommission zur Reorganisation des öffentlichen Unterrichts gewählt, als ein müder Greis von 82 Jahren. Was er hier noch geleistet, wissen wir nicht; er starb nach längerer Krankheit Mittwochs den 6. März 1850, in einem Alter von etwas über 84 Jahren. Die Beschreibung der nach seinem Tode verordneten Feierlichkeiten und seines Leichenbegängnisses kann ich übergehen; bloß das will ich noch anführen, daß der große Rath von Freiburg ihm den Dank des Vaterlandes zuerkannte, und daß er beschloß, sein Bildniß in allen Schulen des Kantons aufzuhängen, und ihm auf einem der Plätze seiner Vaterstadt ein ehernes Denkmal zu setzen. Dieses Denkmal ist jetzt, so viel wir wissen, aufgestellt. Das schönste Denkmal aber hat Girard sich selbst gesetzt; es ist die Schule in Freiburg, die er gebaut; es sind die Schriften, die er geschrieben; es sind die Kinder, die er zu guten Bürgern und Christen gebildet hat. Diese Denkmäler werden bestehen und Zeugniß ablegen auch in späten Zeiten noch von dem echten christlichen Wirken eines Mannes, auf den sein engeres und weiteres Vaterland stolz sein darf, der sich die Veredlung und sittliche Hebung seiner Nebenmenschen zur Lebensaufgabe gesetzt hat, und der mit großer Aufopferungskraft und seltener

Hingebung für dieses hohe Ziel thätig gewesen ist; der endlich nicht nur für sich allein, sondern auch für sein Vaterland und viele Länder immer nach Fortschritt gestrebt hat, nicht nach jenem gemeinen Fortschritt, der am Ende nichts ist als ein Sich-auflehnen gegen alle bestehende Ordnung und Sitte, sondern nach dem wahren Fortschritt, der gefunden wird in der gleich-mäßigen Entwicklung des Verstandes und des Gemüthes, und im Streben nicht nur nach bloßen Kenntnissen, sondern auch nach einem religiösen und sittlichen Charakter.



Urkunden.



I.

Schirmbrief des Raths von Basel für zwei Juden.[1]

Wir Heinrich Rich Ritter Burgermeister und der Rat ze Basel tunt kunt allen den, die disen brief ansehent oder hörent lesen, daß wir Slemmen Moyses von Colmar des Juden, der in unser Stat ze Basel, do er lebt, gesessen was, wib, die Jüdin, die in derselben unserer Stat gesessen ist, und Joseph von Richenwiler den Juden, der obgenannten Slemmen nechsten oheim, mag und vogt, und ihr rechtes husgesind, die jr brot essent, und die mit jrem sundrigen gut, nüt libent, zu unsern ingesessenen burgern genomen und empfangen habent, fünff gantze iar, die nechsten von nu unser frowentag ze mittem Ougsten, so schierest kunt ze rechnende, und habent och gelobt, und gelobent an disem brief, dieselben Juden, jr lib und gut getrüwelich ze schirmende und ze fristende und wellent, daß si

[1] Diese Urkunde wurde der Gesellschaft mitgetheilt von Herrn Leonhard Oser S. M. C., der sie bei seinen Studien über die Geschichte der Juden zu Basel im Mittelalter im Basler Staatsarchiv aufgefunden hat. Da die Urkunde, obwohl sehr schön geschrieben, nur auf Papier sich befindet, und darin die Summe des Schutzgeldes und der Tag der Ausstellung fehlt, so scheint sie nur ein Entwurf zu sein.

alle die recht fryeheit und gut gewonheit haben und niessen, die andere unsere burgere habent, sie sient Cristan oder juden ungevarlich. Were ouch derselben Juden deheinen bi uns erzügen wollte umb dehein sach, es gienge an lib oder an gut, das soll er tun zu dem minsten mit zwein erbern unversprochenen personen, einen Cristan und einen Juden, die darumb sagent, ungepinget irs libs und umb welher leye sach, derselb Jud also erzüget wirt, darumb soll er nüt me bessern, weder an lib noch an gut, denne ein Cristan um dieselben sach besserte, ane geverde. Sie mügent ouch jr gut lihen, wem sie wellent und mügent auch koffen und verkoffen und jr gut bewenden, wie und in welen weg si dunket, daß es jnen nützlich sie, und soll man jnen ouch geben veilen kouff, ungevarlich, als man Cristan tete, und mügent ouch jr gut lihen uf allerhand pfand, wie die genant oder geschaffen sint, ane uf blutende phand, kelch, altargewete, nasse tuche und nasse hüte, daruf söllent si nüt lihen, ouch söllent und wellent wir der obgenannten Slemmen der Jüdin und jrem vogt vorsin, daß si deheine unser burger noch der unsern umbziehe, noch bekümbere mit geistlichem gericht, und hette si deheiner der unsern ütschet anzesprechende, der soll das recht von jnen nemen vor unserm schultheißen, oder in der Judenschul in unserer Stat. Aber gegen den, die zu uns nüt gehörent, noch die wir ze twingende nüt habent, die die egenannten Juden mit geistlichen gerichten bekümberten und umbtriben, söllent wir unser bestes und wegstes tun und jnen darinne beholffen sin, als andern unsern burgern ungevarlich. Es soll auch niemande in unser Stat dhein satzunge, gebotte, oder banne uffsetzen, über dhein veil gut, daz die egenannten Juden kouffen wellent, des si zu jren liplichen narunge bedürffen, damitte si an lib oder an gut getrenget oder geschadeget werdent, anders denne über ander unser burger Cristan lüt. Man soll jnen auch vische und ander veil gut ze kouffende geben, als man Cristan tut. Und sunderlich wellent wir auch, ob es sich gefugte, daß wir oder unser nachkomen, die Meister und Rete, in den

egenannten fünff jaren deheinen Juden oder Jüdin bi uns seffe-haft wurdet, fleisch ußer unser schal nach der Juden sitten und gewonheit geben und heißen geben von unsern metzegern, daß wir oder unser egenannten nachkomen denne ouch sullent, den vorgenannten Slemmen, irem vogt und rechten husgesinde in sin (ir) hus fleisch nach jr notdurft geben ußer unser schal und heißen geben umb jr gelte, ane geverde, alle die wile, so man fleisch deheinem andern Juden oder Jüdin bi uns seffehaft, in dem vorgenannten zil git und heisset geben, ouch ane geverde. Were ouch daß der Juden deheiner iemer dhein phand verlure, das jm versetzet were, so soll der Jud sweren, was das verloren phand wert was, und sol dem, des das phand was, das übrig, so vil es besser was, denne es ihm stund, nachgeben und bezalen. Ouch mügent die egenannten Juden jre phendere mit gericht bi uns verkoffen, wenne jnen das fuglich ist. Were ouch, daß iemande, der obgenannten juden deheinen iemer ütschit anzesprechende hette, der sol das recht von jnen nemen, in jr judenschul, als es von alter harkomen ist. Ouch söllent und wellent wir die obgenannten juden mit unser frieheit und gnaden an allen lantgerichten verantwurten und versprechen als ander unser burgere, wenne und wie digke das ze schulden kumet. Ouch meinent wir und wellent, daß die obgenannte Slemme und jr vogt die juden, mit andern juden in unser stat, nützit dienen, oder mit jnen ützit ze schaffende haben, oder daß si si ützit trengen von deheins gebottes oder satzunge wegen, die si unter jnen selber machten, oder uffsatzten, si tun es denne irs eygenem fryen willen. Und von söllicher vor und nach geschribener fryeheit wegen, sint wir mit der egenannten Slemmen der judenen übereinkomen, das si uns jerlich richten und geben sol, das obgenannte zil, die fünff jar . . . . . . guter guldiner von Florentz. Wollte aber dieselb Slemme und jr vogt sich in den obgenannten fünff jaren von uns ziehen, so söllent si uns nüt gebunden sin ze stürende und ze gebende, wand das jar, das si

bi uns begriffen hat, das jar habe si bi uns begriffen lützel oder vil. Und harüber söllent noch wöllent wir die vorgenannten Slemmen und jren vogt, die juden, nützit twengen, noch trengen uns dhein gut ze lihende oder ze gebende. Und söllent si ouch über die egenannten stüre nüt schetzzen umb dhein gut, es si umb umbgelte, oder umb dhein ander gut, das wir uf uns selber, oder uf die unsern uffsetzende wurdent. Wenne ouch die vorgenannten fünff jar uskoment, fugte denne den egenannten juden fürer nüt bi uns ze blibende, oder ob si in dem zil sich von uns ziehen woltent, daran söllent wir si nüt irren, weder an lib, noch an gut, und söllent dieselben juden und jr gut in jren kosten geleiten, drie mile von unser stat, welhen weg si wellent. Doch söllent dieselben juden vorhin jre phendere in den kilchen verkünden, an der kantzel, daß man si in zwen monenden von jnen löse, und nach denselben zwen monenden mügent sie mit den phendern tun, was jnen fuglich ist ane allen unsern und der unsern zorn und hindernisse ane alle geverde. Und alle die dinge, die da vorgeschriben stand haben wir gegen den egenannten juden gelobt und verheißen stete ze habende, und ze vollefürende getrüwelich und unverbrochenlich by den eiden, die wir darum gesworn habent. Und wenne je ein alt Rat under uns abgat, so sol er dem nüwen Rat empfelhen, ouch by dem eyde, den sie darumb swerende werdent, disen brief und gedinge gegen den egenannten juden ze haltende und ze vollefürende unverbrochenlich das vorgeschriben zil uff, ane alle geverde. Wir haben ouch für uns, und alle unser nachkomen die Burgermeistere und Rete ze Basel, die wir ouch harzu binden, uns gegen den obgenannten juden in dirre sache verzigen und begeben aller helffe, geistlichs und weltlichs gerichts, geschribens und ungeschribens, alles Fryesrechtes, Lantrechtes, Stettrechtes und Burgrechtes, aller Bebsten, Keysern und Küningen Rechten, aller Verbuntnüsse, Ußzügen, Fünden oder geverden, wie si genant sint, damit wir harwider dheins-

weges möchtent getun oder gereden, sunderlich des rechten, das da sprichet: gemeine verzihung vervahe nüt, ane geverde. Und des ze urkund ist dirre brief mit unserer stette Insigel besigelt, der geben wart ze Basel, des jars do man zalte von gottes geburt drüzehen hundert achtzig und sechs iar an dem nechsten.

II.

Urkunden über Hexenprozesse aus dem Staatsarchive in Bern.

Mitgetheilt durch Herrn Staatsschreiber und Staatsarchivar Moritz von Stürler, korrespondierendes Mitglied der basler historischen Gesellschaft.

1.

Auszug

aus „Allerhand Bedenken und Relationen No. 3."
Seite 169 vom 12. Sept. 1651.

Edel, Gestreng, Hochgeacht, Fromb, Fürnemm, Fürsichtig und Weiß, Gnädige Herren.

Aus E. G. von Lobl. Statt Bern zukommenen und uns eingehändigten Schreiben, auch darauf begerter unserer Meynung und Guthachten, ersechen wir (wiewohl nicht sogar eigentlich und clar, Maßen selbiges von mehreren Umbständen wir gern gesehen hätten) daß darinn gefragt wirdt:

Ob ein sattsamer Grund und ohnfehlbares Zeichen der Hexerey und darauf erfolgenden gewonlichen Straff, diese seyen.

Erstlich, wann die Beclagte von ihren Verleideren und Accusatoren angeben und beschuldiget seind, daß sie die Ankläger und Beklagte heyteres Tags und außer nächtlicher Zusammenkunft mit einander von diesem Laster und deßen anhängigen bösen Actionen Gespräch gehalten.

Zum Andern, wann an solchen beschuldigten Leuthen das Satanische Zeichen mit der eingesteckten Nadeln ohne Empfindnus und Blutgebung erfunden und also probirt erkent wirdt.

Hierauf unsere Meynung zue entdecken, halten wir das erste Zeichen, die Beytag Zusammenkunft und von diesem Laster, auch deßen anhängigen bösen Actionen Unterred, für kein genugsambe Beweisung obgedachten Criminis, also daß auf solches Zeichen allein, man zu geschwind und ohnbedächtlich verfahren wurde, vornemblich in Vollstreckung der gebürenden Straff, aus Ursachen: weilen zue selbigen die eigene, eintweedersfreye, oder durch die Tortur usgepreßte Bekandtnus, diese namblich erfordert wirdt, daß sie Gott und der heilig. Tauf abgesagt, und verläugnet, mit dem bösen Feind teuflisch sodomitischer Weiß sich vermischet, wie sie dann durch solche Vermischung zu der Verläugnung Gottes mehrertheils angereitzt, und gebracht werden. Item, Leuth oder Vieh durch ihre Zauberey und Teufelskünst vergiftet und getödt haben, und erforderet solches die peinliche Halsgericht Ordnung Caroli 5. Art. 52. daß namlich erkundiget werde, gegen welchen Personen Sie die Zauberey gebraucht, und was Schadens damit beschehen seye. Dieses ist zwar nicht ohn, daß wann jemand sich erbeuth, andere Zauberey zue lehren oder jemand zue bezaubern betröhet, und dem Betröhten dergleichen beschicht. Item Gemeinschaft mit Zaubern und Zauberin hat, mit solchen verdächtigen Dingen, Geberden, Worten und Wesen umbgehet, die Zauberey auf sich tragen, und dieselbe Persohn deßen auch berüchtiget, daß solches gnugsambe Ursach zue peinlicher Frag [1]: Jedoch daß deren Stucken keins allein zue redlicher Anzeigung peinlicher Frag gebraucht, sonder etlich bey einander auf jemand erfunden werden. [2]) Und ist zue wüßen, daß Niemand auf einiger Anzeigung, Argwohn, Wahrzeichen oder Verdacht zue peinlicher Straff soll verurtheilt werden; sonder allein peinlich mag man darauf fragen, so die Anzeigung gnugsamb ist. [3]) Dann soll jemand endlich zu pein-

---

[1]) d. Const. Carol. art. 44.

[2]) art. 27.

[3]) artic. 18. 20 et 22

licher Straff verurtheilt werden, das muß us eigenem Bekennen oder Erweisung beschehen,[1]) und nicht auf Vermutung oder Anzeigen, und ein jede genugsame Anzeigung, darauf man peinlich fragen mag, soll mit 2. guten Zeugen bewiesen werden. (**Art. 23. et Art. 30. in fine.**)

Betreffend das ander Gemerk, wann an den Beschuldigten das satanische Zeichen mit der eingesteckten Nadeln ohne Empfindnus und Blutgebung erfunden und also probirt erkent würd.[2])

Ob zwar **Bodinus** vermeint, daß solches Anmahl ein gewiße Anzeigung der Verläugnung Gottes seye, und etliche dieses Zeichen zwischen den Lefzen, etliche unter den Augbrawen, gemeinlich aber auf der rechten Achsel, die Weiber aber unter der Achsel haben; zudem habe sich unter König Carolo dem Neunten in Frankreich, dieses zugetragen, daß Einer, genant **trois echelles** von **Maine**, als er auf dis End hin Gnad erlangt, daß er seine Mitgesellen, wann man ihne zur Versamblung bringen, angeben solte, do habe er alsobald erkant dieselbigen, die ein sonderlich Gemerk (welches sie unter sich selbst wüßen zu erkennen) an ihnen hatten, sagte daß man Gemerk finde, wann man sie nakend ausziehe, man befand es auch also in der That, denn sie waren gleichsamb wie mit einem Hasen Täplin gezeichnet, und daßelbig Ort war unempfindlich; also daß die Zauberer keinen Stich empfinden, wann man sie schon an dem gemerkten Ort bis aufs Bein stechen solte, so weit **Bodinus**.

Dieweil aber, wie gemelter Author an vorgenantem Capitul vermeldet, der Satan diese Anmahl oder Zeichen eintruckt, auch ostermahls hernach wider auslöscht und abthut, ist damahln[3]) die Vollziehung gegen ihnen (wellen in dieser Zauber Bursch

---

[1]) art. 22

[2]) d. mag. daemonum lib. 2. cap. 4

[3]) lib. 4. c. 1.

ein große Anzahl Armer und Reicher sich befunden, wie mehrgedachter Author vermeldet) ersitzen blieben, eintweders aus Gonst, oder aus etwas Schrecken, oder daß man der Ehr etlicher Vornemmer under dem Haufen, die man dahien nie Verdacht hatte, schonete, oder weil die Zahl so übermäßig groß war. Jedoch weil dieses Zeichen unter den Anzeigungen der Zauberey in Caroli 5. Criminal Ordnung Art. 44. keinswegs sich befindet, und uns verborgen ob solches natürlicher Weiß zugehen kann oder nicht: dann wann dieses Zeichen über und wider die Natur, ist gewiß, quod natura in suis principijs deficiat et proin nauraliter illud impossibile.

Schließen also wir, daß obbesagte Indicia nicht genugsamb zur peinlichen Frag und Tortur, vielweniger zu der Ordinari und Lebens Straff zue ziehen seyen, es wäre dann Sach, daß andere und mehrere Anzeigungen, vornemblich die anfangs gemelten darzue kämen; weilen zu solchem Laster nicht Vermutungen, Zeichen, oder schlechtes Anzeigen, sonder sonnenclar heytere Beweisthumb erfordert werden. So E. G. wir nach Anleitung der Rechten Berichten, zugleich Sie dem Gnadenschutz des Allerhöchsten trewes Fleißes empfehlen thun.

Geben in unserm Collegio den 12. Sept. 1651.

E. G. St. F. E. Wbt.

Gehorsambe
Decanus undt übrige Doctores
der Juristen Facultet alhie.

2.

Staats-Archiv Bern. Tom 3. „Allerhand Bedenken.“ „Bedencken vnd Relationen Ab Anno 1628. usque ad An. 1662. F. 171.

1651, 12. September.

Quaerit Amplissimus Magistratus inclytae Reipublicae Bernensis, et speciatim etiam Facultatis Medicae Basi-

liensis judicium requirit de hac quaestione. An videlicet sceleratae mulieres, quas Sagas, striges et lamias vocant, ex conventibus diurnis (praeter nocturnas synagogas, quibus ut plurimum diabolicae illusiones et fascinationes fieri solent) et colloquiis cum sui similibus, de hoc crimine et lamiarum energia, acu item aut Stylo alte intruso in locum, cui vestigium diabolicum impressum, sine omni sensu ac profusione sanguinis, satis dignosci, et nefandi istius criminis, cum apostasia conjuncti, accusari possint? Gemina haec quaestio proprie medica non est: morborum namque, non lamiarum aut similis farinae hominum, cognitio et curatio Medicorum est. Ex similibus tamen, quae in arte Medica tractantur, per analogismum colligimus, utrumque signum in dignotione sagarum fallax esse. Nam quae primò de conventibus ac colloquiis ipsarum dicuntur, pleraque aut fabulosa sunt, aut merae illusiones et fascinationes Satanicae: Constat enim ex historiis, plurimas honestissimas personas visas fuisse interesse conventibus, colloquiis et saltationibus lamiarum, quae tamen, eodem ipso temporis momento, revera domi fuerunt repertae in lecto, aut alienis in aedibus, cum fide dignis colloquentes; cacodaemone interim aliorum sensus et oculos fascinante. Quod ad alterum attinet, medicae magis considerationis, acus nimirum impressionem profundam, in partem corporis quamcunque, sine omni sensu et sanguinis profusione, ad id breviter et succincte respondemus, haec duo symtomata, *ἀναισθησίαν* et sanguinis profusionem cohibitam, fieri vel a naturalibus causis sensum tactus stupefacientibus, et sanguinis profusionem in vulneribus quandoque impedientibus, vel a causis hyperphysicis. A naturalibus causis si fiant, nihil inde ad inquisitionem lamiarum redundat: cum naturales causae naturaliter agentes nonnisi naturales effectus producant simul ac denotent. Quod si vero a Supernaturalibus causis contingant, fiunt in hoc casu dubio procul operâ diaboli, quo-

cunque modo (quem libenter ignoramus) stuporem inducentis, et sanguinis fluxum cohibentis, quod cum, praeter alia complura, etiam in pientissimis hominibus, ita permittente Deo, praestare possit, certe ex hac et similibus actionibus daemoniacis certa signa realitatis, ut vocant, depromi nequeunt, cùm hac ratione multi innocentes huius criminis accusari, et in vitae periculum adduci possent. Et hoc est judicium nostrum de gemina ista quaestione, quantum quidem limites vocationis et professionis nostrae permiserunt: dignotionem apostasiae et defectionis a Deo, cuius etiam mentio fit, Theologis, quorum haec est propria, relinquentes. Actum et datum sub sigillo Facultatis nostrae. Anno 1651. d. 12. Septembr.

(L. S. Facultatis medicae Basiliensis. Geflügelter Ochse mit Aureola und Buch.)

Decanus et Assessores Collegii
Medici in Universitate Basiliensi.

3.

Auszug

aus allerhand Bedenken und Relationen Nr. 3. S. 166.
vom 14. Septemb. 1651.

Den Fürsichtigen, Ehrsamen, Weisen, Schultheiß und Raht der Statt Bern, unsern insonders gutten Freunden, und vertrauwten lieben Eidtgnossen.

Unser freundtlich willig Dienst, sambt was wir Ehren, Liebs und Guts vermögen zuvor, fromm, fürsichtig, ehrsam und weiß, insonders gut Freundt und vertrauwt lieb Eidtgnoßen.

Was auf die beide, in Euerem den 5. hujus an uns abgebenen Schreiben movirte Quaestiones, betreffent diejenige Personen so der Hexerey und leidigen Abfahls von Gott dem Herren beschuldigt und So wohl die Juridisch- als Medizinische Faculteten hiesiger Universitet, denen Wir solches gleich alsobald communicieren laßen, respondirt haben, das geben die beiliegende Originalien mit mehrerm zu erkennen, und sollen dabey Euch unsren v. l. E. Wir zu begerter Nachricht nicht verhalten, ob zwar dieses abscheuliche Crimen bey uns und in unserer Jurisdiction und Botmäßigkeit, Gott Lob, vast unbekandt; also daß in vielen Jahren dergleichen nicht verspührt noch entdeckht worden; daß gleich wohlen wir, da sich einiger Fahl (welches Gott verhüte) bey uns zutragen sollte, in der Sachen gewarsam und bedächtlich zu verfahren guten Raht darüber einzuholen, sonderlich die Indicia ob solche zur Tortur genugsam, vermög der Rechten, wohl zu examiniren und zu erdauren, und in allem den sichersten und verantwortlichsten Weg zu gehen, uns wurden angelegen sein laßen, wie wir dann sehen nnd verspüren, daß auch Ihr unser V. l. E. in dieser sonst sehr schwehren und wichtigen, da benebens dunkheln und zweifelhaften Materi, zu thun Euch ruhmlich befleißen und Göttlicher Vorsorg uns damit sambtlich empfehlend.

den 14. Septemb. Ao. 1651.

Burgermeister und Raht
der Statt Basel.

4.

(Aus dem Basler Staatsarchiv.)

Basel. Sambstags den 13. 7bris
a. 1651.

Hexerey belangend. Schreiben von Bern, begern über underschiedliche Puncten, die Hexerey betreffend, so sich bei ihnen

halten thue, der allhiesigen juridischen wie in gleichem der medicinischen Facultät guttachten: und sind dero Bedenkhen abgelesen worden. beede Bedenkhen sollen unsern V. l. E. lobl. Statt Bern überschickht werden, mit ettwas andeutung daß man Gottlob diser orthen von dergleichen sachen bis dahin nichts gehört, wann aber ettwas vorfiele, wurde man deßwegen ebenermassen behöriger orthen guetten rath einzuholen nicht ermanglen.

